

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 11.1960

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1960

Archiv.

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

11. BAND

BERLIN 1960

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

11. BAND

Herausgegeben
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

KURT POMPLUN

BERLIN 1960



Archiv.

Schriftleitung: Kurt Pomplun, Berlin-Grünwald, Kudowastr. 27 a / Tel.: 89 55 17
Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54,
Tel.: 62 63 00 / Druck: Paul Funk, Berlin W 30, Stauffenbergstr. 11-13, Tel.: 13 41 44

I N H A L T

<i>Dr. Hermann Fricke:</i>	
<i>Wanderer zur Weisheit und Freiheit. Calvinistische Züge im Staatsgedanken Jacob Burckhardts und Theodor Fontanes</i>	5
<i>Ludwig Hoffmann:</i>	
<i>Geschmacksinseln in Berlin. Aus den Lebenserinnerungen des Berliner Stadtbaurats (mit 7 Abbildungen)</i>	14
<i>Dr. Wolfgang Scheffler:</i>	
<i>Ein Porzellantablett für George Hossauer (mit 3 Abbildungen)</i>	47
<i>Ludwig Ganghofer:</i>	
<i>Über die Berliner (mit einer Einleitung von Dr. Eberhard Faden) . .</i>	54
<i>Dr. Karl Hohmann:</i>	
<i>Das Berliner Fischerdorf Schmöckewitz im Wandel der Zeiten (mit 9 Abbildungen)</i>	57
<i>Dr. habil. Hans Erich Kubach:</i>	
<i>Die Marienkirche zu Belzig (mit 2 Abbildungen)</i>	85
<i>Oskar Lieichen:</i>	
<i>Die Entstehung von Luckenwalde (mit 1 Abbildung)</i>	90
<i>Fritz Bönsch:</i>	
<i>Die Fluren der Gemarkung Klein-Räschen (Gemeinde Groß-Räschen, Kreis Senftenberg) vor Ausführung der Gemeinheitsteilung (mit 1 Abbildung)</i>	101
<i>Alwin Arndt:</i>	
<i>Reichwalde/Kreis Luckau. Ein Beitrag zur Vegetations-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Niederlausitz (mit 4 Abbildungen) . . .</i>	118
<i>Dr. habil. Hans Erich Kubach:</i>	
<i>Der Kreis Oststernberg. Ein geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Überblick (mit 16 Abbildungen)</i>	134
<i>Dr. Eberhard Faden:</i>	
<i>Willy Hoppe (1884—1960)</i>	158
<i>Bücherschau:</i>	
<i>W. Vogel, Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg (Lehmann)</i>	
<i>A. D. Gathen, Rolande als Rechtssymbole (Pomplun)</i>	
<i>J. Schultze, Rixdorf-Neukölln (Pomplun)</i>	
<i>E. F. R. v. Barsewisch, Von Rossbach bis Freiberg 1757—1763 (Zopf)</i>	
<i>R. Lehmann, Die Niederlausitz in den Tagen des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier (Faden)</i>	
<i>L. Pallat, Richard Schöne, Generaldirektor der Kgl. Museen (Pomplun)</i>	171
<i>Gerhard Küchler:</i>	
<i>Aus dem Leben der Vereinigung</i>	179

Hermann Fricke:

Wanderer zur Weisheit und Freiheit

*Calvinistische Züge im Staatsgedanken Jacob Burckhardts und
Theodor Fontanes.*

*Aus dem Festvortrag anlässlich des 75jährigen Bestehens
unserer Vereinigung am 30. Mai 1959.*

Als sich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Touristik von England her auch in Deutschland ausbreitete, wandte sich der „Touristenklub für die Mark Brandenburg“ entschieden der historischen Wanderbewegung zu und erwählte sich zum geistigen Protektor Theodor Fontane. Wie das Werk des Meisters weit über das Historische hinaus ins Allgemeinmenschliche wuchs, so dehnte sich auch das Wesen des Wanderers über seine historisch-touristischen Wurzeln in beunruhigende Weiten und Tiefen. Denn das Wandern ist ein Grundelement des Lebens, es erfüllt ein metaphysisches Bedürfnis des Menschen: die bewußte Eigenbewegung im Gegensinn zur Automation. Der Prototyp dieses Wanderers, Heinrich Seume, formte dafür die klassische Erkenntnis: „Wer geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt ... Ich halte den Gang für das Ehrenvollste und Selbständigste im Manne ... Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft.“ Wer geht, sieht und durchsieht Welt und Menschen genauer. Wer geht, nimmt von der Erde und den Wesen auf ihr Besitz, suchend und entdeckend, wagend und gewinnend.

Wege zu Weisheit und Freiheit haben die stets wache, skeptische und suchende Seele des Wanderers seit je in ihren Bann gezogen. Ein Berliner Wanderer hat nach einer Topographie von 1794 die Mauern der Stadt umschritten, um die Angaben eines Festungsbauingenieurs über die Länge der Mauerumfassung als unrichtig zu erweisen. Aus tieferer geistiger Haltung heraus hat der große Schweizer Kulturhistoriker und leidenschaftliche Wandersmann Jacob Burckhardt den Grundsatz aufgestellt, daß niemand den wahren Horizont einer Stadt umgreifen könne, der nicht allseitig sie erwandere. Der Wanderer richtet von seiner Lebensnähe aus den Blick auf den umfassenden Organismus, er ist immer auf der Spur der festen und der beweglichen Potenzen, der Wandlungen, der Freiheit und Gebundenheit.

Burckhardt und Fontane entdeckten durch solches Sehen eine neue Quelle der Geschichte: die Anekdote. In der gleichen Zeit, da Fontane der Anekdote als Zeugnis für den Menscheng Geist bedeutendere Wahrheitskraft zuschrieb als dem Akten- und Urkundenmaterial, teilte auch der junge Burckhardt seinen Freunden die überraschende Erkenntnis mit, daß „Tatbestände ... Schutt“ sein könnten, während sich im „Anekdotischen ... eine historia altera, eine vorgestellte Geschichte“ enthülle, „die uns sagt, was man dem Menschen zutraute, und was für sie charakteristisch ist.“ Der 25 Jahre

jüngere Freund Burckhardts, Friedrich Nietzsche, fand dafür die zugespitzte Formulierung: „Aus drei Anekdoten ist es möglich, das Bild eines Menschen zu geben.“

Die Jugend an der Grenzscheide zwischen Romantik und Realismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts sah sich der gleichen Problematik gegenüber wie die junge Generation zu Ausgang des 18. Jahrhunderts an der Wende zwischen Rationalismus und Romantik. Für seine Wanderfahrten nach dem Volkslied berief sich 1809 Achim von Arnim auf die Klage des alten Wandersmannes Prof. Ewert aus Marburg von 1784: „Die Volkslieder erstarben in meinem Kopfe unter dem Wuste von wissenschaftlichem Unkraute ... Tausend solcher Sträucher blühen im hohen Grase, unsere Gelehrten stolpern vorbei, indem sie die hohen Felsen messen, Türme, Städte, und all die großen Wunder der Natur anstaunen.“ So begann die Entthronung des „Luxurierten“ wie man damals sagte. Auch Burckhardt und Fontane suchten auf Grund bisher verachteter Quellen auf neuen Wegen zu tieferen Erkenntnissen des Geistigen im Menschen, zur *Kultur der Seele*, vorzustoßen.

Erinnern wir uns, daß Burckhardt (1818-1897), Zeitgenosse Fontanes (1819-1898) und in entscheidender Zeit in Berlin den Geist Leopold Rankes und Franz Kuglers auf sich wirken ließ, daß beide in der Welt der Genfer Konfession groß wurden. Als 1847 Burckhardt nach Kuglers ergebnislosen Bemühungen, seinen Schüler an die neue Kunstakademie zu bringen, pessimistisch der „Scheußlichkeit“ Berlin endgültig den Rücken kehrte, feierte Fontane unter den schwärmenden Genossen der Kuglerschen Literatenklubs „Ellora“, „Rhythly“ und „Tunnel über der Spree“ seine ersten großen poetischen Triumphe. Es ist eine von jenen tiefgründigen, unerforschlichen Gegebenheiten, daß die beiden großen Wanderer sich persönlich nicht begegneten. Trotzdem liegt es bei der Parallelität ihrer geistigen Welten nahe, die geistige Welt Burckhardts gleichsam als bedeutungsvolles und deutendes Widerspiel zu der Fontanes zu betrachten.

Während in Paris Francois Millet den proletarischen Menschen, und Gustave Courbet die proletarische Gesellschaft unter dem Revolutionsprogramm des „Cri de la terre“ als Ideale der jungen Generation gestalteten, illustrierte in Berlin der Rhythly-Genosse Adolph Menzel Franz Kuglers „Geschichte Friedrich des Großen“ nach den großen Prinzipien Ordnung, Gerechtigkeit, Weisheit und Freiheit, schrieb Fontane für die demokratische Dresdner Zeitung sein Loblied auf den altpreußischen Militärstaat, der nicht den Rechtsstaat aufgehoben habe. In Basel verkündete Burckhardt die Kultur als besondere Potenz, zwischen den Potenzen des Staates und der Religion wirkend: „Die Kultur als Ausdruck des geistig-sittlichen Lebens ist die Welt des Beweglichen, *Freien*. „Die *Weisheit* ist für Burckhardt der Lebens- und Daseinsbereich der freien Persönlichkeit. Durch Weisheit und Freiheit erwachsen dem Einzelnen wie der Gesamtheit die Kräfte, das unerschütterliche Streben, „bloße Macht in Ordnung und Gesetzlichkeit um-

zuwandeln.“ In seinem Altersroman „Stechlin“ hat Fontane besonders eindringlich die gleichen vier Prinzipien vertreten: der Zeit Friedrich Wilhelms I. billigt er das Prädikat der Größe deshalb zu, weil hier durch die Schaffung von „Ordnung und Gerechtigkeit“ die Fundamente einer neuen Zeit gelegt worden seien. Als zweite „große“ Epoche der brandenburgisch-preußischen Geschichte bezeichnet Fontane die Epoche Friedrichs des Großen, wo sich „das ungeniale Land mit einem Male vom Genie durchblitzt“ sah. „Und dann kam die dritte Zeit (1812) ... Da war das arme, elende, halb dem Untergange verfallene Land durchleuchtet von dem Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit.“

Burckhardt und Fontane weichen hier in auffallender Gleichheit von der Philosophie ihrer Zeit ab. Der Positivismus, der durch die Engländer und Franzosen einen so breiten Eingang in die deutsche Philosophie fand und lange als Wiege der realistischen Kunst galt, hat weder für Burckhardt noch für Fontane einen Weg zur Weisheit gewiesen. Beide haben die Bemühungen der Philosophen bewundert, aber letztlich in dem Urteil übereingestimmt, das Burckhardt über die philosophischen Bemühungen fällte: „Dieses alles wiegt doch kein Gran realer Anschauung und Empfindung auf.“ In ihrer Auffassung menschlicher Ordnungen gehen beide vom gleichen Fundament aus. Burckhardt: „Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen.“ Fontane: „Dat Best bliewt doch immer dat Menschenhart,“ und „Das Leben hat mich gelehrt, daß alles auf die Menschen ankommt, nicht auf die sogenannten Verhältnisse.“ Es ist dabei unerheblich, daß Burckhardt seine Anschauungen aus den Tiefen der Antike, des christlichen Mittelalters und der Renaissance emporhob, während Fontane aus den Traditionen der hugenottischen Geisteswelt, der französischen Aufklärung und des britischen Liberalismus schöpfte und „die Glocken der Antike nur von ferne läuten“ hörte.

In Shakespeare verehrte Burckhardt den mehr intuitiv entdeckenden Meister der Lebensweisheit; für den seit seiner Jugend shakespearebegeisterten Fontane wurde der große Brite zum Repräsentanten der Weisheit schlechthin. Es ist ein weiter Weg vom Menschenbild Shakespeares bis zur Psychologie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, da Burckhardt die Erkenntnisse des Münchener ultramontanen Professors Ernst von Lassaulx, Fontane die Forschungsergebnisse des französischen Jesuitenpaters Jean Pierre Gury in ihr Werk aufnahmen. Es sei wenigstens auf die allgemeinen europäischen Wurzeln der Anschauungen von der Weisheit hingewiesen. Weisheit, sapientia, steht seit alters im Gegensatz zur Klugheit, zur prudentia. Aristoteles, Cicero und Quintilian hatten so unterschieden, so das christliche Duocento, das man das „arabische Jahrhundert“ nannte. Der Gegensatz zwischen Klugheit und Weisheit wurde besonders lebendig, als in der Renaissance die große Justizkrise im kaiserlichen und kanonischen Recht aufbrach. Der Humanist Erasmus, der Franzose Bude und Melanch-

thon wandten sich gegen den Formalismus einer in der prudentia erstarrten Justiz. Um der Weisheit eine Gasse zu brechen, verlangten sie die Zulassung von Graduierten der freien Wissenschaften zu den öffentlichen Ämtern in Staat und Kirche, die Beseitigung des Juristenprivilegs und die Anwendung schlichter menschlicher Weisheit, um von hier aus im Sinne einer inneren Verbindung von antikem Heidentum und christlicher Philosophie eine neue bejahenswürdige Gesellschaftsgestaltung herbeizuführen. In dieser Justizkrise der Renaissance entstanden die Anfänge der modernen demokratischen Auffassungen von Individuum und Staat. Die Kultur der Seele, die einst Cicero in den Mittelpunkt der geistigen Welt gerückt hatte, wurde durch Burckhardt als der „wühlende Geist“ über Klugheit und Wissen erhoben. Fontane hat in seinem Werk ohne Unterlaß die Brüchigkeit des bloßen Wissens in Jurisprudenz und Theologie, Medizin und Philosophie herzlich ironisiert. Indem beide Meister die echten Werte von Weisheit, Menschlichkeit und Freiheit in den Brennpunkt ihres Schaffens rückten, wurden sie zu wichtigen Kündern von Begriffen und Grenzen menschlicher Ordnungen.

Burckhardt und Fontane vertreten in einer ganz bestimmten Ausprägung den Gedanken, daß der Staat ein lebendiger Organismus sei, daß er wie der Körper eines Menschen aus Kopf und Gliedern bestehe. Die Bibel und die von Livius erzählte Fabel des Menenius haben diesem Organismusgedanken erste Form verliehen. Nimmt man noch die hierher gehörenden Äußerungen von Platon und Aristoteles, der Institutio Trajana, von Cicero, Seneca und Augustinus hinzu, so haben wir eine Vorstellung davon, welche Lawine spitzfindiger Staatsrechtslehren sich bereits bis zur Renaissance aus dem Organismusgedanken entwickelte.

„Eine irgendwie freie, auf bewußter Gegenseitigkeit beruhende Vereinigung“, in der auf Grund der ungleichen Gaben der Menschen am Anfang immer die Gewalt gestanden habe, welche „zur Kraft wurde“, das ist nach Burckhardt der lebendige Organismus des Staates. In ihm gelangen die individuellen Egoismen zum Ausgleich. Er ist zwischen Obrigkeit und Volk, zwischen Kopf und Gliedern „die Standarte des Rechts und des Guten, welche irgendwo aufgerichtet sein muß.“ Burckhardt hat seinen Staatsbegriff nach sehr bezeichnenden Seiten hin genau abgegrenzt. Anstelle der aristotelisch-kirchlichen Lehre vom Kreislauf der Verfassungen setzte er das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in Leben und Gesichte, „die aufsummierte Vergangenheit.“ Der große Renaissanceforscher bleibt selbst nicht nur bei der Überwindung des antiken und christlich-mittelalterlichen Staatsgedankens durch die Renaissance stehen, sondern wandte sich scharf gegen das Menschheits- und Freiheitspathos im „Contract sozial“ des Genfers Rousseau, gegen seine Kontrakthypothese als Grundlage der Volkssouveränität und gegen seine Hypothese von der Gleichheit aller Menschen. Er setzt dem entgegen: „Der Geist spricht konkret durch mächtige, ausdrucksvolle Menschen zu uns.“ Selbst die Religionsstifter gehören für den aus

der Kirche ausgeschiedenen ehemaligen Theologiestudenten „im höchsten Sinne zu den großen Männern, weil in ihnen dasjenige Metaphysische lebendig ist, welches dann befähigt, Jahrtausende hindurch nicht nur ihr Volk, sondern noch viele andere Völker zu beherrschen. „Die Persönlichkeit ist doch das Höchste, was es gibt.“ In Burckhardts Persönlichkeitsbegriff leuchtet noch der Gedanke des Erwähltseins, wenn er sagt: „Der große Mensch vollzieht, oft ohne Wissen, höhere Beschlüsse.“ Burckhardts Freiheit findet ihre Begrenzung zwar nicht an der Autorität einer Religion, aber doch an einem ewigen „Walten“, an einer ewigen Weisheit, „in deren Zwecke wir nicht eingeweiht sind.“

Dem Freiheitsbedürfnis des modernen Menschen wird nach Burckhardt am ehesten eine aristokratisch-demokratische Mischform als Staatsideal gerecht. In ihr soll die geistige Elite, durch die Mittler Gesetz und Ordnung regierend, sich freiwillig von oben her vereinigen mit dem ebenso freiwillig von unten her gehorchenden Volke vereinigen. Diese Idealform staatlichen Lebens sieht Burckhardt am reinsten im Kleinstaat verwirklicht, „damit ein Fleck auf der Erde sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind.“ Die Monarchie ist für den Schweizer kein Staatsideal. Die Wirklichkeit eines Ludwig XIV. nannte er ein „mehr mongolisches als abendländisches Ungetüm.“ Von den modernen Massenbewegungen sagte er voraus, daß sie „ermattete Völker“ zurücklassen würden, die sich dann nur in „lange Despotismen“ retten könnten. Darum spricht Burckhardt geradezu das Lob berechtigter Staatskrisen und stellt sich ganz auf die Seite eines Widerstandsrechts, sofern es von legalen Kräften getragen wird.

Es ist nicht zu verkennen, daß in Burckhardts Staats- und Freiheitsidee wesentliche Elemente einer Staatsauffassung wirksam blieben, die dem Baseler Studenten einst durch Wilhelm de Wette, den 1819 von seinem Berliner Theologenstuhl vertriebenen Theologen, aus der Staatsrechtslehre des Genfer Reformators Calvin überkamen. Diese Elemente gingen auch auf Burckhardts Weg über die geistigen Welten von Paris, Rom und Athen nicht verloren: „Dem Gesamtgeist ist nur durch die Freiheit zu helfen.“

Dem Freunde und Kenner Fontanescher Dichtung wird bereits aus dieser ungewohnten Spiegelung durch Burckhardts Werk die Gebundenheit Fontanes an die geistige Welt des Genfer Staatsgedankens klarer geworden sein. Während die äußeren Bezüge Fontanes zum Hugenotten vielfach gesehen wurden, sind die geistesgeschichtlichen Quellen seines Freiheits- und Staatsideals nicht erhellt worden...

Johannes Calvin gab dem aus Platon und Seneca entnommenen Organismusgedanken des Staates einen völlig neuen Inhalt.

Im Gegensatz zu Luther verlieh er seiner Staatslehre den Charakter der Internationalität und hob sie damit über die Landesrechte hinaus. Die gleichzeitige Abgrenzung gegen den anarchistischen Reformismus der Wiedertäufer und den Reformismus des antik-mittelalterlichen Staatsrech-

tes gab seiner Lehre den machtvollen Zug ins Moderne. SAPIENTIAE INITIUM TIMOR DEI (Der Weisheit Anfang ist die Ehrfurcht vor Gott) ließ er über das Collegiengebäude seiner Genfer Akademie einmeißeln. Seine Lehre gelangte von hier in alle Länder, 1615 über den Holländer Lipsius auch nach dem Brandenburg des Kurfürsten Sigismund. Das Standbild des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Freibrief des Potsdamer Ediktes von 1685 erhebt sich zur Seite der Reformatoren auf dem 1936 in Genf am alten Stadtgraben errichteten imposanten Vierjahrhundertdenkmal der reformierten Kirchen. Die Vierjahrhundertfeier der Genfer Universität erinnert daran, daß auch die alte brandenburgische Landesuniversität in Frankfurt an der Oder eine Hauptpflanzstätte des calvinistischen Staatsrechtes in Preußen war.

Auf Fontanes wundersame Doppelnatur: auf das Milde, Gütige, Menschlich-teilnehmende, Heiter-trostkräftige und auf das Strenge, Gleichmütige, Kalte, Eherne, in seinem Herzen hat bereits 1900 Franz Servaes hingewiesen. Diese vor dem Verstande fast unvereinbare Ambivalenz seiner Seele wird aus Fontanes Verbundenheit mit dem Genfer Geist sehr durchsichtig.

Das Denken im Elternhause Fontanes war besonders durch seine Mutter Emilie Labry ganz genferisch. Bis an sein Ende blieb der Dichter bei aller Freiheit gegenüber kirchlichen Dogmen dem Temple de Berlin und der Confession de Genève verbunden. Die ihm bekannten 10 Geistlichen der Berliner französisch-reformierten Gemeinde hat Fontane leicht ironisch „Genfer Professoren“ genannt! Zu seinen Mitkonfirmanden blieb er stets im geistigen Verkehr; seine eigenen Kinder hat er auf die Genfer Konfession taufen und konfirmieren lassen. In der Berliner Gemeinde blieb die Calvinistische Lehre bis um die letzte Jahrhundertwende kaum gemildert. Nimmt man eine der handschriftlichen Katechisierungen der Konfirmanden aus den 40er, 50er Jahren zur Hand, die sogenannten „Lampenbücher“, so ist überall das lebendige Fortwirken der Calvinistischen Institutio festzustellen. Fontanes Autobiographie und seine Dichtungen lassen vielfältig erkennen, aus wie tiefem Herzen sein Dankeswort an Kurfürst Friedrich Wilhelm kommt:

Ein hochgemuter Fürst, so frei wie fromm

Empfing uns hier . . . und hieß als Glaubensbrüder uns willkommen.

Landfremde waren wir, nicht Herzensfremde.

Fontanes Bindungen an die Genfer Lehre oder gar an die Ideen der cantonalen Freiheit liegen viel verwickelter und doch auch klarer als bei Burckhardt. Auch Fontane huldigt dem calvinischen Gedanken, daß der Staat ein lebendiger Organismus sei: „Man gehört einem Ganzen an und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm.“ Weit eindeutiger als Burckhardt hat Fontane die Abhängigkeit des Einzelnen und der Gesamtheit vom göttlichen Willen bekundet. Aus der Todesnot vor dem Spruch des französischen Kriegsgerichts in

Besançon schreibt er 1870 an die Gattin die Worte der Ergebnisse: „Tout que se fait, est par la volonté du Dieu.“ (Alles geschieht nach Gottes Willen.) Beim Anblick des englischen Niedergangs in der Geldsackherrschaft des Manchestertums erinnert Fontane an die Rettung Preußens: „Die Rettungsstunde schlug, aber, Hand aufs Herz: der sie schlagen ließ, war Gott selbst, und das Gegenteil lag nicht außerhalb der Natur der Dinge.“ Der alte Fontane formuliert weiser: „Daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden.“ 1844 hat Fontane noch England als das Musterland der Freiheit gefeiert; zehn Jahre später erscheint ihm diese Freiheit nur noch als Verbrämung der Manchester-Dämonie. Als alter Herr hat er Rotspon und Onkel Bräsig nicht nur über den Borussismus sondern auch über den Puritanismus in England gestellt, weil er als total verlogen noch schlimmer sei. Mit Heine und den deutschen Emigranten in Paris hat der junge Fontane 1842 für das Freiheits- und Menschheitsidol der Revolution von 1789 geschwärmt, aber schon 1850 antwortet er auf die Frage nach der Bedeutung der Place La Grève:

La Grève: wo Haß nur, der nach Rache schnob,

Der Freiheit Zerrbild aus der Taufe hob.

Noch später, 1871, sah er auch in Frankreich nur noch den Dämon des Mammonismus in der Maske der Freiheit wirksam. In Berlin kletterte Fontane 1848 mit Freiheitspathos und einer Theaterflinte auf die Barrikaden, wenige Jahre später huldigt er den preußischen Feldherrn und Hohenzollernkönigen. Im Amerika-Roman „Quitt“ folgen die kritischen Worte: „Denn die Freiheit, derer wir uns hier in Amerika rühmen und freuen, ist ein zweischneidig Schwert, und die Despotie der Massen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllen uns, so sehr ich die Freiheit liebe, mit einiger Unruhe, die man da nicht kennt, wo stabile Gewalten zu Hause sind.“ Solche Gedanken sind unverkennbare calvinistische Abgrenzungen gegen den Kapitalismus und die egalitäre Freiheitsidee. Die Relativität des zeitgenössischen Freiheitsbegriffs wird in Fontanes Alterswerk „Stechlin“ ironisch umschrieben: „Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist, wenn sie sich versammeln und Bier trinken und ein Blatt gründen.“

Die hohe Wertung, die Calvin dem Gesetz und der Ordnung als dem Mittler zwischen Volk und gottgewollter Obrigkeit zugemessen hatte, ist auch bei Fontane herrschend: „Ordnung ist viel und mitunter alles“, heißt es in „Irrungen, Wirrungen“. Wie sehr sich Fontane von seinem jugendlichen Freiheitspathos zum Lob des Gesetzes wandelte, hat er in seinem erschütternden Lied vom „festen Befehl“ ausgesagt:

Freiheit freilich. Aber zum Schlimmen
Führt der Masse sich selbst Bestimmen,
Und das Klügste, Beste, Bequemste,
Das auch freien Seelen weitaus Genehmste
Heißt doch schließlich, ich hab's nicht Hehl:
Festes Gesetz und fester Befehl.

Die Altersweisheit des Dichters belehrt uns, „daß es auf Verfassungen und Freiheitsparagraphen gar nicht ankommt, sondern auf die Lebensformen.“ Die Lebensformen bestimmen über die echte Freiheit in Niederbruch und Aufstand. Die Lebensformen bestimmen auch die Haltung einer freien Seele: „In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen.“ Aber Gesetz und Ordnung sind Voraussetzung.

Ende Mai 1884, im Geburtsmonat des Touristenklubs, war Fontane von Hankels Ablage in seine Dreitreppenwohnung in der Potsdamer Straße zurückgekehrt. Er hatte seinen eben beendeten Roman „Irrungen, Wirrungen“ mitgebracht. Ganz zuletzt hatte er noch jene köstliche Plauderei der märkischen Adelligen über die revolutionären Maßnahmen eines „gewissen Halberstädters mit schwefelgelben Kragen“, Bismarcks, eingefügt. Auf die Frage des Barons Osten, ob es denn keinen Widerspruch gegen das Recht des Stärkeren gäbe, erwidert von Wedel: „Was die Schwäche nicht darf, das darf die Reinheit, die Reinheit der Überzeugung, die Lauterkeit der Gesinnung. Die hat das Recht der Auflehnung, hat sogar die Pflicht dazu.“ Wer vor 20 Jahren bei der Fontanegedenkfeier der Landesgeschichtlichen Vereinigung zugegen war, der wird sich erinnern, wie tief diese echt calvinische Formulierung des freiheitlichen Widerstandsrechtes die Festversammlung bewegte. Fast über ein halbes Jahrhundert hin bleibt bei allen zeitgebundenen Wandlungen Fontanes Grundanschauung bestehen. In dem 1864 begonnenen Roman „Vor dem Sturm“ hat der Dichter zur Gestalt des Hansen-Grell, dem Abbild eigenen Dichtertums, noch das Spiegelbild seines weltanschaulichen Seins in der Gestalt des Konrektors Othegraven geschaffen: „Er war ohne jede Spur von Aberglauben und sah in allem, was geschah, ein unwandelbar Beschlossenes . . . Auf dem Grunde seines Herzens ruhte ein gut Stück prädestinationsgläubiger Calvinismus.“ Dieser Othegraven setzt dem allgemeinen Glaubenssatz: „Aus der Hand Gottes kommen die Könige, die starken und die schwachen, die guten und die schlechten, und ich muß sie nehmen, wie sie fallen“ die echt calvinische Widerstandslehre entgegen: „Ein Volk folgt immer, wo zu folgen ist; aber es ist fluchwürdig, den toten Gehorsam zu eines Volkes höchster Tugend zu stempeln. Unser Höchstes ist Freiheit und Liebe.“ Ein spätes Briefwort Fontanes zeugt von seinem calvinischen Glauben an die Macht des Geistes: „Ein aufständisches Volk, wenn es nichts hat als seine nackten Hände, ist schließlich doch notwendig stärker, als die wahrhafteste, geordnete Macht.“ So spürte Fontane im Staats- und Freiheitsgedanken des preußischen Staates den Widerschein der Calvinischen Lehre, die über Frankfurts Viadrina hier Eingang gefunden hatte. Eine humorvolle Spiegelung der eigenen politischen Ideen hat Fontane in seinem Meisterroman „Frau Jenny Treibel“ durch die Don-Quichote-Gestalt des Leutnants außer Diensten Vogelsang, des närrischen Erfinders einer Royal-Demokratie, gegeben: „Alles sei von Volkesgnaden, bis zu der Stelle hinauf, wo die Gottesgnadenschaft beginnt. Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massen-

hafte, werde bestimmt durch die Masse, das Große werde bestimmt durch das Große.“ Um die inneren Zusammenhänge zu durchleuchten, läßt Fontane die Beeskow-Storkowsche Presse kommentieren: daß „von den gegenwärtigen, zum Teil unverständlichen Kompliziertheiten nichts übrig bleiben dürfe als eine freier Fürst und ein freies Volk.“ Die Kritik der Berliner Nationalzeitung belustigt sich über den „feierlichen Narren“ und deckt die Hintergründe auf: „Er singt das Lied vom dreigestrichenen C. Cabinet, Churbrandenburg und Cantonale Freiheit, das sind die drei großen C, womit dieser Kurpfuscher die Welt retten will ... Alles in seinem Programm ist gemeingefährlich.“ Da haben wir mitten im Salon des Berliner Blau-Fabrikanten Treibel das ironische Selbstbekenntnis Fontanes. Paul Schlenther, der darüber durch persönliche Freundschaft mit dem Meister wissen konnte, hat es bestätigt.

Würde man den geistigen Bindungen zwischen Calvin und Fontane in aller Breite nachgehen, so würde an immer zahlreicheren Stellen das Licht von Genf aufleuchten: in den Gedanken über das Leben und seine Rätsel, über das Glück der Arbeit und den Wert asketischen Opfers, über Pietät und Wahrheit, über die Balance zwischen Ordnung und Freiheit, über die Freiheit der edlen Seele. Die Altersweisheit des Dichters spricht aus ihnen:

„Die Scholle daheim, die die Freiheit gibt, ist doch das Beste.“

„Ohne Freiheit kann sich der Mensch nirgends zu was Schöнем entwickeln; hat er aber Freiheit, so hat er alles.“

„Der Freie nur ist treu.“

„Je freier man atmet, je mehr lebt man.“

„Ich habe einen ganz freien Sinn.“

Ludwig Hoffmann:

Geschmacksinseln in Berlin

Aus den Lebenserinnerungen des Berliner Stadtbaurats.

Ludwig Hoffmann, 1852 in Darmstadt geboren, hatte erst einen bedeutenden Bau, das Reichsgericht in Leipzig, vollendet, als er 1896 als Nachfolger Hermann Blankensteins in das verantwortungsvolle Amt des Berliner Stadtbaurats berufen wurde. In Berlin eröffnete sich ihm ein Wirkungsfeld, wie es kaum einem Architekten vorher oder nachher je wieder beschieden war. Beinahe drei Jahrzehnte hindurch, bis 1924, hat er das Bauwesen Berlins beherrscht. Seine „Geschmacksinseln“, wie Fritz Stahl die Hoffmannschen Schöpfungen nannte, sind noch zahlreich im Stadtbild erhalten; ein großer Teil von ihnen steht heute unter Denkmalschutz, auch im Osten unserer Stadt. Von den 111 Bauten, die Hoffmann während seiner Amtszeit in und um Berlin schuf, sind das Rudolf-Virchow-Krankenhaus, das Stadthaus, der Märchenbrunnen und das Märkische Museum die bekanntesten. Den Neubau des Pergamonmuseums auf der Museumsinsel gestaltete er in Fortführung der Entwürfe seines bereits 1909 verstorbenen Darmstädter Landesmannes und Jugendfreundes Alfred Messel.

Als Hoffmann 1932 starb, hinterließ er Erinnerungen, die bisher ungedruckt blieben. Wir danken seiner hochbetagt in Berlin-Zehlendorf wohnenden Witwe, daß wir aus dem 241 Seiten umfassenden Manuskript nachfolgenden Auszug bringen können.

Ich hatte das Glück, auf meinem Gebiet eine so umfangreiche und vielseitige Tätigkeit entfalten zu können, wie dies auch in früheren Jahrhunderten einem Architekten nicht oft beschieden war. Ohne einen fortdauernd freien, frischen und frohen Sinn ist solch weitreichendes künstlerisches Schaffen nicht möglich. Und daß mir ein solcher Sinn bis in ein hohes Alter erhalten blieb, verdanke ich zunächst meiner Frau und meinen lieben Kindern. In Zeitabständen von drei Jahren war diese zahlreiche Jugend erschienen, so hatte ich durch zwanzig Jahre hindurch immerzu kleines Gezappel um mich. Wie oft habe ich daheim, wenn ich mit der Arbeit nicht recht vorwärts kam, die Tür zum Kinderzimmer geöffnet, und wie leicht war mir dann meine weitere Tätigkeit!

Schon in jungen Jahren hatte ich großes Interesse für künstlerische Dinge. Zeichnen, Musizieren sowie das Studium kunstwissenschaftlicher Werke waren meine liebsten Beschäftigungen, unser Darmstädter Museum war mein liebster Aufenthalt. Sonntag vormittags zeichnete ich zusammen mit Alfred Messel bei dem fein empfindenden und sehr geschickten Kupferstecher Rauch.

An meine Gymnasialzeit sind mir nur wenige angenehme Erinnerungen geblieben, ich habe es wohl zu guten Zeugnissen gebracht, aber bei der zumeist trockenen Unterrichtsweise fühlte ich mich arg gelangweilt. Ich hatte oft die Empfindung, als ob mir in der Schule viele Stunden meiner Jugendzeit verloren gingen. Nur weniger Lehrer gedenke ich dankbar und mit Interesse. Es sind der Schulrat Becker, ein Onkel des späteren Preuss. Kultusministers Becker, der den Schülern die Bilder unseres Museums in sehr anregender Weise erklärte und uns auch auf praktische Dinge im Leben

aufmerksam machte, sowie unser alter Direktor Bossler, der uns an Hand der klassischen Schriftsteller in die altgriechischen und altrömischen Zeiten einzuführen vermochte, als ob wir sie miterlebten. Bei der Besprechung der Bauwerke auf und an der Akropolis zu Athen brachte er ein Gipsmodell des Dionysostheaters und rühmte bei dieser Erläuterung ganz besonders den Berliner Architekten Strack, der in hoher Begeisterung für die Antike das Theater auf eigene Kosten habe ausgraben lassen.

Jahre hindurch machte ich an jedem Nachmittag einen kurzen Spaziergang mit Freund Messel, oft in den Straßen der Stadt, oft in deren Umgebung. Dabei erfreuten wir uns an den einfachen alten Bauten Moller's oder an der herrlichen Natur. Es waren Stunden, an welche wir beide noch in späteren Jahren uns immer wieder gerne erinnerten.

Der Wunsch, Architektur zu studieren, hatte sich bei den Gängen mit Freund Messel mehr und mehr verdichtet. Unser Herz zog uns nach Mün-



*Ludwig Hoffmann
in seinem letzten
Lebensjahr*

chen, doch mein Vater, der in jenen Jahren als Reichstagsabgeordneter oft in Berlin weilte, wies uns nach dem kühleren Norden.

Zu den preußischen Staatsexamen wurde damals nur zugelassen, wer vor dem Studium von einem preußischen Baubeamten ein Jahr lang praktisch vorgebildet worden war. Diese Bestimmung war gut gedacht, denn die Einführung in einen praktischen Beruf geschieht am besten in der Praxis. Oft jedoch hatte der Baubeamte keine Neigung, um seinen Baueleven sich zu kümmern, zuweilen fehlte ihm hierzu die Zeit. Letzteres sollten wir erfahren. Meine Mutter hatte ihre Jugendzeit in Kassel verbracht, dort kannte sie den Bauinspektor Cäsar und den Hofbaurat von Dehn-Rotfelser. Zu ersterem kam ich, zu Dehn-Rotfelser Freund Messel. Wir wurden von ihnen den Büros überwiesen, und, da wir sonst nicht nützlich sein konnten, mit der Anfertigung von Abschriften betraut, eine Tätigkeit, die uns bald nicht mehr zusagte.

Wir wollten etwas Tüchtiges lernen und gingen deshalb in die Kunstakademie, zu schauen, wie da der Unterricht sei. Die erste Tür, die wir öffneten, führte uns in den Aquarelliersaal. Dort klagten wir dem Professor Stiegel unser Leid. Er verstand uns und entwarf sogleich mit uns einen Lehrplan: an drei Tagen der Woche in der Akademie Zeichnen nach Gips, Aquarellieren, Modellieren und Akt, die drei anderen Tage blieben wie bisher den Büros. Wir besprachen noch, wie wir unseren Bauchefs die Zustimmung zu diesem Programm abringen könnten, und nach wenigen Stunden durften wir hocherfreut den beiderseitigen Erfolg uns mitteilen. So war immerhin die Hälfte dieses Jahres gerettet.

Nun ging's mit größtem Eifer an die Arbeit, und bald waren wir soweit, daß Professor Stiegel mit uns hinaus in den Habichtswald wanderte, nach der Natur zu zeichnen. Die herrliche Gegend und der überaus lebenswürdige Lehrer machten uns die Arbeit zu hohem Genuß. Professor Stiegel fühlte das und fand daran selbst sehr große Freude.

Im Herbst 1874 fuhr ich mit Messel zum Studium nach Berlin. Die Ferien hatten wir in Darmstadt zugebracht, beim Gang zum Bahnhof sandten wir noch einen Abschiedsgruß dem in der Abendsonne leuchtenden Frankenstein, dem der Stadt zunächst gelegenen Berge des Odenwaldes. Wie anders waren unsere Empfindungen, als wir früh morgens zwischen Halle und Berlin erwachten. Eine hügellose öde Landschaft, danach Luckenwalde mit langweiligen Gebäuden, dann weite Flächen mit darauf zerstreut stillstehenden Windmühlen und dazu ein andauernder gleichmäßiger Landregen. Dies alles brachte uns in eine überaus trübe Stimmung. Es war ein scharfer Gegensatz zu der entzückend malerischen Gegend, in welcher wir eine sonnige Jugend verlebt hatten.

Vor den Preußen hatten wir Süddeutsche damals großen Respekt. Das Jahr 1866 hatte uns fühlbar gemacht, wie sehr norddeutscher Verstand und scharfe Disziplin unserer süddeutschen Gemütlichkeit überlegen waren, die politischen und die militärischen Führer der Jahre 1870/71 standen uns

als gewaltige Heroen im Sinn. Bedrückten Gemüts zogen wir im Regen durch die Straßen der uns ungewohnten Großstadt und zweifelten, ob wir trotz Fleißes und Gewissenhaftigkeit auch nur zu einer ganz bescheidenen Tätigkeit es jemals würden bringen können. In der Bauakademie am Schinkelplatz meldeten sich mit uns etwa 250 Studierende der Architektur, im folgenden Jahr lockte die Gründerzeit sogar 350 Studierende an. Es mußten Doppelkurse eingerichtet werden, ein Teil des Unterrichts wurde hierfür ungenügend vorbereiteten Kräften übertragen. Der Lehrplan entsprach den Anforderungen im späteren Examen für Regierungsbauführer, die künstlerische Seite des Studiums war dabei arg vernachlässigt. Physik, Chemie, Mineralogie, Geognosie, Mathematik, darstellende Geometrie, Mechanik, Elastizitäts- und Festigungslehre, Feldmessen, Nivellieren, Wasserbau, Wegebau, Eisenbahnbau und Maschinenbau wurden in großer Ausführlichkeit vorgetragen, für das eigentliche Architekturstudium blieb da nur geringe Zeit.

In der Alexandrinenstraße hatten Messel und ich gemeinschaftlich zwei bescheidene Zimmer bezogen, während der ganzen Studienzeit wohnten und arbeiteten wir zusammen. Wir haben uns später manchmal gewundert, wie zwei so selbständige und in sich bestimmte Naturen vier Jahre lang zusammen hausten, ohne daß jemals eine Meinungsverschiedenheit eine auch nur geringe Störung in das einträchtige Zusammensein gebracht hatte.

Der architektonische Unterricht stand noch ganz unter dem Einflusse der Schinkel'schen Zeit. Der „alte Strack“, der Erbauer der Nationalgalerie, der Siegestsäule und der beiden vornehmen Torhäuser am Belle-Alliance-Platz, Professor Adler, hochverdient um die Ausgrabungen in Olympia sowie Professor Lucae, der Architekt des Borsighauses an der Ecke des Wilhelmplatzes und der Voßstraße zu Berlin waren unsere bedeutendsten Lehrer. Lucae's Unterricht entsprach seinem flotten und großzügigen Wesen, er war anregend; Adler trug die Baugeschichte mit großer Lebhaftigkeit in fesselnder Weise vor; Strack's Einfluß war am stärksten durch sein feines, sehr vornehmes Wesen, das fast in jedem Satze, den er sprach, zum Ausdruck kam. Wenn er die Arbeiten durchsah und erklärend verbesserte, kam man bald selbst zu einem vornehmeren Empfinden, und das war sehr wesentlich für unsere künstlerische Entwicklung. Dafür sind wir beide diesem von uns hochverehrten Lehrer stets dankbar geblieben.

Im Herbst 1878 stand Messel und mir das erste Staatsexamen bevor. Hierfür war es allgemein üblich, die höhere Mathematik in einem „Paukolleg“ zu repetieren. Dies störte unsere architektonischen Arbeiten bei Strack, so daß dieser eines Tages zu uns sagte: „Ach was, bei den Herren ist's jammerschade um jede Stunde, die Sie Ihrem Studium der Architektur entziehen. Ich werde vor Ihrem Examen den Mathematiker besuchen, dann wird er Sie schon durch das Examen hindurchlassen.“

Geh.Rat Strack genoß ein außerordentliches Ansehen, wir vertrauten seinem großen Einfluß und blieben bei der Architektur. Er besuchte dann

auch vor dem Examen den mathematischen Examinator, dieser hatte jedoch seinen eigenen Kopf und ließ im Examen einen von uns fallen. Und dieser eine war ich. Ein „Ungenügend“ in der Mathematik konnte durch eine bessere architektonische Note nicht aufgewogen werden, ich war also regelrecht durchgefallen. Im Bewußtsein meines fleißigen Studiums empfand ich dies sehr schmerzlich, nicht weniger berührte es Freund Messel. Des Abends versuchten wir in einer italienischen Weinstube den Schmerz zu ertränken, wobei Messel vom „grauen Elend“ erfaßt, längere Zeit bitterlich weinte. Auch Geh.Rat Strack wurde zu Tränen gerührt, als er mein Mißgeschick erfuhr. Er bot mir gleich eine Stellung bei dem Bau seiner beiden Torhäuser am Belle-Alliance-Platz an, doch zog ich vor, noch ein Semester an der Akademie zu studieren und nebenbei Mathematik zu treiben.

Bei dem Unterricht an der Akademie ging die Beschränkung auf die antikisierende Schinkel'sche Richtung so weit, daß selbst ein so großer und so fein empfindender Künstler wie Strack an den besten Werken anderer Stile keine Freude empfand. „Ach, die Gotik ist ja gar keine Kunst“, sagte er wiederholt und riet uns, auch die barocken Turmbauten auf dem Gendarmenmarkt in Berlin nicht zu beachten.

Als Lehrer für die Renaissance wurde Professor Raschdorff aus Köln berufen und an der Akademie mit hohen Erwartungen begrüßt. Auch ich wurde sein Schüler. Er ließ Fassaden älterer römischer Paläste im großen Maßstabe zeichnen, auch aus einzelnen Teilen solcher Paläste neue Fassaden zusammenstellen. So entstanden aus Teilen alter charakturvoller Fassaden in willkürlicher Zusammenstellung der Einzelheiten neue charakterlose. Daß ein Werk nur dann ein Kunstwerk ist, wenn es bestimmte künstlerische Empfindungen zum Ausdruck bringt, und dabei die Eigenart seines Schöpfers zur Erscheinung kommt, das wußte er nicht.

Im Frühjahr 1879 fühlte ich mich mathematisch prüfungsreif, am 21. Mai war das Examen bestanden, und am 1. Juni trat ich als Regierungsbauführer beim Neubau der Kriegsakademie an der Dorotheenstraße in Berlin an. Hier war ich bis zum 1. Januar 1884 tätig. Ich nivellierte den Platz für die Ausführung des Baus ein und revidierte nach seiner Vollendung die letzte Rechnung. Während der viereinhalb Jahre hatte ich meinen Arbeitsplatz im Erdgeschoß des alten Schinkel'schen Baus „Unter den Linden“ nahe der Wilhelmstraße. Da fühlte ich mich außerordentlich wohl. Meine Tätigkeit war in der Hauptsache technisch-geschäftlicher Art; ich hatte die statischen Berechnungen anzufertigen, die Baumaterialien abzunehmen, die Bauausführung im speziellen zu leiten und die Rechnungen zu erledigen. Nur zeitweise wurde ich mit architektonisch-künstlerischen Arbeiten befaßt. So, als nach Beginn der Bauausführung Zweifel entstanden, ob das im Kriegsministerium ausgearbeitete Projekt in künstlerischer Beziehung genüge, und man Baurat Schweghten mit der Neubearbeitung des Entwurfs betraute. Damals wurde ich für mehrere Monate in Schwechten's Atelier beordert. Schwechten hatte seinen Anhalter Bahnhof vollendet und

mit diesem in der Massenverteilung und der Hallenwirkung großzügigen Bauwerke einen außerordentlichen Erfolg erzielt. Als ein ganz besonderes Glück betrachtete ich es, unter einem Meister, der solches geschaffen, arbeiten zu dürfen. Mit den größten Hoffnungen trat ich in sein Atelier ein. Hier fand ich einen außerordentlich liebenswürdigen Chef, der, in Köln geboren, sich in Berlin seinen rheinischen Frohsinn bewahrt hatte.

Zum Andenken Schinkels verleiht der aus mehreren tausend Mitgliedern bestehende Architektenverein seit Jahrzehnten alljährlich den Schinkelpreis in Höhe von 1700 Mark zur Ausführung einer Studienreise. Im vorhergehenden Jahr wird eine größere Bauaufgabe gestellt, ein Preisgericht prüft die Lösungen und entscheidet, welches das beste Projekt ist. Sein Verfasser oder bei annähernd gleichwertigen Arbeiten auch deren zwei erhalten den Preis. Ein Blick in die Liste der in früheren Jahren Prämierten zeigt, daß diese fast durchweg später zu einer hervorragenden fachlichen Tätigkeit gelangt sind, und erhöht somit für die jüngeren Architekten den Reiz, in diesen Wettbewerb einzutreten. Freund Messel und ich verabredeten, uns in zwei Jahren nacheinander hieran zu beteiligen, wir beide hatten Glück. Als Aufgaben waren für das Jahr 1881 der Entwurf zu den Gebäuden einer Weltausstellung und für das Jahr 1882 der Entwurf zur Bebauung der Museumsinsel in Berlin gestellt worden.

Ich war mit den Vorbereitungen für das höhere Staatsexamen beschäftigt, als im Juli 1883 das Kultusministerium die deutschen Architekten zu einem allgemeinen Wettbewerb zur Bebauung der Museumsinsel aufforderte. Da das Programm für die Lösung dieser Aufgabe ganz anders war, als bei der Schinkelkonkurrenz 1882, und da sie deshalb ganz anders angefaßt und durchgearbeitet werden mußte, so reizte es mich, in einen der größten und schwierigsten öffentlichen Wettbewerbe einzutreten. Allerdings schien es gewagt, neben der Tätigkeit beim Bau der Kriegsakademie, die mich immerhin stark beanspruchte, und neben der Vorbereitung zum höheren Staatsexamen diese große und zeitraubende Arbeit durchzuführen. Ohne eine Hilfskraft war dies nicht möglich. So fragte ich denn einen jüngeren Bauführer vom Bau der Kriegsakademie, meinen Kollegen Heimann, ob er mir bei der Arbeit helfen wolle, was er sehr gern tat. Es waren sechs schwere Arbeitsmonate, die ich jetzt zu überwinden hatte, die Schlafenszeit mußte ich auf's äußerste beschränken. Vor dem Schlußtermin brachte ich es fertig, zweieinhalb Tage und zwei Nächte hintereinander ohne Schlaf angestrengt zu zeichnen, kalte Duschen des Morgen hielten mich frisch. Der Ablieferung der Arbeit am 1. Februar 1884 mittags 12 Uhr folgte gleich ein 42stündiger Schlaf.

Kurz nachher, am 21. Februar, bestand ich das Staatsexamen. Hatte ich hierbei besonderes Glück oder traf ich die Examinatoren in besonders günstiger Stimmung, die Gesamtnote lautete „mit Auszeichnung“. Auch die Arbeiten für den Bau der Kriegsakademie wurden jetzt abgeschlossen, so daß ich für die Studienreise nach Italien frei war.

Aus Berlin kamen angenehme Nachrichten. Das Preisgericht vom Wettbewerb um die Bebauung der Museumsinsel hatte meinen Entwurf für 1500 Mark abgekauft, und das Kriegsministerium sandte dem Bauführer vom Bau der Kriegsakademie als besondere Anerkennung 1000 Mark.

Auch in Rom machte sich Berlin angenehm bemerkbar, die „Technische Oberprüfungskommission“ teilte mit, daß für das „mit Auszeichnung“ bestandene Baumeisterexamen der Staatsreisepreis von 1800 Mark mir verliehen worden sei. Nun konnte noch lange gereist werden.

*

Ob der seit 1893 verheiratete Messel mit dem Junggesellen Mitleid hatte, — mit besonderer Betonung erzählte er wiederholt von einem Zwillingspaar, für welches er kürzlich zwei Zimmer im elterlichen Hause eingerichtet habe. Das seien die vortrefflichsten Mädchen, die er je kennen gelernt; klug, pflichttreu, kenntnisreich, anspruchslos, entzückend im Wesen und in der Erscheinung. Auf meine Frage, wo so etwas wohne, nannte er die Tiergartenstraße 4. Das machte mich stutzig, stellte ich mir doch unter den Herrschaften in der Tiergartenstraße Brillantendamen vor, die von Gesellschaft zu Gesellschaft strebten. Ich aber hatte mich als Arbeitstier entwickelt und fühlte mich als solches sehr wohl. „Zunächst kennen lernen“, meinte Messel mit der ihm eigenen Ruhe.

Dazu bot sich bald Gelegenheit. Am 1. Februar 1895 fand in der Tiergartenstraße eine größere Gesellschaft statt. Man saß an kleinen mit Blumen geschmückten Tischen, Porzellan, Glas, das ganze Arrangement — das, was man in Berlin die „Aufmachung“ nennt — war sehr geschmackvoll und schön, die Speisung gut und dabei doch maßvoll. Ich führte eine der beiden Töchter zu Tisch, drei andere Junggesellen saßen dabei zum Angriff bereit. Die ganze Situation machte einen überaus reizvollen frühlingsähnlichen Eindruck, Messel hatte nicht übertrieben, wir — meine Tischdame und ich — verstanden uns schnell und waren uns bald klar über die weitere Entwicklung der Angelegenheit.

Schon am 4. Februar führte mich eine zweite Gesellschaft in das Haus Weisbach, am 16. März waren wir verlobt und zu Ostern wurde unsere Verlobung weiteren Kreisen bekannt gegeben. Auf demselben Kissen, auf welchem am 31. Oktober 1888 die Vertreter des Bundesrats und des Reichstages dem deutschen Kaiser Hammer und Kelle zur Grundsteinlegung des Reichsgerichtsbaus überreicht hatten, sandte ich an diesem Tage meiner Braut Blumen zur Grundsteinlegung unserer eigenen Häuslichkeit. Und die paar Wochen unserer Bekanntschaft hatten uns die Überzeugung gebracht, daß wir dem Gelingen dieses Baus mit größerem Vertrauen und mit mehr Zuversicht entgegensehen konnten, als ich dies seinerzeit bei meinem Reichsbau zu tun vermocht hatte.

Zum 1. April 1896 sollte in Berlin ein neuer Stadtbaurat gewählt werden. Die Stelle wurde öffentlich ausgeschrieben, zwanzig Bewerber meldeten sich. Ich tat dies nicht, teilte aber auf eine vertrauliche Anfrage mit,

daß ich eine Stelle, welche eine so umfangreiche architektonische Tätigkeit mit sich bringe, gern übernehmen würde. Beim Reichsgerichtsbau hatte ich eine zehnjährige überaus lehrreiche Zeit durchlebt, ich betrachtete sie jetzt als meine eigentliche Studienzeit. Die verschiedenen Studienreisen waren überdies meiner architektonischen Allgemeinbildung sehr nützlich gewesen. Ich fühlte mich jetzt sicherer und glaubte, bei neuen Aufgaben den richtigen Weg zu deren Lösung in viel kürzerer Zeit zu finden, als ich dies beim Reichsgerichtsbau vermocht hatte.

Am 23. Januar sollte der die Wahl vorbereitende Ausschuß der Stadtverordneten über seine Vorschläge an die Stadtverordnetenversammlung schlüssig werden. Am Abend desselben Tages beschloß der Stadtverordneten-ausschuß einstimmig, der Versammlung mich allein zur Wahl als Stadtbaurat vorzuschlagen, und nach acht Tagen wurde ich mit 104 von 108 Stimmen gewählt. Alfred Messel schrieb mir damals: „Ich schreibe diese Zeilen in dem Augenblick, in welchem die Väter der Stadt Deine Wahl zum Chef des Berliner Bauwesens beschließen, ein neuer Bund, der hoffentlich für Dich so segensreich sein wird, wie ich glaube, daß er es für die Stadt und unser Fach ist. Ich freue mich darüber, daß der verfluchten Kunstpfuscherei von Amtswegen an dieser Stelle ein mächtiger Riegel vorgeschoben wird, das wird auch weiter wirken.“

Ich bat, meine Tätigkeit erst im Herbst 1896 beginnen zu dürfen, da ich meine Arbeiten in Leipzig bis dahin zum Abschluß zu bringen und auch vor Antritt meiner Stellung Vorstudien für einige große Bauaufgaben der Stadt Berlin zu machen wünschte. Solch große Aufgaben waren das Rudolf-Virchow-Krankenhaus mit 2000 Betten, das ebenso große Irrenhaus in Buch und das Märkische Museum. Allein das Rudolf-Virchow-Krankenhaus bedurfte mehr als der zweieinhalbfachen Bausumme des Reichsgerichtsbau.

Um Krankenhausbauten hatte ich mich bisher nicht gekümmert, ich wußte nur, daß in weiten Kreisen der Bevölkerung eine große Abneigung dagegen bestand, in einem Krankenhaus sich behandeln zu lassen. Mit der Krankenhausliteratur machte ich mich bald vertraut, hiernach besuchte ich die Krankenhäuser in Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, Kopenhagen und in anderen Städten. Waren auch in hygienischer Beziehung in den neuesten Krankenhäusern sehr interessante und für die Krankenbehandlung wertvolle Einrichtungen getroffen worden, so verstand ich doch jetzt die Scheu der Bevölkerung gegen die Unterbringung in solchen Anstalten. Wird es schon einem Kranken an und für sich schwer, von dem gewohnten Heim und gar von den Seinen sich zu trennen, so soll man um so mehr darauf bedacht sein, ihm beim Eintritt in das Krankenhaus das Gefühl zu erwecken, daß er da ein gern gesehener Gast ist. Dies wird nicht erreicht bei einem gleichmäßig hingetzten unfreundlichen Gebäude, dies geschieht auch nicht durch eine aufwandsvolle Bauweise, durch Verwendung von reichem Schmuck und kostbaren Materialien. Im Gegenteil, solches kann eher befremdend wirken. Es verlangt vielmehr eine wenn auch bescheidene, so doch

liebevolle Bauweise, die in der Gestaltung des Baukörpers, in einer angenehmen Einfügung des Gebäudes in freundliche Gartenanlagen, in behaglichen Raumformen und in einer feinsinnigen und liebevollen Behandlung aller Einzelheiten sich ausdrückt.

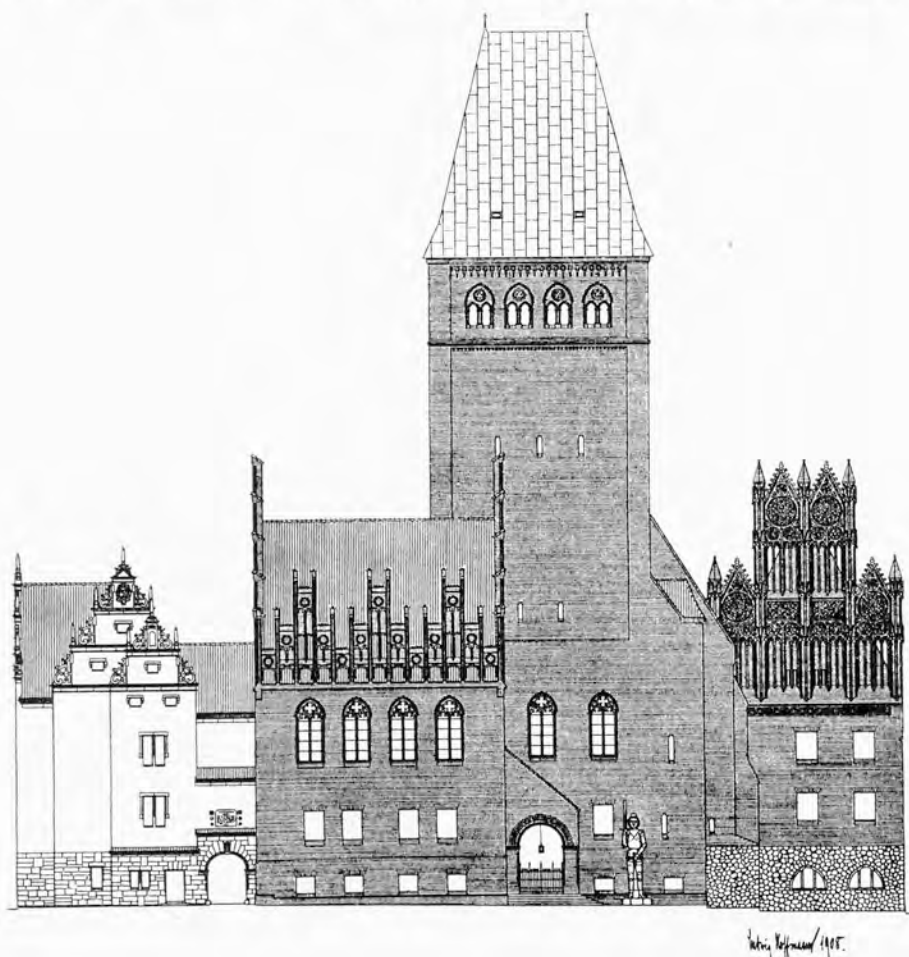
Einen trostlosen Eindruck hatte ich bei meinem ersten Besuch des für den Bau bestimmten Grundstücks an der Seestraße, eines weiten Terrains, größer als der Teil der Stadt Berlin, welcher von der Wilhelmstraße und der Friedrichstraße, von der Straße ‚Unter den Linden‘, sowie der Kaiserhof- und Kanonierstraße umfaßt wird. Ein früherer Exerzierplatz der Artillerie stellte er eine öde Sandfläche dar, kein Baum, kein Strauch standen daselbst. Hier mußte ich bald für schöne Gartenanlagen sorgen, schon bei den ersten Projektarbeiten stellte ich dies fest.

Auch mit dem Bau des Märkischen Museums beschäftigte ich mich sogleich. Vierzig Jahre hindurch hatte der Berliner Stadtrat Friedel sein reges Interesse für die Heimatkunde der Provinz Brandenburg durch eifriges Sammeln von Gegenständen aus früheren Jahrhunderten für ein Märkisches Museum betätigt. Waren es prähistorische oder naturhistorische Gegenstände, waren es Gegenstände aus dem Zunft- oder Gewerksleben, waren es Hausgeräte, Trachten, Schmuck oder Waffen, waren es kirchliche Gegenstände oder betrafen sie die Fischerei und die Landwirtschaft, gehörten sie der Rechtspflege an oder gestatteten sie Einblicke in die Geschichte der Mark und insbesondere der Stadt Berlin, aus all diesen Gebieten bemühte sich Friedel herbeizuschaffen, was er irgend bekommen konnte.

Und er bekam mit den Jahrzehnten vieles; waren es doch an hunderttausend Stücke geworden, wobei zwar manche wertlose, aber auch sehr viele wertvolle. Im alten Köllnischen Rathaus am Köllnischen Fischmarkt waren sie notdürftig untergebracht, ein großer Teil ruhte noch in Kisten auf dem Dachboden und im Keller. Über meinen ersten Besuch der Sammlung, den ich von Leipzig aus machte, berichtete ich meiner Frau: „Um acht Uhr ging ich ins Märkische Museum, wo ich bis in den Nachmittag die Sammlungen besichtigte. Als ich mir alles genau ansah und besprach, wurde der Kustos sehr gerührt und sagte, er danke Gott, daß der Neubau bis zu meinem Amtsantritt verzögert worden sei, der bisherige Stadtbaurat sei niemals in der Sammlung gewesen.“ Vier Jahre zuvor hatte der Magistrat zur Erlangung eines Entwurfs für das Museumsgebäude einen öffentlichen Wettbewerb ausgeschrieben. 76 Architekten hatten Entwürfe hierfür eingereicht. Nach eingehender Prüfung war der Magistrat damals zu dem Entschluß gekommen, keinen dieser Entwürfe zur Ausführung zu bringen, die Aufgabe vielmehr für den späteren Stadtbaurat zurückzustellen.

Daß der Bau in allen seinen Räumen den jeweiligen Gegenständen in der Stimmung sich eng anschließen, daß es ein Stimmungsmuseum werden müsse, darüber war ich mir bald klar geworden. Wer es später besuchen würde, sollte sich als in Alt-Berlin fühlen. Der märkischen Bauweise stand ich bis dahin noch fern. So entschloß ich mich, vor Beginn meiner städtischen Tätig-

keit die Mark zu bereisen. Zunächst kam ich nach P r e n z l a u. Von dort schrieb ich meiner Frau: „Zum ersten Mal sah ich mit Verständnis alte märkische Architekturen und bin ob deren Wirkung entzückt. Gegen Abend hatte es etwas geregnet, dann war herrlicher Abendsonnenschein, der mir die Bauten nochmals bei voller Frische in schönster Belichtung zeigte. In der stattlichen gotischen Marienkirche sind nach dem Bericht des Küsters in den vierziger Jahren die alten schönen geschnitzten Renaissancegestühle, die Kanzel und das Orgelgehäuse teils versteigert, teils verbrannt und durch neue Gegenstände ersetzt worden. Ein trauriges Zeichen einer kunsttraurigen Zeit.“ Es war die Zeit, in welcher man die Kunst nur noch nach der äußeren Form und nicht nach ihrem inneren Gehalt beurteilte, die Zeit der



Märkisches Museum, Nordfront

„Stilreinigung“. In die alten stimmungsvollen gotischen Kirchen hatten die Renaissance- und auch die Barockzeit mit großem Geschick Emporen, Gestühle, Kanzeln und Orgeln eingebaut. In ihrer späteren Sprache gebildet, zeigten diese Stücke trotz anderer Formen die gleiche tiefe Empfindung wie der ältere Raum und paßten deshalb sehr gut an diese Stelle. Nun waren aus den alten gotischen Kirchen die Gegenstände, welche nicht in gotische Formen gekleidet waren, von törichten Behörden rücksichtslos entfernt und oft durch neue empfindungslose, aber in gotische Formen gehüllte Stücke ersetzt worden. Als ob gleichgestimmte Menschen bei verschiedenen Sprachweisen sich nicht näher fühlten, als innerlich sich widerstrebende Naturen bei den gleichen.

Am Marktplatz zu Prenzlau wächst hinter einer Reihe niedriger bescheidener Wohnhäuser die 42 Meter hohe Giebelfront der Marienkirche hoch empor. Die kleinen Häuser davor geben dem Beschauer den richtigen Maßstab und bringen den Giebel zu einer überaus machtvollen Wirkung. Wie anderwärts hatte auch hier die Schwierigkeit, von weither geeignete Bausteine herbeizuschaffen, die Leute dazu geführt, aus der vorhandenen Tonerde die schönsten Bauformen zu bilden: So wurde der Giebel der Marienkirche ein wunderbar schönes architektonisches Schmuckstück aus gebranntem Ton. Viele Einzelheiten lassen ein überaus feines Gefühl und auch eine große Erfahrung des Architekten erkennen. Dadurch, daß er den mittleren unteren Giebel niedriger hielt, als die beiden seitlichen, brachte er mehr Leben in die Gesamtwirkung und konnte den darüber zur Mitte aufstrebenden zweiten Giebel beträchtlich erhöhen. Die aus der inneren Anlage der Kirche resultierende Schrägstellung der unteren Strebepfeiler, und das schräge Einsetzen der Fenster tragen ebenfalls zu einer Belebung der Fassade bei. Wunderbar schön steht dieser reiche, lebhafte und dabei doch nicht unruhige Giebel zu den durch keine Öffnung durchbrochenen großen Dachflächen, deren nördliche, mit Moos bewachsen, wie eine große dunkelgrüne Samtdecke wirkt. Wurde die Kirche nach dem Marktplatz hin für die nahen Standpunkte reich geschmückt, so ist ihre entgegengesetzte Seite auf die dort fernen Standpunkte jenseits des Uckersees berechnet. Zwei seitliche Türme bringen ihr eine lebhafte Silhouette, die Flächen sind nur soweit gegliedert, um eine tote Wirkung derselben zu vermeiden.

Stendal und Tangermünde besuchte ich später. „Auch hier zeigen die alten Architekturen die gleiche Ruhe und Sicherheit. Tangermünde ist überaus malerisch und märkismuseumslehrreich“, schrieb ich meiner Frau von dort.

In der Stadtverordnetenversammlung am 1. Oktober 1896 wurde ich als Stadtbaurat von Berlin im Rathaus feierlich eingeführt. Der Oberbürgermeister Zelle, ein liebenswürdiger Herr mit klugen Augen, begrüßte mich in einer sehr freundlichen Ansprache.

An Arbeit fehlte es nicht. Seit mehreren Jahren hatte man die größeren städtischen Bauaufgaben für den „neuen Stadtbaurat“ zurückgestellt. Ihre

Bearbeitung mußte sofort in Angriff genommen werden. Gleichzeitig bemühte ich mich, die Stadt Berlin von 1896 genauer kennenzulernen.

Zu ihren Gunsten hatten die letzten Jahre sie nicht verändert. Wohl herrschten Reinlichkeit und Ordnung auf den Straßen, aber manch schönes altes Gebäude hatte einem weniger schönen weichen müssen, andere hatten durch Umbauten und vermeintliche Verschönerungen arg gelitten. So eines der ältesten Berliner Baudenkmäler, die Nikolaikirche, nahe dem Rathaus. Nur ein Turm ragte dort früher empor, in einer einfachen Spitze endigte er, die zweite Hälfte der vorderen Front schloß ein schlichter Giebel ab. Und was ist aus diesem bescheidenen Stimmungsbild an bescheidener Stelle geworden? Ein zweiter Turm wurde aufgeführt und, da man sich nicht genug tun konnte, wurde an jeder Turmecke noch eine kleine Turmspitze hinzugefügt. So hatte man an Stelle der einen ruhigen Turmspitze deren zehn Spitzen und Spitzchen gebracht, die ein unruhiges und unentschlossenes Architekturbild ergaben. Auch die Wandfläche darunter hatte man nicht geschont, durch eine große Maßwerkarchitektur wollte man sie bereichern. Dabei erscheint sie trotz allen Aufwandes recht uninteressant. Die gotischen Formen hatte man wohl vermehrt, aber mit dem gotischen Empfinden hat diese „Bereicherung“ nichts gemein. Ein charaktervolles altes Architekturstück war mit einem Kostenaufwand von 161 000 Mark zu einem stimmungslosen Gebilde gemacht worden. Gar schlimm hat man auch das Innere des Gebäudes zugerichtet. Zwar streben die alten gotischen Pfeiler noch stolz empor und kraftvoll schließt sich ihnen die prächtige alte Barockkanzel an, aber wie dünn und zerbrechlich schauen hierzu die neuen „stilvollen“ Beleuchtungskörper aus, wie schlecht und dabei aufdringlich erscheinen die bunten Glasfenster.

Ganz anders hatte die Stadt 90 Jahre zuvor in einem ähnlichen Falle gehandelt. Damals galt es, den Turm der alten gotischen Marienkirche weiterzuführen. Langhans, der vortreffliche Architekt des Brandenburger Tors, setzte einen zwei Stockwerke hohen Turmbau in der ihm vertrauten barocken Gestaltung auf und ließ ihn nur durch die in gotischen Formen gebildeten Öffnungen und durch gotische Details an den alten gotischen Bau anklingen. So schuf er einen interessanten, stimmungsvollen Bauteil und, wie alles Schöne und künstlerisch Empfundene sich miteinander verträgt, einerlei, welche Sprache es redet, so verträgt sich auch hier der Langhans'sche barocke Aufbau mit der altehrwürdigen gotischen Kirche.

Von den alten schönen Kirchen aus der Barockzeit waren die Parochialkirche in der Klosterstraße, der schöne Turm der Sophienkirche und Gontards Türme auf dem Gendarmenmarkt von „Verschönerungen“ der letzten Zeit glücklich verschont geblieben; der Dreifaltigkeitskirche hatte man durch die vorderen Anbauten nicht gut gedient und der Hedwigskirche war im Innern durch mindere Glasfenster Schaden zugefügt worden.

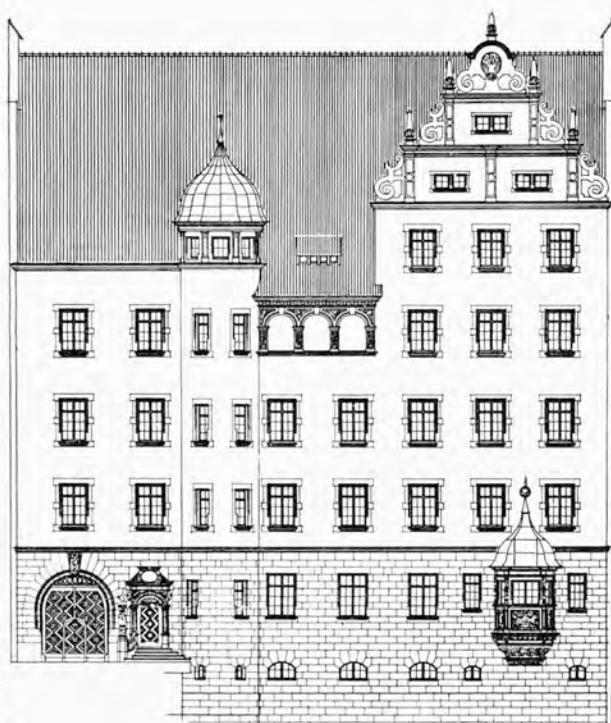
Stattliche Bauwerke hatte während der letzten Jahre der Architekt v. Mörrer geschaffen, dabei die Bauten des Reichsschatzamtes am Wil-

helmsplatz und des Reichsjustizamtes in der Voßstraße. Auf geordneter Grundlage entwickelt, sind ihre Fassaden in der Durchführung frischer und wirkungsvoller, als die letzten größeren Bauten aus der nachschinkelschen Zeit, als die Bauten des Kultusministeriums und des Ministeriums des Innern, Unter den Linden. Auch diese Gebäude lassen noch eine gute Schulung ihrer Architekten erkennen. Sind sie auch nicht besonders reizvoll, so zeigen sie doch in der gleichmäßigen und ruhigen Behandlung ihrer Fassaden eine vornehme architektonische Gesinnung.

Es ist kaum zu begreifen, wie eine gute architektonische Gesinnung, welche Jahrhunderte hindurch verbunden mit einer soliden handwerklichen Schulung dem Stadtbilde eine angenehme Stimmung gebracht hatte, in weitem Umfange verlorenging und bei vielen neuen Aufgaben einem stimmungslosen architektonischen Durcheinander Platz machte. Die lebenswürdigen phantasiereichen alten Barockbauten Berlins, die einfachen, dabei oft sehr interessanten Bauten aus der Zeit, in welcher C. G. Langhans, Gilly und Gentz wirkten, die verständnisvollen und sorgsam abgewogenen Bauten Schinkels, auch die feinsinnigen Architekturen Strack's, Stüler's und Hitzig's, sie alle beruhen auf einer geordneten schönen Grundlage, sie alle hielten sich in ihrer Durchbildung innerhalb der Grenzen des Könnens ihrer Architekten. Auch Lucae's Bauten, so besonders das Borsighaus an der Ecke Voßstraße und Wilhelmplatz und Ende's früheste Werke, wie die leider schon wieder verschwundene Villa Kaprun an der Rauchstraße, zeigten einen vornehmen Sinn.

Bei den städtischen Bauten steht das in den Jahren 1861–69 von W a e s e m a n n im Ziegelrohbau errichtete Rathaus an erster Stelle. Es ist einer der schönsten und stolzesten Bauten Berlins, ein Werk aus einem Guß. An seinen vier Fronten kommt das gleiche aufstrebende Rundbogenmotiv entsprechend den mehr oder weniger wichtigen Stellen in verschiedener Betonung immer wieder zur Erscheinung und bringt so den Bau zu einer ruhigen Gesamtwirkung. An seinen Ecken wird er durch abgeschrägte breite Risalite gehalten, am Mittelbau in der Königstraße streben schmalere abgeschrägte Bauteile empor und nehmen den oberen mächtigen Turm auf, der ebenfalls von schlanken abgeschrägten Bauteilen gefaßt wird. Hier am Turm sind sie offen und bilden so einen lockeren Übergang ins Freie. Die in gleichem Maßstab detaillierten Gesimse zeigen dieselben Einzelformen; in gut sichtbarer Höhe angebrachte figürliche Terrakotten erhöhen das Interesse am Bau, das Ganze ist in einheitlicher Stimmung und erfreut durch sein charaktervolles Gepräge.

Auch die späteren städtischen Gebäude waren durchweg Ziegelrohbauten, oft in unschönem gelben Ton. In ihrer Architektur waren sie den unkünstlerischen Übertreibungen der letzten Zeit ferngeblieben, boten aber in ihrer nüchternen Erscheinung kein sonderliches Interesse. Sie wurden in ihrer Zeit nicht günstig beurteilt, die damals führenden Architekten stellen sie in einen abfälligen Vergleich zu ihren eigenen aufwandsvollen Werken. Mir



*Standesamt
an der Fischerbrücke*

sind sie noch heute willkommene ruhige Stellen zwischen ebenso unkünstlerischen, wie in ihrer Überladung oft aufdringlichen Gebäuden. In einer Gesellschaft stört ein stiller witzloser Gast weniger, als ein ebenso witzloser aber vorlauter Herr.

„In welchem Stile, mit welchem Material werden Sie nun Ihre städtischen Bauten errichten?“ wurde ich von vielen gefragt. Die Berliner Steinmetzmeister machten mir klar, daß sie bisher von der städtischen Verwaltung vollständig vernachlässigt worden seien und nun von mir um so mehr berücksichtigt werden müßten, die Terrakottafabrikanten versicherten, daß ihre Fabriken für den Bedarf der Stadt Berlin eingerichtet seien und vollkommen müßten, wenn sie nicht weiterhin mit Bestellungen bedacht würden, und die Putzer wiesen auf alte gute einfache geputzte Berliner Barockbauten hin. Warum sollte ich bei den vielen und vielerlei Aufgaben, die ich zu erwarten hatte, nicht alle berücksichtigen? Hatte doch Schinkel in Berlin Sandsteinbauten, Terrakottenbauten und auch Putzbauten ausgeführt. Dabei hatte er neben seinen antikisierenden Gebäuden die Werder'sche Kirche in gotischen und daneben die Bauakademie in Renaissanceformen errichtet.

Bei meinen ersten Aufgaben befanden sich der Bau einer Feuerwache und eines Standesamts im Innern der Stadt, erstere an der noch mit alten Gebäuden besetzten Fischerstraße, die andere mit

der Front „An der Fischerbrücke“. Zumal hier hielt ich es nicht für richtig, mich als Neuling einzudrängen, hier wollte ich den alten Berliner Ton wieder anklingen lassen.

Die ernste und gewichtige Tätigkeit der Feuerwehr kommt am Äußern in den kräftigen Quadern zum Ausdruck, auch die lebhafteste Silhouette des inmitten der Fassade hochaufstrebenden Giebels weist auf die Tätigkeit der Feuerwehr hin. Hier wurde ein Kampf des Wassers gegen das Feuer angedeutet, oben an des Giebels Spitze melden Delphine dem Neptun ihren Erfolg.

Ruhig und flächig zeigt sich hiergegen die Fassade des Standesamtsgebäudes; der Eingang und ein Erker am Standesamtzimmer weisen auf den Zweck des Gebäudes hin. Eine kleine Säule, darauf ein Amor mit dem Pfeil, jubelnde Kinder, sich schnäbelnde Tauben, verbundene Herzen und Rosengirlanden schmücken sie.

Ganz anders lag die Aufgabe bei dem an der Bärwaldstraße zu errichtenden Volkssbad. Diese Straße ist eine breite, stattliche, mit mittleren Gartenanlagen versehene Avenue. An ihr sollte auch der Bau sich groß und stattlich zeigen. Eine eigenartige Grundlage für die Gestaltung seines Äußern ergab sich auch hier aus der Aufgabe selbst. Im Erdgeschoß der Eingang und hohe Wartehallen mit großen Fenstern, darüber niedrige Wannensäle mit ganz kleinen Fenstern und oberhalb die Wohnungen der Beamten. Solch ein Wechsel in den Stockwerkshöhen und in den Fenstergrößen bildet einen architektonisch sehr angenehmen Gegensatz zu den gleichen Geschoßhöhen unserer Wohngebäude, auch können sehr kleine Fenster dazu dienen, die Größenvirkung einer Fassade gegensätzlich zu steigern. In einer Schwimmhalle findet zumeist das Wasser Beachtung. Zeigt es eine schöne klare meergrüne oder bläuliche Farbe, so ladet es zum Bade ein. Ich habe verschiedenfarbige Kacheln unter Wasser ausprobiert und dabei erfahren, daß die gleichen Farben verschiedenes Wasser, so Leitungswasser und Brunnenwasser, so enteistes und nicht enteistes Wasser zu verschiedener Farbewirkung bringen. Hier zeigt das enteiste Wasser bei grünlich grauen Kacheln eine sehr schöne meergrüne Tönung. So wurden hier der Boden und die Wände des Schwimmbassins mit diesen Kacheln bekleidet.

Eine mir liebe Aufgabe war der Bau eines Kindersyls in der stillen und schmalen Kürassierstraße. Von ihr erstreckt sich das Grundstück bis zum Waldeckpark. Ein solcher Bau verlangt eine lebenswürdige Behandlung, dabei muß er behaglich und in allen seinen Teilen für den Betrieb günstig sein. Nach Norden an der Straße liegen die Verwaltungsräume und Korridore, hier wurde der Bau inmitten von der Straße zurückgehalten und so ein freier kühler Hof gebildet, in welchem sich die Kinder an heißen Sommertagen aufhalten können, nach Süden am Park liegen die Kinderräume mit breiten sonnigen Galerien. Diese Anlage bot einen günstigen Anhalt für eine freundliche und trauliche Durchbildung des Äußeren und des Innern.

Gleichzeitig mit diesen vier Bauaufgaben und den Entwürfen zum Rudolf-Virchow-Krankenhaus, zur Irrenanstalt in Buch und zum Märkischen Museum mußte noch eine größere Anzahl anderer Bauten bearbeitet werden, dabei zwei weitere größere Volksbäder und zwölf große Schulgebäude. Um mich hierbei dem architektonisch-künstlerischen Teile der Arbeit voll und ganz hingeben zu können, mußte ich mich von dem rein geschäftlichen und dem konstruktiv-technischen Teil derselben möglichst entlasten. In dem Stadtbaumeister M a t z d o r f f erkannte ich einen überaus eifrigen, fleißigen, gewissenhaften und kenntnisreichen Techniker und Geschäftsmann von ungewöhnlicher Arbeitskraft, der diese Arbeiten vorzüglich leitete. Ohne ihn hätte ich meine vielseitige künstlerische Tätigkeit nicht sorgsam durchführen können.

Von meinen gut eingearbeiteten Hilfskräften aus der Leipziger Bauhütte waren Reg.-Baumeister B o e t h k e und zwei jüngere Architekten M e y n i g und H i r s c h mitgekommen, erster arbeitete am Entwurf zum Märkischen Museum, die beiden anderen nahmen an der Bearbeitung des Rudolf-Virchow-Krankenhauses teil. Im übrigen mußte ich die zahlreichen Entwurfsarbeiten mit mir bis dahin fremden Hilfskräften ausführen. Dabei waren die Architekten aus der Städtischen Bauverwaltung gewohnt, in anderer Weise Architektur zu treiben als ich. An Eifer und Fleiß fehlte es nicht, überall fand ich den besten Willen, doch dauerte es einige Zeit, bis wir in der Arbeit so zusammenkamen, wie es für ihr Gelingen erforderlich war.

Bei den Stadtverordneten behandelte man mich im allgemeinen gut, hier war es vor allem der Sozialistenführer Paul S i n g e r, der mich stützte. W a l l o t hatte mir früher gesagt, beim Reichstagsbau hätten er und seine Arbeit unter einer Reichstagsbaukommission sehr gelitten, nur zwei ihrer Mitglieder, der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld und Paul Singer wären stets sehr wirkungsvoll für ihn eingetreten. Singer war ein ruhiger und feinfühler Herr, mit dem ich mich sehr gern unterhielt. Er hatte kein Verständnis für Kunst, begriff aber bei seinem großen Verstand sofort, was man ihm erklärte. Hatte er Vertrauen zu einem Menschen, so interessierte er sich auch für dessen Arbeiten und trat für sie ein. Und zu mir hatte er großes Vertrauen. Als ich in einer öffentlichen Stadtverordnetenversammlung zum ersten Male hörte, wie er in eine politische Debatte eingriff, glaubte ich den ruhigen und überlegenen Mann nicht wieder zu erkennen. Mit einer Heftigkeit und einem Haß, die ihm innerlich fremd waren, tobte er da los. Als oppositioneller Sozialistenführer glaubte er zuweilen einen solch scharfen Ton anschlagen zu müssen und das tat er mit erstaunenswertem Geschick. Er beherrschte die Mitglieder seiner Fraktion vollständig und übte auch außerhalb des Rathauses auf die Massen großen Einfluß aus. Nach seinem Tode bat mich der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei, ein einfaches Grabdenkmal für ihn zu entwerfen, was ich

sehr gern tat. Ein schlanker Obelisk zeigt den charaktervollen Kopf des intelligenten Stadtverordneten.

Mein Entwurfsbüro hatte ich in acht Abteilungen gegliedert. Sie wurden von meinen architektonisch tüchtigsten Hilfskräften, einerlei ob sie ein Examen bestanden hatten oder nicht, geleitet. Jeder hatte 10 bis 15 Architekten zur Hilfe. Wurde eine leitende Stelle frei, so besprach ich mit den sieben anderen Vorstehern, welche von den Hilfskräften dafür am geeignetsten sei. So entwickelte sich die Architekturabteilung aus sich heraus immer weiter, der gleiche Grundton blieb ihr durch Jahrzehnte hindurch erhalten. Daß jeder Hilfskraft es so möglich war, aufzurücken, erhöhte das Streben und den Eifer an allen Stellen. Ich selbst arbeitete im wesentlichen mit den Vorstehern, kam aber auch oft an die Tische der jüngeren Hilfskräfte. Es machte mir Freude, wenn ich auf den Korridoren an den Zeichensälen entlang ging und bemerkte, wie da die Türen offen standen, um mich nicht vorübergehen zu lassen.

Zugleich mit den ersten Skizzen wurden kleinere Modelle angefertigt. Ihnen folgten sehr bald Teilmodelle in natürlicher GröÙe. In den Höfen des Stadthauses hatte ich hierfür hohe Rüstungen aufbauen lassen, an welchen die Modelle in natürlicher GröÙe zu den Hauptteilen der Bauten befestigt wurden. An solchen Modellen beobachtete ich die einzelnen Details wiederholt zu verschiedener Tageszeit bei verschiedenen Belichtungen, dann ließ ich mir Tische und die Detailzeichnungen in die Höfe bringen, und korrigierte diese Zeichnungen vor den Modellen. Nur so war es mir möglich, bei den vielen städtischen Bauten jedes Detail auch des nebensächlichsten Profils nach eingehenden wiederholten Prüfungen persönlich festzustellen.

Im Februar 1898 legte ich den städtischen Behörden die Pläne zum Bau des Märkischen Museums vor. Im Köllnischen Park, an einer der wenigen mit alten Bäumen bepflanzten Stellen im Zentrum der Stadt sollte dies Gebäude seinen Platz finden. Abseits der neuen Häuser Berlins, von Grün umfaßt, kann diese Heimstätte der märkischen Sammlungen sich wohl fühlen. Ein Hügel, ein Teil des alten Festungswalls, stand einer gleichmäßig geschlossenen Bauanlage im Wege, verlieh aber der alten kleinen Parkanlage eine eigenartige Note. Bei einem früheren Wettbewerb hatten fast alle Konkurrenten seine Entfernung geplant, hierzu konnte ich mich nicht entschließen. Es macht niemals einen guten Eindruck, wenn der Kommende auf den Anwesenden, wenn der Jüngere auf den Älteren keine Rücksicht nimmt, und gerade bei diesem Museum mit seinen verschiedenen Einzelsammlungen konnte man ganz zwanglos zu einer frei gruppierten Bauanlage gelangen und diese mit dem Hügel und seinem alten Baumbestand in gute Verbindung bringen. Auf dem Hügel wurde ein schattiger Platz für Kinder eingerichtet, in der Mitte dient ihnen eine breite barocke Säulenbasis als Tisch zum Spielen. Hinter lichten Bäumen erblickt man von diesem Hügel die gotische Architektur des kapellenartigen Baukörpers und erkennt besonders im Frühjahr, wie schön ein leichtes Blattwerk der Bäume mit

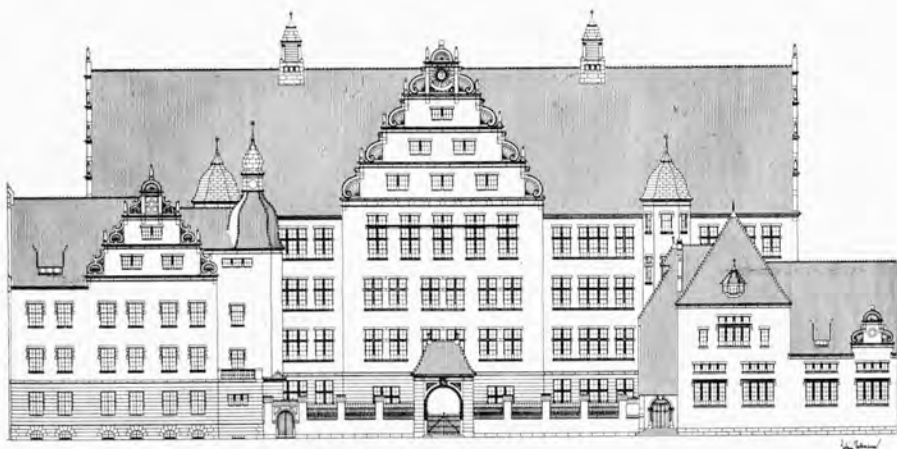
gotischem Maßwerk zusammenstimmt. Einen schmalen Weg führte ich von hier seitwärts zu einem stillen Plätzchen mit einer Bank, einer ruhigen Stelle, wie sie inmitten einer Großstadt sonst wohl kaum zu finden ist. Man sitzt da unbemerkt und frei von jedem Lärm gegenüber einer mit Reben bewachsenen Wand des Museums. Ein reicher, in seinem Maßstab detaillierter Renaissanceerker schaut aus den Reben hervor. Hier in aller Ruhe, dachte ich, könne vielleicht ein Schauspieler seine Rolle lernen, ein Dichter seine Verse schmieden, oder vielleicht auch einmal ein junges Pärchen in glücklichen Zukunftsträumen schwelgen.

Auch andere Wege im kleinen Park ließ ich mit Rücksicht auf das Gebäude umlegen. Wie oft habe ich an stillen Abenden zu Hause in Gedanken den Park durchschritten und dabei gesonnen, wie man einzelne Bauteile oder Baugruppen von verschiedenen Stellen der Wege aus am besten zur Erscheinung bringe. Wie man die Bäume zur Mitwirkung ziehe, auch ob und wie man verschiedene Bauteile in Efeu oder in andere Schlingpflanzen hülle. So wollte ich nicht nur den Bau mit der Natur möglichst innig verbinden, so wollte ich ihn auch loslösen von benachbarten neuzeitlichen und zum Museumsbau unstimmmigen Gebäuden.

Magistrat und Stadtverordnete fanden Gefallen an dem Projekt, mit allen Stimmen wurde es von beiden Körperschaften genehmigt.

*

Die ersten Skizzen zum Rudolf-Virchow-Krankenhaus hatten die Stadtverordneten im Dezember 1897 genehmigt, sie umfaßten 53 einzelne Gebäude. Am 10. Juni 1898 konnte ich ihnen die durchgearbeiteten Entwürfe zu den größeren Bauten und auch zu den umfangreichen Gartenanlagen vorlegen. In einem Hause mit übersichtlicher und praktischer Raumvertei-



Gemeindedoppelschule in der Glogauer Straße mit Lehrerwohnhaus und Turnhalle

lung kann ein Haushalt leichter geführt werden, als in einem unklar und umständlich disponierten Gebäude. Noch ehe mit der Bauausführung begonnen wurde, ließ ich mitten durch die Anstalt eine 425 m lange mit vier Baumreihen bepflanzte Allee anlegen. Hierbei fanden auch die Bäume Verwendung, die damals aus der Siegesallee entfernt wurden, um den Blick auf die Denkmäler frei zu machen. Die Allee bildet im Krankenhaus gewissermaßen das Rückgrat der ganzen Anlage, sie hält die Ordnung bei der Verteilung der zahlreichen Gebäude auf der großen Fläche. Sie erstreckt sich vom Verwaltungsgebäude bis zur Kapelle, ihr seitlich liegen die 21 einstöckigen Krankenpavillons derart, daß die Kranken aus ihnen unmittelbar die Allee betreten und sich dort im Schatten ergehen oder auf bequemen Bänken ausruhen können. Für die Rekonvaleszenten ist abseits ein kleiner Park angelegt worden.

Mitte Mai 1900 wurden an demselben Tage nacheinander meine beiden ersten Schulbauten übergeben, die *Gemeindeschulbauten* an der *Wilmsstraße* und an der *Glogauer Straße*, jeder für 2000 Kinder bestimmt. Es sind sehr einfache Gebäude. An der Wilmsstraße steht der Schulbau auf Hinterland, während an der Straße ein kleineres Gebäude mit den Direktorenwohnungen und einer Volksbibliothek die große öffentliche Bauanlage in einer kräftigen Architektursprache repräsentiert.

Die Schule an der Glogauer Straße im Osten war damals am Ende Berlins gelegen, sie wurde als eine freie Gruppe projektiert. Vorne an der Straße weit auseinanderliegend einerseits das Direktorenhaus, andererseits die Turnhalle und darüber eine Volksbibliothek, sowie dazwischen hinter dem durch ein Torhäuschen zugänglichen Schulhof das inmitten von einem großen Giebel überragte Schulgebäude.

Damals beschäftigte mich auch eine meiner größten und architektonisch wichtigsten Arbeiten, das Projekt zum *Berliner Stadthaus*. Die für diesen Bau zur Verfügung gestellte Grundfläche überschreitet die des alten Berliner Rathauses um 1500 qm und die des Reichsgerichts um 1000 qm. Es handelte sich also auch hier um eine ungewöhnlich große Bauaufgabe. Das Stadthaus einer Zweimillionenstadt im Mittelpunkt des alten Stadtteiles errichten zu dürfen, betrachtete ich als ein ganz besonderes Glück. Verblieben auch die Sitzungssäle der leitenden Verwaltungen und die Festräume im alten Rathaus, so wünschte man doch in städtischen Kreisen, daß auch das Stadthaus im Äußeren architektonisch stark betont werde. Und diesem Wunsche entsprach ich gern.

Dank angestrebter, lebhafter Aufmerksamkeit und energischen Strebens hatte die Stadt Berlin sich zu einem überaus kräftigen Gemeinwesen entwickelt. Dies wollte ich beim Stadthaus architektonisch zum Ausdruck bringen. Energie und Kraft zeigen die starken Mauern mit ihren tiefen Fensterleibungen sowie das kräftige Relief des Architektursystems und die derbe Behandlung der Quadern an den unteren Geschossen. Am besten kommt dies zur Erscheinung, wenn man in der Judenstraße dicht an dem Portal

stehend am Bau hinaufblickt. Die Lebhaftigkeit erkennt man an den vielen kleinen aufgelegten Quadern bei den Fenstern der oberen Geschosse, Ruhe bringt die Wiederholung des gleichen Architektursystems an allen Fronten. Die vier Außenfronten sind zusammen 443 m lang, neunundneunzigmal zeigen sie das gleiche System. Damit aber der Bau von keiner Stelle aus dem Beschauer öde erscheine, wurden immer zwei aneinanderstoßende Fassaden in der Führung ihrer Flächen verschieden behandelt, so die eine ohne jeden Vorsprung, die andere aber durch vorspringende Teile gegliedert.

Bei dem sehr ausgedehnten Baukörper mochte ich auf einen Turm nicht verzichten. Die finanzielle Lage der Stadt war damals so günstig, daß sogar der Stadtkämmerer seine Ausführung befürwortete. Über der Mitte der Hauptfront kommt er nicht nur von nahen Standpunkten, sondern auch in verschiedenen Straßenzügen gut zu Gesicht.

Von der architektonischen Wirkung des Stadthauses hatte ich, bevor ein Strich gezeichnet worden war, eine durchaus klare Vorstellung. Nur wegen des Turms war ich in Bedenken. Daß er in zwei Geschossen aufgebaut werde, verlangte seine Stellung im Stadtbilde, von manchen Stellen sieht man nur sein oberes Geschoß. Anfangs dachte ich an einen ganz geschlossenen Turm, dann an eine gelockerte, freie und damit vielleicht interessantere Behandlung. Dabei fiel er aber zu sehr von dem unteren festen Baukörper ab. So entschloß ich mich, eine diesem Baukörper entsprechende Architektur, jedoch mit frei vorgestellten Säulen, auszuführen. Da konnte der Bau in seinem Hochwachsen als Turm freier und luftiger werden, auch konnte er bei den frei vorgestellten Säulen eine interessante Silhouette erhalten. Die hierbei zu überwindende architektonische Schwierigkeit bereitete mir durch Jahre hindurch große Sorgen.

*

Schon im Jahre 1893 hatte die Städtische Kunstdeputation beschlossen, den Platz vor dem Friedrichshain nahe der Bartholomäuskirche künstlerisch zu schmücken. Bei meinem Amtsantritt 1896 lag ein Projekt vor, welches den Platz mit einer reich dekorierten Architektur in Art der Reichstagsarchitektur ausbauen wollte. Die Kunstdeputation hatte es angenommen und zur Ausführung bestimmt. Ein Besuch an Ort und Stelle zeigte mir, daß dieser Platz bei seiner an sich sehr ungünstigen Form und bei seiner unschönen Beziehung zu den anschließenden Straßen für eine künstlerische Betonung ganz ungeeignet ist, und daß auch die vielen dort spielenden Kinder an einer Darstellung unserer deutschen Märchen mehr Freude erleben dürften, als an einer hochgeschraubten Prunkarchitektur. In diesem Sinne berichtete ich der Kunstdeputation und fand dafür Verständnis. Nun sollten am Eingang zum Friedrichshain ein mittlerer und zwei seitliche Märchenbrunnen projektiert werden. Die Modelle hierzu, an welchen vier Bildhauer die Skulpturen gearbeitet hatten, waren in der Kunstausstellung den Berlinern bekannt geworden. Auf das Ersuchen, der Polizei-

präsident möge sich mit der Ausführung der Brunnen einverstanden erklären, teilte dieser mit, der Kaiser habe anheimgegeben, die Brunnen-
darstellungen in mehrere kleine Gruppen aufzulösen, welche einzelne Episoden aus den Märchen zur Anschauung zu bringen hätten.

Alles, was auf öffentlichen Straßen oder Plätzen in Berlin errichtet werden sollte, bedurfte der Genehmigung des Kaisers, hier jedoch sollten die Brunnen am Eingang zum Friedrichshain auf Parkterrain errichtet werden, sie waren deshalb nicht von einer kaiserlichen Genehmigung abhängig. Daß der Kaiser sich doch damit befaßte, verursachte in den städtischen Kreisen eine Erregung, als ob es sich um eine der wichtigsten kommunalen Angelegenheiten handle. Dabei wurde die künstlerische Frage kaum berührt, nur um die verwaltungstechnische Seite der Angelegenheit ging der Streit. Auch die Presse interessierte sich mehr und mehr dafür, die liberalen Zeitungen eiferten mit den schärfsten Ausführungen gegen den kaiserlichen Einspruch und verlangten, das Oberverwaltungsgericht sollte feststellen, daß der Polizeipräsident — gemeint war der Kaiser — sich unberechtigtweise in diese städtische Angelegenheit einmische.

Da kam die telegraphische Aufforderung, Oberbürgermeister Kirschner und Stadtbaurat Hoffmann möchten folgenden Tags nach dem Jagdschloß Hubertusstock kommen. Sehr ungnädig wurden wir dort vom Kaiser in seinem kleinen Arbeitszimmer empfangen. „Sind denn in Berlin noch Hundstage, was ist denn da eigentlich los?“ „Wenn ich meine Residenz nach Frankfurt verlege, dürfte das den Berlinern schlecht bekommen.“ So begann er seine Vorwürfe. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit entwickelte nun der Oberbürgermeister in eingehender Weise die rechtlichen Gesichtspunkte. Damit imponierte er dem Kaiser nicht, sehr heftig wendete dieser sich jetzt an mich: „Und wenn ich einen Wunsch äußere, so können Sie ihn mir erfüllen.“ Auch ich wurde erregt und sagte ebenso laut: „Ja, wenn da nicht solch eine verfluchte Deputation dazwischenstände, könnte ich schon machen, was ich wollte.“ Nach diesen Worten sagte der Kaiser sehr lebhaft und laut: „Verflucht, bei mir sagt er verflucht — sehen Sie, Oberbürgermeister, endlich haben Sie einen klugen Mann im Magistrat. Hoffmann weiß, was dieses ganze Deputations- und Kommissionswesen wert ist.“ Und damit nahm die Unterredung einen ganz anderen Ton an. Wiewohl wir irgend eine Zusage nicht machen konnten, lud er uns gleich ein, mit ihm zu frühstücken und war dabei überaus liebenswürdig.

Mit dieser Audienz war der Märchenbrunnenfall erst recht interessant geworden, auch die Auslandspresse, dabei die „Times“, beschäftigte sich damit. Die Witzblätter brachten verschiedenerlei Bilder, so lag ich in den „Lustigen Blättern“ ganz unten in einem Tiefbrunnen, über mir die Steinstücke des eingestürzten Märchenbrunnens, während oben der Oberbürgermeister und des Kaisers Kabinettschef nach mir herunterschaute. „Noch liegt er unten — peinliche Lage —. Ob er nach oben kommt, das ist die Frage.“



*Märchenbrunnen
im Friedrichshain*

Mir selbst war der Einspruch des Kaisers sehr angenehm, denn mit der Brunnenlösung an sich war ich noch nicht zufrieden. Ich riet dem Oberbürgermeister, der mir sehr geneigt war, zum Nachgeben, da ich so Zeit gewann, die Aufgabe in aller Ruhe nochmals zu bearbeiten. Bei der städtischen Behörde und in der Presse war ich der schwache Künstler, der vor dem Kaiser sich beugt. Solche Vorwürfe berührten mich wenig, wenn nur der Sache gedient wurde.

Bei einer erregten Debatte in der Stadtverordnetenversammlung beschloß ich meine Rechtfertigung nach dem stenographischen Bericht mit folgenden Worten: „Ich habe in der letzten Zeit oft hören müssen, der Stadtbaurat hat keinen steifen Nacken, der kann kein großartiger Künstler sein. Nun, meine Herren, ich kenne „großartige Künstler“, die über jeden Strich, den sie zeichnen, sofort in Verzückung geraten. Ich kenne aber auch traurige Kunstwerke und die rühren zumeist von solch „großartigen“ Künstlern her. (Heiterkeit, Bravo!) Wer als Künstler keine Kritik vertragen kann, und wer nicht die strengste Selbstkritik ausübt bis zur letzten Sekunde, welche er an seiner Arbeit steht, der leistet nichts Gutes (Bravo!). Ich habe Gelegenheit gehabt, viele Künstler — deutsche und ausländische — kennenzulernen und habe immer wieder erfahren: je großartiger das Wesen umso kleinartiger die Leistung. (Heiterkeit). Ich bin hier der Architekt eines Bauherrn mit 34 Magistrats- und 144 Stadtverordnetenköpfen, und von diesen 178 Köpfen ist leider nur ein einziger mir eigen. (Heiterkeit). Und

wenn auch die 177 Köpfe — ich nehme jetzt meinen eigenen aus — gleich sind an hervorragender Liebenswürdigkeit, so sind sie doch sehr ungleich in ihren künstlerischen Anschauungen. (Sehr richtig, Heiterkeit!). Damit mußte ich rechnen und damit habe ich gerechnet von dem ersten Augenblick meiner hiesigen Tätigkeit an. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine so vielköpfige Behörde wie die städtische Verwaltung einen eigensinnigen Starrkopf als Stadtbaurat nicht gebrauchen kann. (Sehr richtig.).“

Meine mit Heiterkeit aufgenommenen Worte in dieser bisher so ungemein wichtig und ernst behandelten Angelegenheit hatten den Erfolg, daß die städtischen Behörden beschlossen, es solle mir gestattet sein, die Brunnenanlage „unter Wahrung des Rechtsstandpunktes“ anders zu bearbeiten. Somit war es mir möglich, diese schöne, mir sehr am Herzen liegende Aufgabe nochmals in aller Ruhe zu bedenken. Und hierüber war ich sehr glücklich. Kam ich in den nächsten Jahren mit dem Kaiser irgendwo zusammen, so fragte er stets: „Wie geht es Ihrer verfluchten Deputation?“ und noch nach neun Jahren erzählte er, er habe damals in Hubertusstock gemerkt, wie mein Kopf immer mehr rot geworden sei und habe nur darauf gewartet, daß ich losplatze.

*

Unsere Familie wurde zahlreicher, die Wohnung zu klein. 1901 bezogen wir das aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammende Haus Nr. 18 in der Margarethenstraße, ein Werk Friedrich Hitzigs. Viele Jahre hindurch war es das Heim des Reichstagsabgeordneten Ludwig Bamberger gewesen. Hier hatte der achtzehnhundertachtundvierziger Mainzer Revolutionär, nachdem er über 20 Jahre in der Verbannung zu Paris verbracht, ein geselliges Leben geführt und seine in parlamentarischen Kreisen noch jetzt bekannten Diners gegeben. Zum Haus gehört ein schöner Garten — früher ein Stück Tiergarten — mit alten großen Bäumen, dort auf der Terrasse sieht man im Sommer kein Haus und hört keinen Laut. Dabei befindet man sich nur wenige Schritte entfernt vom Potsdamer Platz und von der Potsdamer Brücke. Wie viele schöne Abende habe ich inzwischen mit Frau und Kindern hier verlebt, und wie manchen Einfall für meine städtischen Bauaufgaben verdanke ich dieser idyllischen Stelle!

*

Je mehr Gebäude ich zur Ausführung brachte, um so mehr empfand ich, daß die Skulpturen ihnen nicht immer halfen. Das Gleiche hatte Messel bei seinen Bauten erfahren. Die Bauplastik war damals in Berlin nur an wenigen Stellen als eine vollwertige Bildhauerkunst betrachtet und dementsprechend nur von wenigen Bildhauern geübt worden. An ausgeführten Bauwerken, in Kunstzeitschriften und auf Ausstellungen sahen wir uns jetzt in verschiedenen Städten nach besonders tüchtigen Architekturbildhauern um.

An Seidl's Nationalmuseum und an seinem Künstlerhause in München fanden wir vortreffliche Skulpturen von Josef Rauch, aus Veröffent-

lichungen seiner Werke in Kunstzeitschriften wurde uns Ignatius Taschner vorteilhaft bekannt und auf der Dresdner Kunstausstellung hatten Georg Wrba's Brunnenmodelle uns gut gefallen. Wir erkannten in den Werken dieser Bildhauer ein dem unseren ähnliches künstlerisches Empfinden und hofften, daß es möglich sei, mit ihnen zu einem innerlich einheitlichen Schaffen zu gelangen. Es hielt nicht schwer, sie zur Übersiedlung nach Berlin zu bewegen. Bald hatten wir uns in der Arbeit zusammengefunden, und die vielen Besuche und Rücksprachen, die ich im Laufe der Jahre in ihren Ateliers ausführte, waren mir immer eine erfrischende Erholung in meiner anstrengenden Tätigkeit. Wrba, sehr klug, überaus geschickt und äußerst schaffenskräftig, arbeitete mit großer Leichtigkeit. In kurzer Zeit entstanden die vier Bronzegruppen in der Kapelle und der Brunnen in der Allee des Rudolf-Virchow-Krankenhauses, zahlreiche Terrakottenmodelle für die Schulen an der Pankstraße und die Feuerwehr an der Schönlanke Straße, sowie sehr gute Kartuschen und andere schöne Skulpturen an und in der Badeanstalt der Gerichtsstraße. Auch der Entenbrunnen im Irrenhaus Buch ist sein Werk.

In dieser Anstalt führte Taschner am Pförtnerhaus, am Hauptgebäude und an der Kapelle vortreffliche Skulpturen aus. Handwerklich gebildet beherrschte dieser hochbegabte und in allen Kunstsprachweisen bewanderte Künstler jede bildhauerische Aufgabe. Ob er im Treppenhaus des Märkischen Museums Stuckornamente in der Stimmung der märkischen Renaissance frei antrug, ob er dort in der Waffenhalle gotische Kapitäle in Kalkstein ausführte, ob er für die Fassade des Friedrich-Werderschen Gymnasiums klassische Motive für Sandstein entwarf, ob er in der Zwinglistraße für den Kleinkinderhof Tiere in kindlich-naiver Weise in Holz schnitt oder ob er an den Treppengeländern des Rudolf-Virchow-Krankenhauses kleine liebenswürdige Motive in Metall trieb, all das tat er mit dem gleichen Geschick und in einer Vollendung, wie kaum ein anderer Bildhauer in dieser Zeit. In kleinen Verhältnissen hatte dieser gottbegnadete Künstler eine schwere Jugendzeit durchlebt; trotz fortwährender aufopfernder Fürsorge seiner nur für ihn lebenden Gattin erlag sein schwächlicher Körper schon in jungen Jahren einer schweren Krankheit.

Ein Poet unter den Bilhauern war Josef Rauch. Nicht weniger als 34 Schulfassaden hat er mit seiner Kunst geschmückt und vielen tausenden von Kindern so eine Freude bereitet. Auch die Feuerwachen am Schillerpark und an der Stockholmer Straße, mehrere Amtsgebäude, das Friedhofsportal in Lichtenberg und das Gasdirektionsgebäude an der Waisenbrücke zeigen entzückende Skulpturen von seiner Hand. Mit großem Geschick wußte dieser sehr kluge und kenntnisreiche Künstler sich der jeweiligen architektonischen Stimmung der verschiedenen Gebäude anzuschmiegen und zu einer einheitlichen Wirkung derselben beizutragen. Seine Kinderreliefs an verschiedenen Fassaden zeigen die gleiche Liebenswürdigkeit und eine noch höhere künstlerische Note als die reizenden Gruppen aus der besten

Berliner Barockzeit. So brachten diese drei vortrefflichen Künstler die Berliner Bauplastik wieder zu Ehren und übten dabei auf die Berliner Bildhauer einen günstigen Einfluß aus.

An der Bearbeitung des Märkischen Museumsbaus denke ich mit ganz besonderer Freude zurück, die wiederholten Aufenthalte in kleineren alten märkischen Städten boten mir immer wieder eine für meine Arbeit günstige Anregung, das zeitweise Sich-Hineinleben in bescheidene und gemütvolle frühere Zeiten war mir eine unsagbar angenehme Erholung, bei Fontane's „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ schief ich spät abends ein, davon träumte ich und wachte dann auch in der entsprechenden Stimmung auf. Wie viele Sonntage habe ich in den noch unfertigen Räumen zugebracht und hin und her überlegt, wie man den noch wild umherstehenden Gegenständen gefällig sein könne. Und als dann alles geordnet und zusammengestellt war, erschien der seit längerer Zeit beurlaubte Kustos Buchholz und sprach sich über das, was er jetzt als sein Museum vorfand, hocherfreut und sehr beglückt aus. Das war mir eine große Beruhigung und Genugtuung.

*

In Brindisi erreichte uns am 24. März 1909 eine sehr schmerzliche Nachricht. Alfred Messel war an diesem Tage gestorben. Wir fuhren sofort zurück und kamen einige Stunden vor der Beisetzung nach Berlin. 45 Jahre hindurch hatte eine innige Freundschaft die beiden nahezu gleichaltrigen Freunde — Messel war nur ein Jahr jünger als ich — verbunden, auch eines kleinsten Zwistes erinnere ich mich nicht. Daß zwei gleichgestimmte Freunde von der Knabenzeit an so viele Jahre hindurch treu zusammenhielten, wir beide haben dies stets als ein ganz besonderes Glück empfunden.

Als Gymnasiast war Messel ein träumender Schüler, zaghaft und schüchtern, dabei ein vorzüglicher Turner. Auch in der Studienzeit war er still und zurückhaltend, ging aber hin und wieder aus sich heraus, dann erfreute er durch einen köstlichen Humor. In den Studienjahren saßen wir des Abends zumeist zu Hause in unserer gemeinschaftlichen Stube und arbeiteten. Und damit uns keine Zeit verlorenging, verließ wochenweise einer von uns eine halbe Stunde früher die Akademie, kaufte das bescheidene Abendbrot ein und kochte den gemeinschaftlichen Tee.

Sehr bescheiden waren unsere Erwartungen für die Zukunft. Ob uns wohl jemals das Glück blühen werde, selbständig einen Bau ausführen zu dürfen, haben wir in jener Zeit uns manchmal gefragt. Und es kam besser, als wir zu hoffen gewagt. Auch Messel stand bald nach seiner Studienreise vor einer umfangreichen Aufgabe; der Bau des großen Geschäftshauses am Werderschen Markt 7 war ihm übertragen worden. Und diesem ersten Auftrage folgten bald andere. Auch wirkte Messel noch als Leiter der Tischlerklasse an der Kunstgewerbeschule sowie später als Assistent an der Technischen Hochschule. Und nicht zum geringsten beanspruchten ihn seine

vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Die sehr sympathische Erscheinung mit dem fein geschnittenen und klugen Gesicht, sein überaus liebenswürdiges, vornehm zurückhaltendes Wesen und seine große Gewandtheit im Benehmen machten ihn zu einem sehr beliebten Gesellschafter und begehrten Schwiegersohn. Tagsüber in vielseitiger, aufregender Arbeit und des Nachts in lebhafter Geselligkeit verbrachte er diese Jahre und legte dabei den Grund zu seinem frühen Kranksein.

Sein Sehnen war nach einem öffentlichen Monumentalbau gerichtet. „Meine Privatbauten verschwinden doch bald wieder“, so klagte er. Im Jahre 1892 hatte das Hessische Ministerium einen Wettbewerb für ein Museum in Darmstadt ausgeschrieben. Sein Resultat war nicht befriedigend. Da ersuchte der Großherzog mich, ein Projekt für diesen Bau anzufertigen. In der Vaterstadt an bevorzugter Stelle einen solchen Bau zu errichten, hat seinen großen Reiz. Zur Zeit hatte ich aber in dem zweitgrößten Reichsbau eine sehr umfangreiche und schwierige Bauaufgabe zu lösen, und sie beschäftigte mich gerade damals voll und ganz. So reiste ich nach Darmstadt, sprach mit dem Großherzog, und Messel erhielt den Auftrag.

Als ich 1896 von Leipzig nach Berlin gekommen war, und wir mit Messels Familie in dasselbe Haus zogen, war Messel nicht mehr gesund. Und je schwächer in den nun folgenden Jahren sein Körper wurde, um so stärker



Märkisches Museum, Innungssaal (jetzt Magazin)

wurde seine architektonische Leistung. 1897 begann er den Bau der Berliner Handelsgesellschaft. Hierbei fiel besonders seine Fassade an der Behrenstraße auf. Sie erinnert an sehr gute Architekturen der italienischen Renaissancezeit.

Und gleichzeitig erstand der große Wertheimbau an der Leipziger Straße. Für die Geschäftshäuser verlangte man damals möglichst große Glasflächen. Überwiegen die Glasflächen die dazwischen verbleibenden Mauerflächen bedeutend, so macht die Fassade leicht einen zerbrechlichen Eindruck. Messel sah deshalb von einer Flächenfassade ganz ab, errichtete von der Straße bis zum Dach reichende Pfeiler und schloß die dazwischen verbleibenden Leeren mit Glas. Um nicht zuviel Ausstellungsfläche zu verlieren, durfte er die Pfeiler nicht sehr breit machen. Damit sie aber nicht schwächlich erschienen, gab er ihnen eine beträchtliche Tiefe. Und damit hierdurch dem Blick des von der Seite Kommenden keine Schaufläche verloren ging, zog er die unteren Glasflächen weit vor, gab ihnen die Form von großen eingestellten Schaukästen und ermöglichte so einen Einblick auch von den Seiten.

Jede auf einfacher und natürlicher Erwägung beruhende architektonische Lösung ist gesund und gut. So fand auch diese Messelsche Lösung allgemeinen Beifall. „Er hat den Warenhaustyp erfunden“ hörte man überall. Nicht nur in Berlin, auch in anderen Städten wurden Warenhäuser in dieser Art gebaut, aber nur selten habe ich eins gesehen, welches in seiner architektonischen Wirkung dem Messelschen gleichkam. Entweder standen die Pfeiler zu nahe oder zu entfernt voneinander, entweder waren sie zu schmal oder zu breit, entweder zu plump oder zu zergliedert, oder auch verornamentiert. Man konnte an solchen in ihrer Durchbildung verfehlten Beispielen immer wieder erkennen, wie viel Takt und Feingefühl dazu gehören, auch eine an sich sehr einfache Lösung architektonisch gut durchzuführen. Wie oft habe ich meinen Architekten bei der Arbeit gesagt: „Das architektonische Detail will in Millimetern empfunden werden“.

Messels selbständige Tätigkeit umfaßte die Jahre 1884 bis 1908. Es ist auffällig, wieviel höher seine Arbeiten aus der zweiten Hälfte dieser Zeit zu bewerten sind als seine früheren, und wie dieser Aufstieg ohne eigentlichen Übergang ganz plötzlich stattgefunden hat. Ja, man möchte angesichts seiner Werke aus den letzten Jahren kaum glauben, daß die früheren Bauten demselben Meister angehören.

*

„Ich habe einen großen Fehler gemacht, daß ich mich nicht zunächst an Ihre Frau Gemahlin gewandt habe“, bemerkte der preußische Kultusminister, als ich trotz liebenswürdigen Zuredens und trotz der günstigsten Bedingungen es 1912 ablehnte, die Professur für monumentale Baukunst an der Technischen Hochschule in Berlin zu übernehmen. Ich hatte in meinem städtischen Bauamt selbst eine Lehrstätte für Baukunst, dort arbeiteten bei mir gleichzeitig über 100 Architekten, sie konnte ich entsprechend ihren

Fähigkeiten mir aussuchen und mit ihnen konnte ich bei zahlreichen Bauausführungen praktisch tätig sein. An der Technischen Hochschule war dies nicht der Fall. So glaubte ich, in der mir lieb gewordenen Tätigkeit für die Stadt Berlin auch lehrend nützlicher zu sein als an einer Technischen Hochschule bei ausschließlich theoretischem Unterricht.

In diesen Sommer 1912 fiel ein Wechsel in der Besetzung des Oberbürgermeisterpostens der Stadt Berlin; der Oberbürgermeister Kirschner war ganz plötzlich auf seinem kleinen Sommersitz in Ehrwald in Tirol gestorben. Ihm folgte Herr Wermuth. Es waren sehr verschiedene Naturen: Kirschner sehr bescheiden und anspruchslos, nur der Sache lebend, von außerordentlichem Fleiß und größter Gewissenhaftigkeit, jeden Vorgang bis ins kleinste Detail selbst verfolgend und wegen seines gerechten Sinnes und seiner für alles Gute sich aufopfernden Hingebung allseitig geachtet und beliebt. Wermuth großzügig, hochgebildet, über dem Ganzen stehend, dabei geistvoll und gewandt in der Ausdrucksweise. Mit beiden stand ich persönlich gut, beide hatten volles Vertrauen zu meinen Arbeiten und ließen mich hierbei ein für allemal so gewähren, wie ich dies für richtig hielt. Und doch war für die ersten Jahre meiner Tätigkeit für die Stadt Berlin Kirschner mir angenehmer, als Wermuth es mir gewesen wäre. In jener Zeit, in welcher ich bei meinen großen Aufgaben von Stadtverordneten zeitlich zuweilen unangenehm bedrängt wurde, hätte Wermuth wahrscheinlich mitgedrängt, während Kirschner meinen Widerstand gegen eine flüchtige und oberflächliche Behandlung der großen und wichtigen Aufgaben aufs äußerste unterstützte und sich dabei zuweilen selbst in einen für ihn peinlichen Gegensatz zu den Stadtverordneten brachte.

*

Über die Beziehungen des Kaisers zur Baukunst waren in weiten Kreisen unrichtige Urteile verbreitet. Ich habe nicht viele Laien kennen gelernt, die ein so großes Interesse für die Baukunst hatten.

Daß der Kaiser die im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts nicht nur in Deutschland übliche, auf unsicherer Grundlage beruhende und mit dekorativem Aufwande empfindungslos belastete Architektur gewünscht und gefördert habe, ist nicht richtig. Dies bestätigen seine Worte beim Eintritt in den großen Hof des Rudolf-Virchow-Krankenhauses: „Das ist ja eine herrliche Schloßanlage, dabei ganz einfach und schmucklos!“ dies bestätigen seine sehr abfälligen Bemerkungen über äußerliche aufwandsvolle Häuser am Kurfürstendamm und über die unruhige und unkluge Wirkung der Architektur im Gerichtsgebäude an der Neuen Friedrichstraße.

Man hat dem Kaiser den Bau des Berliner Doms zum Vorwurf gemacht. Schon vor seinem Regierungsantritt hatte Professor Raschdorff den Auftrag hierzu von Kaiser Friedrich erhalten. Daß nach dessen Tod sein Nachfolger ihm den Auftrag nicht entzog, ist um so mehr verständlich, als damals Professor Raschdorff auch in Künstlerkreisen als ein zur Lösung dieser

großen Bauaufgabe geeigneter Architekt angesehen wurde. Ebenso wie man damals ganz allgemein Reinhold Begas als den zur Ausführung des Nationaldenkmals geeignetsten Bildhauer betrachtete.

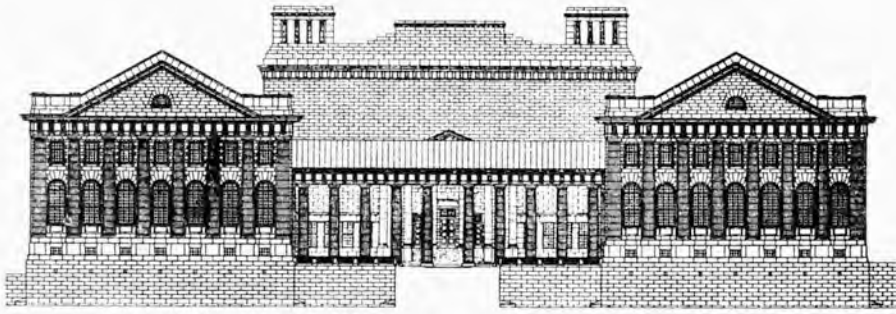
Auch daß der Kaiser bei der Vorlage von Bauentwürfen keinen Widerspruch geduldet habe, ist nicht richtig. Insoweit die staatlichen Bauentwürfe ihm nicht von deren Architekten, sondern von dem jeweiligen Minister vorgelegt wurden, mag dies der Fall gewesen sein. Da hatte er wohl manches Mal mit Recht das Gefühl, daß er die Sache besser verstehe, als der sie erläuternde Chef des betreffenden Ministeriums. Die städtischen Projekte brachte ich ihm allemal selbst und war dabei oft überrascht über sein zutreffendes Urteil.

Ich hatte immer wieder den Eindruck, daß es ihm angenehm sei, einen Bauentwurf mit dem zu besprechen, der ihn selbst gearbeitet hatte. Wie er überhaupt vor einer tatsächlichen Arbeitsleistung mehr Achtung zeigte, als vor einer nur beratenden oder erwägenden Tätigkeit. So interessierte ihn auch ein in freier Stellung befindlicher Künstler anscheinend mehr als die von ihm abhängigen Beamten. Ich erinnere mich, daß drei Minister im Marinesaal des Schlosses längere Zeit hindurch warteten, während er in demselben Raum ohne die Herren zu beachten, verschiedene Dinge, so auch den Besuch einer Vorstellung des russischen Ballets mit seinen Eindrücken hierbei, mir ausführlich erzählte. Bei seinem Besuche des Märkischen Museums wurde er wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß er um diese Zeit eine fremdländische Gesandtschaft empfangen wollte, ohne daß er sich hierbei stören ließ. Er hatte eben für baukünstlerische Dinge ein ungemein hohes Interesse.

*

Die Kriegszeit und die ihr folgenden finanziell ungünstigen Jahre hatten in die Ausführung der Arbeiten von Messels Museumsbauten wiederholt langjährige Unterbrechungen gebracht.

Der hohe Wert des Museumsprojektes beruht auf seiner klaren und großzügigen Grundlage. Inmitten, vom Kupfergraben weit zurückliegend, der mächtige Bau des Antikenmuseums, hieran beiderseits anschließend und nach vorne bis zum Kupfergraben sich erstreckend die beiden äußerlich gleich durchgeführten Bauten des Deutschen sowie des Vorderasiatischen und des Islamischen Museums, so umfassen die drei Bauten an drei Seiten ein stattliches Forum. An der vierten Seite längs des Kupfergrabens sollte eine 40 m lange Säulenhalle die beiden seitlichen Museumsbauteile zusammenhalten und von der Straße Am Kupfergraben einen interessanten Einblick in das Forum und die es umgebenden Bauten gewähren. Hierbei erblickt man inmitten vor dem Antiken Museum einen Vorbau mit dem Zugang unter einem Säulengiebel. Die Säulen entsprechen in ihrer Höhe etwa den vorderen Säulen und bringen so hinter dem Forum das Motiv der vorderen Halle wieder. Die lockeren und lebhaften Hallen sollen die geschlossenen, ruhigen und massiven Baukörper gegensätzlich zu noch größe-



Museumsneubau am Kupfergraben, Entwurfsfassung von 1913

rer und mächtigerer Erscheinung bringen, auch sollen sie der Gesamtwirkung einen besonderen Reiz verleihen.

Und nicht nur auf der Gestaltung des Baukörpers, auch auf der 6 m betragenden Höhe seiner Fenster beruht die große und stolze Wirkung dieses Monumentalbaus. Auch im Innern unterstützen diese Fenster neben einer guten Belichtung der Museumsgegenstände große und vornehme Raumwirkungen.

An dieser Grundlage des Entwurfs hielt ich bei der weiteren Bearbeitung fest. Oft hatte ich mit Messel davon gesprochen, daß und warum das Brandenburger Tor uns als Berlins schönster Bau erschien. Ich habe deshalb das Äußere der Museumsbauten bei seiner Detailbehandlung mehr im Charakter dieses Werks bearbeitet.

So sind die Säulen und die Pfeiler der großen seitlichen Bauten schlanker geworden, die Lebhaftigkeit ihrer Kanneluren wurde in oberen Triglyphen in den Schatten der Hauptgesimsplatte weitergeleitet. Bei den schlankeren Säulen war es möglich, zwischen ihnen die nur in die Fläche eingeschnittenen hohen unteren Fenster durch Umrahmungen ebenso stark zu betonen, wie bisher nur die oberen kleineren nebensächlichen Fenster. Die schweren hohen Giebel wurden zu der leichteren Architektur niedriger genommen, so konnten sie auch den benachbarten älteren Museumsbauten und da dem kleineren Giebel des Neuen Museums in der Stimmung näher gebracht werden. Auch kommen die aus inneren Gründen notwendigerweise leider mit Glas eingedeckten Dachflächen in ihrer Neigung von fernen Standpunkten aus weniger zu Gesicht.

Für das Innere des Antiken Museums hatte Messel entsprechend den Forderungen der Museumsverwaltung drei große Säle für den Pergamonaltar, für das Miletter und für eine Architekturabteilung projektiert. Bei den sehr viel bescheideneren Verhältnissen nach dem Krieg mußte die von Messel projektierte bronzene große Deckenvoute des Pergamonsaals einer einfacheren Lösung weichen. Hierbei konnte die Oberlichtfläche der Saaldecke zur besseren Belichtung der Frieswände erweitert und die hintere Saalwand

zur freieren Wirkung des Altars nach dem Telephossaal geöffnet werden. Diese Öffnungen des Raumes erweitern den Blick und mildern so den Eindruck des abgeschlossenen Raumes.

Es war kein leichtes Arbeiten. Zwei Ministerialdirektoren, mehrere Museumsdirektoren, ein Ministerialrat, ein Revisor und dazu noch Herr v. Bode, sie alle besprachen, berieten und kontrollierten das, was auf dem Bau geschehen sollte oder geschah. Sie konnten sich jederzeit über alles informieren. Geschah dies auch seitens der Herren in der verbindlichsten und rücksichtsvollsten Form, so war doch allein das Bewußtsein, während einer durch Jahrzehnte sich hindurchziehenden, mit viel Überlegung und mit feiner geistiger Einstellung zu bewirkenden Tätigkeit, jederzeit verschieden empfindenden Beamten über den Stand der Arbeiten und über die künstlerischen Absichten bei der Lösung jeder Einzelheit Auskunft geben zu sollen, die Arbeit erschwerend.

Hier bei den Museumsbauten war es zuweilen zum Davonlaufen. Dann erinnerte ich mich des Versprechens, das ich meinem sterbenden Freund gegeben, und dies hielt mich immer wieder bei der Arbeit. Mit großem Eifer hatte ich sie begonnen, bei der unnatürlichen Arbeitsweise war es mir kaum möglich, sie so durchzuführen, wie ich dies bei meinen städtischen Bauaufgaben gewohnt war.



Das von der Revolution mitgebrachte Gesetz, daß die Staatsbeamten mit 65 Jahren in den Ruhestand zu treten hatten, wurde Anfang 1924 auch auf die Kommunalbeamten ausgedehnt. Ich war damals 72 Jahre alt, konnte mich also mit gutem Gewissen von meiner städtischen Tätigkeit zurückziehen. Allerdings blieb ich auch weiterhin Mitglied der städtischen Kunstdeputation.

Mir war ein Nichts allemal lieber, als ein empfindungsloses Etwas. So erinnere ich mich aus meiner ersten Stadtbauratszeit einer Magistratssitzung, in welcher Beschwerde darüber geführt wurde, daß in manchen Straßen bei einzelnen Häusern leere Seitengiebel zu Gesicht kämen. Ich machte darauf aufmerksam, daß der leere Seitengiebel zuweilen angenehmer anzuschauen ist, als die zum Bau gehörige, mit unempfundenen Einzelheiten belastete Straßenfassade.

Deshalb sollte man aber in vielen Fällen doch nicht auf eine — wenn auch noch so bescheidene — architektonische oder bildhauerische Betonung eines Gebäudes verzichten. Aus allen Bauperioden früherer Jahrhunderte kennen wir größere und kleinere Bauten, die durch ihre Gestaltung und ganz besonders auch durch ihre Einzelbehandlung bei äußerster Einfachheit als hohe Kunstwerke zu bewerten sind.

Die Stadt Berlin ist zu ihrer jetzigen Erscheinung auf einem nicht günstigen Weg gelangt. Im 18. Jahrhundert, in der Barockzeit, war sie eine der schönsten Städte der Welt. Zahlreiche Abbildungen aus jener Zeit zeigen uns in verschiedenen Teilen der Stadt entzückende Straßen- und Platzbilder,

fast jedes Haus erfreut durch seine auf geordneter Grundlage entwickelte frohe und liebevolle Stimmung. Es müssen glückliche Menschen gewesen sein, die solche Kunst schufen.

Nur wenige Wohngebäude stehen noch, dafür sind uns aus jener Zeit Monumentalbauten geblieben, um welche jede andere Stadt uns beneiden kann. Nur der beiden Turmbauten auf dem Gendarmenmarkt möchte ich hier gedenken. Ich kenne keinen Platz in der Welt, auf dem man aus dekorativen Gründen einen 76 Meter hohen, architektonisch reich durchgeführten Turmbau gleich zweimal errichtet hat, und dies in einer finanziell schwachen Zeit. Wie reizvoll ist es, in der Nähe des einen Turms stehend, die Gesamtwirkung des anderen entfernten zugleich mit der Wirkung der Einzelheiten am näheren Turmbau zu genießen, und wie lehrreich ist dies für den Architekten.

Wie Berlin in seinem Aussehen zu Paris sich verhalte, wurde ich wiederholt gefragt: Berlin sei doch wohl die schönere Stadt. Dies konnte ich nicht bestätigen. Paris ist eine weit ältere Stadt. Während Paris schon Ende des 16ten Jahrhunderts 200 000 Einwohner zählte, erreichte Berlin diese Zahl erst um 1820, die starke Zunahme der Bevölkerung begann in Berlin in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts. Paris entwickelte sich in Ruhe, allmählich fortschreitend zur Weltstadt und nahm bei seinen späteren Bauten mehr Rücksicht auf das Frühere, in Berlin vollzog sich die an sich sehr starke Erweiterung der Stadt in kürzester Zeit stoßweise und mit weniger Rücksicht auf das Vorhandene. Paris ist mehr ein Werk der Tradition, während Berlin an vielen Stellen unruhig und zufällig zusammengewachsen erscheint.

Der Pariser hat mehr Anhänglichkeit und mehr Gefühl für die Vergangenheit seiner Stadt, als dies bei den zahlreich zugewanderten Berlinern der Fall ist. Der Pariser fühlt sich mit seiner Stadt eng verwachsen, er hat sie gern, der Berliner verhält sich zu seiner Stadt oft gleichgültig. Wie wäre es sonst auch möglich, daß man an einem so hervorragenden Gebäude wie dem Opernhaus „Unter den Linden“ den einige Jahre zuvor als „vorübergehend“ aufgesetzten und recht ungünstig wirkenden Bühnenaufbau als „definitiv“ ausführte. Damit wurde ein ungemein klarer und in seiner einfachen Art ruhiger und vornehmer Monumentalbau in seiner Gesamterscheinung arg geschädigt.

*

Oft habe ich in späteren Jahren des 1. Februar 1895 gedacht. Es war der Tag, an welchem ich zum ersten Mal als Fremdling zu einer größeren Gesellschaft des Hauses Weisbach geladen war und eine der beiden Zwillingstöchter zu Tisch führte. Damals war ich „der Architekt des Reichsgerichts“, meines ersten selbständigen Baues.

Meine Tischdame fand es mit Recht seltsam, daß dieser Bau — nächst dem Reichtagsbau der damals wichtigste deutsche Reichsbau — einem Architekten als Erstlingsarbeit anvertraut worden. Da konnte ich nur sagen:

„Als Glückskind bin ich auf die Welt gekommen und ein solches bin ich bis heute geblieben.“ Eine köstliche Jugendzeit bei liebevoll sorgsam Eltern und mit sechs Geschwistern, eine frohe Studienzeit in heiterem Freundeskreis, ein von überraschenden Erfolgen begleiteter Beginn der fachlichen Tätigkeit, — „das sei fast zuviel Glück, so könne es kaum weitergehen.“ „Dann wollen wir zusammen anstoßen auf Ihr weiteres Glück“, war die Antwort meiner Tischdame. „Sagen wir doch auf unser Glück“ war die meine, — und nach wenigen Wochen waren wir verlobt und nach weiteren wenigen Wochen verheiratet.

Damit begann mein zweiter Lebensabschnitt. Und er war nicht weniger glücklich als der erste. Als Stadtbaurat von Berlin war es mir vergönnt, in 28 Jahren eine Fülle von Arbeit zu leisten: 111 Bauanlagen mit über 300 einzelnen Bauten sind das Ergebnis dieser Arbeit. Ich kann wohl sagen, daß ich für meine Bauten gelebt habe, auch im Traum beschäftigten sie mich. Sonn- und Festtage kannte ich nicht als Ruhetage, boten sie mir doch die wertvollste, weil ruhigste und zum Bedenken geeignetste Zeit. Ob ich wollte oder nicht. Meine Bauten kamen mir nicht aus dem Sinn, auch nicht bei der Unterhaltung in kleinerem oder größerem Kreis. Ich erinnere mich eines Abends beim Grafen Hülsen, als nach dem Abendessen der Kaiser Humoresken vorlas und seine Lektüre mit den Worten unterbrach: „Hoffmann projiziert wieder“.

Wolfgang Scheffler:

Ein Porzellantablett für George Hossauer

Der Berliner Kunsthändler Wilhelm Weick hatte die Freundlichkeit, mir ein bemaltes Porzellantablett zugänglich zu machen, das als Berolinensie von kulturhistorischem Interesse ist und eine nähere Betrachtung verdient.

Es handelt sich um ein 35 x 38,7 cm großes zweihenkliges Tablett der Kgl. Preußischen Porzellanmanufaktur Berlin mit dem kleinen blauen Rundstempel der Zeit von 1847—49 im Stil des sogenannten „Zweiten Rokoko“. Dieser Stil kommt gelegentlich dem echten Rokoko nahe (was sich z. B. bei Silbergeschirr belegen läßt), hat aber in seiner Formengebung doch etwas Abweichendes, das man bald herausfindet, zumal eine Verquickung mit Barock-Elementen beliebt ist. Das etwas Flaue der Linienführung tritt bei unserem Tablett deutlich in Erscheinung. Die Staffierung in Blau und Gold ist lebhaft.

Im Spiegel des Tablett sind, von Goldkartuschen und -ranken umrahmt, in bunten Farben zwei Gebäudeansichten dargestellt, bei denen auf den ersten Blick deutlich wird, daß es sich nicht um künstlerisch-dekorativ hineinkomponierte Motive handelt, sondern um solche, die vom Auftraggeber aus be-



stimmten Gründen gewünscht waren. Links eine Straßenansicht mit einem stattlichen zweigeschossigen Reihenhause von acht Fensterachsen zwischen angrenzenden Häusern, rechts ein einstöckiges Landhaus mit gebrochenem Giebel und Wetterfahne, auf einer Art Veranda steht ein Paar, der Mann trägt Husarenuniform. Rechts unten findet sich die Signatur „Carl Preuss 1849“. Der Charakter der Malerei ist deutlich der eines Laien, eines „Sonntagsmalers“, und wir werden daher im Wohnungsanzeiger für 1850 unter der Sparte Maler diesen Namen nicht finden, stellen dabei mit Überraschung fest, daß es damals in Berlin nicht weniger als 24 Arten von Malern gab.¹ Unter dem Namen C. Preuß begegnen uns ein Postbeamter (C. G. Preuß), ein Schutzmann und ein Buchhalter. Vielleicht ist der letztgenannte der Urheber dieser Bildchen.

Daß man auch sonst damals Berliner Häuser auf Porzellanplatten darstellte, dafür ist die von Walter Stengel im 12. Neuerwerbungsbericht des Märkischen Museums, Berlin 1941, unter Abb. 7 wiedergegebene, um 1848 entstandene Ansicht des Hauses Potsdamer Straße 13 ein Beleg. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit daran, daß einige Jahrzehnte früher die Berliner Porzellanmanufaktur Hervorragendes in der Vedutenmalerei geleistet hatte, in der Wiedergabe von Berliner Sehenswürdigkeiten, Gebäuden und Plätzen auf Tellern, Vasen und dergl.²

Während das Landhaus des Bildes rechts keine näheren Anhaltspunkte bietet, gibt das Mietshaus links genug Aufschluß. Über der Toreinfahrt befindet sich ein Firmenschild mit dem Namen „George Hossauer“. Das Wappen darüber weist darauf hin, daß es sich um einen Hoflieferanten handelt. Es ist das Haus Kronenstraße 28, in dem Hossauer damals wohnte.

Am gelbgetönten zweistöckigen Hause rechts daneben ist das Firmenschild „C. Sesselberg“ erkennbar. Hier, Nr. 27, wohnte damals der Tapezier und Decorateur Sesselberg, der erst kürzlich eingezogen war, während George Hossauer mindestens seit 1838 sein Haus als Wohnung und Geschäftslokal besaß. Im Allgemeinen Wohnungsanzeiger erscheint Joh. George Hossauer als Inhaber einer Gold- und Silber Plattir-Fabrik 1824/5 mit der Wohnung Kaiserstraße 35 und der Niederlage Schloßfreiheit 7, 1826 mit der Wohnung Leipziger Straße 66. Um 1827 wird er „Goldschmied seiner Majestät des Königs und seiner K. H. des Prinzen Karl.“³ 1838 wird, wie gesagt, als Adresse Kronenstr. 28 und Leipziger Str. 66 angegeben, 1842 nur noch Kronenstraße. Jetzt seit 1836 fungiert er als Inhaber einer Juwelen-, Gold- und Silber- und Plattirwarenfabrik.

Doch ehe wir auf die berufliche Tätigkeit eingehen, ein Wort über seine Person und seine Familie. Johann George Hossauer wurde am 5. 10. 1794 als Sohn eines Nagelschmiedemeisters geboren. Am 16. 10. 1824 heiratet er „als Bürger, Goldschmied und Fabriken-Unternehmer“ Henriette Wilhelmine Hanff, Tochter des verstorbenen Bürgers und Juweliers August Wilhelm Hanff.⁴ Bei der Taufe seiner Tochter Marie Caroline Wilhelmine am 11. 7. 1828 ist Prinz Carl v. Preußen Taufzeuge. Ein Jahr nach dem Tode

seiner Frau (am 20. 11. 1848) heiratete Hossauer (am 8. 12. 1849) die 26jährige Rentierstochter Hildegard Hulda Paulina Helfritz. Sein Schwiegervater wurde damit der Kaufmann und Damenschuhfabrikant C. Helfritz, der sich damals schon zur Ruhe gesetzt hatte. Besitzer der Helfritzschen Damenschuh-Fabrik „Zur Flora“ war jetzt C. F. W. Adolphi.

Es liegt nun die Annahme nahe, daß das Porzellantablett ein Geschenk zur zweiten Hochzeit 1849 war. Seine Tochter aus erster Ehe war damals 21 Jahre, möglicherweise ist sie auf dem Landhausbilde rechts mit Bräutigam oder Ehemann wiedergegeben.

George Hossauer und seine beiden Frauen wurden auf dem Kirchhof Chausseestr. 126, am Oranienburger Tor, der für die Dorotheenstädtische und Friedrich-Werdersche Gemeinde gemeinsam ist, beigesetzt. In dem 1915 erschienenen „Führer durch die historischen Gräber“ auf diesen Friedhöfen sind in Abbildung 2 die Hossauerschen Grabsteine wiedergegeben: 3 schmale Stelen vor einer „Adicula“ in spätklassizistischen Formen.

Hossauer hatte bereits 1839 ein neues Grundstück erworben: Potsdamer Straße 33. Hier ließ er 1855/56 durch den Architekten Kümritz einen stattlichen, geschmackvollen Neubau errichten, der ein Opfer des Zweiten Weltkrieges wurde.

Aber noch heute steht die 1869 vom Baumeister Wuttke für Hossauer in der Maienstraße 4, im sogenannten Kielgan-Viertel, erbaute Villa, die bis 1919 im Besitze seiner Tochter Elise Charl. Jane Edle v. Hesselthal war.

Erinnerungsstücke an Hossauer gelangten 1935/36 in den Besitz des Märkischen Museums; Walter Stengel berichtet über sie in seinem Neuerwerbungsbericht Nr. 9, Berlin 1936, Seite 4—5. Er hatte sogar den Plan, diese Dinge „als Mosaik zu einem Lebensbild dieses bedeutenden Mannes“ zu vereinigen, sobald ein geeigneter Raum vorhanden sei. In diesem Zusammenhang zitiert er „Zedlitz 1834“.⁵ Damit kommen wir zu einem sehr ausführlichen zeitgenössischen Bericht über Hossauer und sein Wirken, der so wesentlich und aufschlußreich ist, daß er im folgenden wiedergegeben sei:

„H o ß a u e r s c h e F a b r i k für Waren aus Platina, Gold, Silber, Bronze und Gold- und silberplattirtes Kupfer nach Englischer Art. Die Fabrik ward im Jahre 1819 durch die Gnade des Königs, welcher den Begründer und seine gewerblichen Leistungen Ende 1818 in Paris kennen gelernt, und durch Unterstützung von Seiten des Ministeriums für Handel und Gewerbe errichtet. Durch diese allerhöchste Theilnahme für Fortschritte der vaterländischen Industrie und die Errichtung der Hoßauerschen Fabrik sind im Preuß. Staate die ersten gold- und silberplattirten Kupfer-Waaren auf eine sehr industriöse Weise producirt worden. ...

Insbesondere hat sich die Fabrik namentlich auf Vervollkommnung des Goldschmiedens gelegt, und weder Mühe noch Kosten an Werkzeugen und Maschinen gespart, welche vor ihrem Bestehen nicht gekannt waren, um mit engl. und französischen Fabriken sowohl in

Hinsicht der technischen Vollendung, als in den Preisen ihrer Erzeugnisse zu konkurriren. Es ist durch viele Thatsachen erwiesen und nicht in Abrede zu stellen, daß viele zu Ehren-Geschenken bei zu begehenden Festen, unter Leitung des Herrn O. B. D. Schinkel, von der Fabrik ausgeführte Arbeiten, vieles aus dem vorigen Jahrhundert übertreffen, und eben so ist es nicht unerheblich zu bemerken, daß Herr Hoßauer selbst eine Ehre darin sucht, auch das kleinste Haushaltungs-Geräth auf das Sauberste auszuführen.

An vorzüglichen Geräthschaften besitzt diese Fabrik zu ihrer Einrichtung ein großes Streckwerk von 8 Paar Walzen in Größe zu 24 bis 8 Zoll Länge, ein großes Präge- und 2 Fallwerke, große und kleine ovale so wie auch Passigdrehbänke und Gillouchirwerke⁶, einen bedeutenden Vorrath geschnittener Stahlstempel, nebst Modellen für Silber- und Bronze-Gußarbeiten, endlich mehrere gemusterte Walzen zur Anfertigung von gold- und silberplattirtem Blech für die engl. Knopffabrikation und dergleichen Glattes für Garnituren lackirter Waaren.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß durch die Unterstützung des Staats von Hrn. Hoßauer die Methode, mittelst der Drehbank aus flachgewalztem Bleche getriebene Geräthe und Gefäße zu fertigen, zuerst hier eingeführt und im hohen Grade von Jahr zu Jahr vervollkommenet worden ist; aus seiner Werkstatt sind die übrigen in Berlin befindlichen Drechsler dieser Parthie, welche hieraus jetzt einen eigenen Gewerbezweig bilden, so wie die Ausbreitung dieser Kenntniß in Deutschland, hervorgegangen.

An bemerkenswerten Arbeiten sind bisher geliefert: die parabolischen Hohlspiegel für die Seeleuchthürme zu Danzig, Insel Hela bei Swinemünde, zu Arcona auf der Insel Rügen, zu Jerreshöft bei Cöslin, und der Oie bei Greifswald.

Mehrere Tafel-Services in 15löthigem Silber nach englischem Geschmack für die Prinzen Wilhelm, Carl und Albrecht von Preußen K. K. H. H., drei große Prunkbecher in Gothischer Form mit Königl. und hochadeligen Wappen in Emaille garnirt, welche im Besitz Sr. Majestät des Königs, Ihro Majestät der Kaiserin von Rußland und Sr. Hoheit des Herzogs Carl von Mecklenburg sind, so wie nahe an 200 Pokale zu Ehrengeschenken bei Gelegenheits- und Jubelfeiern auf die kunstgerechteste Weise nach Italienescher Muster-Methode mit technischer Vollendung ausgeführt worden.“

Diesem zeitgenössischen Bericht sind die Ausführungen Charlotte Steinbruckers anzureihen im Künstlerlexikon Thieme-Becker (Bd. 17, 1924), mit der Angabe weiterer einzelner Werke und zahlreicher Quellen. Eine wesentliche Ergänzung ist hier der Passus: „Er (Hossauer) lieferte Modelle für Schmucksachen an die Königl. Eisengießereien in Berlin und Gleiwitz und ließ daselbst für eigene Rechnung Vasen und Statuetten gießen.“ Damit ist die Vielseitigkeit seines Wirkens umrissen; Charlotte Steinbrucker nennt ihn einen der bedeutendsten Goldschmiede seiner Zeit.⁷

Besonders hervorzuheben ist die enge Berührung mit Schinkel. Als Beispiel dafür der kleine, 24,5 cm hohe, innen vergoldete Deckelpokal des

Kunstgewerbemuseums (Inv. Nr. 12, 88), der „dem Ober-Pfarrer Johann Sigismund Friederich Schindler zum 50jährigen Amts-Jubiläum am 11. 6. 1837 von den Mitgliedern des Geselligen Vereins verehrt wurde. Er ist nach Schinkels Entwurf gearbeitet. Der gestanzte Weinlaubfries ist ein charakteristisches Ornament, das uns in dieser Zeit vielfach bei Berliner Arbeiten (Zuckerboxen, Leuchtern) begegnet. Das Werk trägt das Berliner Beschauzeichen (Bär mit K dahinter) und das Zeichen des 2. Ältermanns, ein A in Rund. Zwischen diesen beiden Zeichen die vertieften Buchstaben A P, seitlich, vertieft, HOSSAUER BERLIN. Diese Zeichenanordnung läßt klar erkennen, daß der Hersteller des Kelches der Goldschmied A P und Hossauer lediglich der Lieferant, die Firma, war.

Im Wohnungsanzeiger für 1838, der also genau gleichzeitig mit dem Schindler-Kelch ist, werden ein Silberarbeiter A. Paasch und ein Goldarbeiter A. Peters angeführt. Letzterer dürfte identisch sein mit dem Juwelier August Friedrich Lorenz Peters, Sohn des Potsdamer Goldarbeiters Joh. Lorenz Peters, der 1824 im Alter von 28 Jahren die Gastwirtstochter Schulze heiratet.

In Pyrehne im Kreise Landsberg befindet sich laut Inventar (S. 118) ein 22 cm hoher silbervergoldeter Kelch, wohl von 1849, der A. Peters gezeichnet ist. Demnach hat August Peters auch Silberarbeiten gefertigt, käme also als Meister des Pokals — neben dem Silberarbeiter A. Paasch — in Betracht⁸.



*Silberner Pokal für Pfarrer Schindler
1837 (Berlin, Kunstgewerbemuseum)*



*Kupferne, versilberte Schokoladen-
kanne mit Stempel: Hossauer / Berlin!
Doublet (Berlin, Kunsthandel)*

Wir sahen, daß Hossauer vor seiner Hofgoldschmiedezeit als Inhaber einer Gold- und Silber-Plattirfabrik bezeichnet wird. Das Plattieren von Kupferarbeiten als billigerer Ersatz für Silber hatte in Sheffield schon längere Zeit zuvor begonnen, basierend auf einer Erfindung des Sheffielder Messerschmieds Thomas Boulsover vom Jahre 1743. Sieht man heute im Sheffielder Museum derartige Werke in „old Sheffield plate“, so beobachtet man, daß durch häufigen Gebrauch an Ecken und Kanten des Tafelgeschirrs der Silberüberzug abgerieben und das Kupfer sichtbar ist. Das Billigere ist eben doch nicht so schön.

Neben dem Plattieren oder Doublieren ist aber in jener Zeit eine andere Art des Ersatzes für teureres echtes Silber im Schwange, das sogenannte Neusilber. Zedlitz lobt in dem zitierten Handbuch 1834, Seite 529—538, in ausführlicher Weise die Erzeugnisse der Berliner Nickel- und Neusilberfabrik J. Henniger & Co., Unter den Linden 45, die z. B. im Wohnungsanzeiger 1845 und 1846 eine ganzseitige Annonce mit Wiedergaben ihrer Erzeugnisse bringt. Diese Firma unterhielt damals Filialen in Warschau, Breslau, Moskau, Danzig, Köln, Petersburg und Posen. 1848 heißt die Fabrik H. A. Jüst & Co.

Noch eine Schlußbemerkung: Zedlitz meint, viele Arbeiten der Hossauerischen Firma überträfen vieles aus dem vorigen (18.) Jahrhundert. Wir sind heute entschieden anderer Ansicht und stellen die Silberschmiedekunst des 18. Jahrhunderts als Handarbeit über die sich maschineller Hilfsmittel bedienender Fabrikation des 19., die einer gewaltig gesteigerten Nachfrage nachkommen mußte. Vergleicht man beide Gruppen miteinander, so ist es aber durchaus möglich, die Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts, in diesem Falle des Biedermeiers und des Zweiten Rokokos, als Ausdruck ihrer Zeit interessant zu finden und zu werten.

Anmerkungen:

¹ Nämlich: Anatomische Maler, Arabesken-, Architektur-, Blumen-, Daguerreotyp-, Decorations-, Fresko-, Frucht-, Genre-, Geschichts-, Glas-, Landschafts-, Marine-, Muster-, Perspektiv-, Portrait-, Porzellan-, Rouleaux-, Sammt-, Schilder- und Blech-, Schlachten-, Staffir-, Stuben- und Wappenmaler!

² Eine treffliche Serie dieser Art, aus dem Landesmuseum Schwerin, zeigte z. B. die Ausstellung „Porzellan als Kulturspiegel“ 1957 im Celler Schloß.

³ Er arbeitete auch für die Fürstenhöfe in Hannover (König Georg V.), Braunschweig (Herzog Wilhelm) und Schwerin (Prinzessin Alexandrine).

⁴ A. W. Hanff, 1749 geboren, arbeitet 1780 als Meisterstück ein brillantes Collier, er heiratet am 5. 6. 1783 die Kaufmannstochter Maria Henriette Maß und stirbt als Juwelier am 11. 9. 1821. Seine Wohnung ist Schloßplatz 3. Sein am 17. 8. 1794 getaufter Sohn Friedrich Wilhelm wird 1819 Goldschmiedemeister.

⁵ Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam, herausgegeben durch einen Verein von Freunden der Ortskunde unter dem Vorstand des L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin 1834, S. 316-18.

⁶ „Guillochieren ... die Herstellung gewisser, den Gravierungen verwandter Verzierungen auf Metallen mit Hilfe von Grabsticheln, die in gesetzmäßiger Weise mechanisch geführt (Guillochiermaschine), mehr oder weniger tiefe und breite Linien einschneiden“. (Meyers Konversations-Lexikon 5. Aufl. 1895).

⁷ Weitere Werke bei Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen (3. Aufl.), in den Goldschmiede-Ausstellungen Berlin 1930 und 1955 und auf Auktionen in Berlin (Lange, 1940), Braunschweig (Hünerberg, 1950), Hamburg (Dr. Rudolph 1950), Köln (Lempertz 1951: Dose mit Bergkristall-Bildnis Friedrich Wilhelms IV. von Giov. Calandrelli) und München (Weinmüller 1938 und 1955).

Herrn Dr. Möller verdanke ich den Hinweis auf die 1839 von Frauen der Gemeinde gestiftete silberne Taufschale der Nicolaikirche zu Spandau, die in einem Ring mit Engelsreliefs ruht, der dem gotischen Bronzetaufbecken von 1398 eingefügt ist.

⁸ Außer dem „A P“ lassen sich die Goldschmiede „A W“ (A. Wachter oder A. Weick?) „W. Fr.“ (Wilhelm Friedrich, geb. 1789, gest. 1863) und „L H“ oder „G H“ als Verfertiger von Arbeiten der Hossauerschen Firma nachweisen.

Erst nach Abschluß der Drucklegung des Jahrbuchs gelang dem Herausgeber der Nachweis, daß Hossauer das Haus Kronenstraße 28 bereits seit 1833 besaß. Es war in diesem Jahre von Eduard Knoblauch (1801—1865) erbaut worden und hat bis 1847 auch dem Berliner Architektenverein Platz geboten. (P. Wallé, Eduard Knoblauch. Ein Abriß seines Lebens, Berlin 1902, S. 14, 48 und 50).

Über die Berliner

Der 25jährige Student der Philosophie Ludwig Ganghofer (1855—1920), Sohn eines bayerischen Forstmeisters, ging im Sommer 1878 von München auf die Universität der Reichshauptstadt. Im „Buch der Freiheit“ (1911), dem 3. Band seines „Lebenslauf eines Optimisten“, erzählt er: „Der Vater hatte seine Einwilligung zu meinem ‚Berliner Jahr‘ nur zögernd gegeben. ‚Arbeiten und was werden kann man doch überall‘, meinte er, ‚wozu braucht man denn da gerade das heiße und teure Berliner Pflaster?‘ Aber Berlin war doch jetzt für uns Junge ‚der große Boden‘. Ich dachte immer: Bist du in Berlin, dann bist du schon in der Höhe.“ Er erreichte sie nicht sofort und gestand sich damals, die zwei Semester eigentlich „verschustert“ zu haben. Es kann so arg nicht gewesen sein, denn bereits im Oktober 1879 bestand er in Leipzig das philosophische Doktorexamen. „Ich habe Berlin, so sehr das Heimweh an mir zog, nicht leicht verlassen. Diese Stadt, die mir gastlich gewesen und mich lachend hatte leben lassen, war mir lieb geworden.“ Ihre Gastlichkeit lernte er kennen, als er im Wintersemester einen Hundertmarkschein verlor und ein sehnlich erhofftes Honorar ausblieb:

„Ich hungerte. So ausgiebig, daß ich den Hosenriemen, den ich damals nach bayerischer Sitte trug, an jedem Morgen um ein Löchelchen enger schnallen konnte. Dabei brachte ich meine Doktordissertation zu Ende und begann ein Theaterstück zu schreiben. Während meiner zweiten Hungerwoche, die ich mir durch die Skandierung fünffüßiger Jamben verkürzte, lernte ich ein paar prächtige, waschechte Urberliner kennen. In den Berliner Wirtshäusern brauchte man das Brot nicht zu bezahlen, Stulle und Weißbrot gingen gratis drein: Und da besuchte ich an jedem Vormittag um die elfte und zwölfte Stunde herum eine Weißbierkneipe in der Schumannstraße — nahe der Friedrich-Wilhelmstädtischen Operettenbühne, die sich später in das gloriose Deutsche Theater verwandelte — ließ mir für zwanzig Pfennige eine „kühle Blonde“ reichen, in der eine Zitronenscheibe schwamm, und fraß dazu den ganzen Brotkorb leer, manchmal auch das Körbchen eines unbehüteten Nachbartisches. Ich wurde ein Dorn für die Augen des Wirtes, tat aber immer, als sähe ich diese mißmutigen Blicke nicht. Der Gedanke lag nahe, jeden Tag einen andern Wirt mit meiner uneinträglichen Kundschaft zu beglücken. Doch jene Weißbierkneipe in der Schumannstraße hatte für mich einen lustigen Haken, der mich festhielt. An einem Fenstertische versammelte sich hier täglich eine kleine Gesellschaft von alten wohlgenährten Berliner Herren zum Frühschoppen: Meister des Handwerks, Kaufleute der Vorstadt, bescheidene Rentiers. Und manchmal erschien auch der alte saftvolle Komiker Scholz. An diesem Stammtisch der Ureingesessenen ging es so fidel und gemütlich zu, daß ich auch als unbeteiligter Außen-

seiter nicht aus dem Lachen herauskam. Die Unterhaltung, die ich da mitanhörte, wurde zuweilen ein bißchen derb. Aber ich stammte doch aus einer Heimat, in der man ebenfalls nicht zimperlich war. So konnte mich der trieblustige Genius loci aus der Heimat der kühlen Blonden nicht verdrießen. Ich lachte mit, so oft die Herren des Stammtisches Ursache zum Lachen hatten. Es gab da typische Redensarten, wie sie in Bayern die Tarockspieler haben. Aber diese Scherze waren lange nicht die besten. Das Hübscheste flatterte immer aus dem flinken, durch alle Tagesgeschichte springenden Diskurs heraus. Wie feine Wiesel hüpfen die drolligen und spöttischen Worte auf, an denen ich nie was Anmaßendes spürte, nie was Aufdringliches. Es war echter, rechter, gesunder Humor. Die Getreuen dieses Stammtisches waren nicht nur sehr kluge Männer, sie waren auch feste, klare, bei aller Spottlust heiter versöhnliche, gutherzige und wohlwollende Menschen, die mir gefielen — mehr noch: die ich zu lieben begann.

Eines Mittags sah der Wirt mich freundlich an, obwohl ich just die lange Stulle meines Tisches erschreckend verkürzte. Und von den Herren des Stammtisches guckten immer wieder ein paar zu mir herüber. Plötzlich fragte einer: warum ich denn immer so allein säße, und ob ich nicht lieber Gesellschaft hätte? Dann sollte ich mich doch zu ihnen setzen. Ich trug meine kühle Blonde hinüber. Die Herren machten mir in ihrer Mitte Platz und schoben mir gleich die drei Brotkörbe des Stammtisches hin. Lachend merkte ich, daß sie meine brotgefährliche Zwangslage erraten hatten. Aber man sprach nicht davon. Und als die Herren aus meinem Zungenschlag den Süddeutschen heraushörten, wurden sie riesig nett. Dieses gleiche freundliche Entgegenkommen, eine fast an Zärtlichkeit grenzende Vorliebe für den Deutschen aus dem Süden, hab' ich späterhin immer wieder erlebt, nicht nur in Berlin, überall in Norddeutschland. Wenn es auch umgekehrt so wäre, und wir Bayern hätten alle verständige Ursache dazu, dann müßte dauernd der lieblichste Völkerfrieden innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches wohnen. Komm' ich heute nach dem Norden, so wirkt ja wohl auch mein Name ein bißchen mit und die Art meiner Arbeit, um mir freundliche Gesichter zu gewinnen. Aber damals, als junges Nichts, in meinem Berliner Studentenjahr, da erfuhr ich das schon so: man brauchte in einem Hause, das ich betrat, und in einer Gesellschaft, in die ich hineingeriet, nur zu wissen, aus welcher Heimat ich kam, und ich wurde herzlich aufgenommen, freundlich behandelt, fast verhätschelt.

Die Stammtischherren der Weißbierkneipe in der Schumannstraße machten den Anfang damit. Und reizend war der gemütliche Takt, mit dem sie meiner unerhörten Hungersnot zu Hilfe kamen. Offenkundig bot mir keiner was an, den kostenfreien Brotkorb ausgenommen. Sie taten immer so, als bestellte ich mir nur deshalb nichts, weil mein bayerischer Magen an die Berliner Küche nicht gewöhnt wäre — es gab da auch wirklich ein paar Dinge, vor denen mir gruselte, zum Beispiel Kaltschale und Schokoladesuppe. Und da machten die Herren hartnäckige Versuche, mich „für die

Berliner Kochkunst zu gewinnen“, bestellten sich allerlei feinduftende Spezialitäten ihrer heimatlichen Frühstücksküche und nötigten mich, recht ausgiebig davon zu kosten. Ich gabelte von vielen Tellern so viele Bröckelchen weg, daß es fast immer eine ganze Mahlzeit ausmachte. So ging es Tag für Tag. Dieser lachenden Herzlichkeit gegenüber „kostete“ ich ohne ein Gefühl der Scham, schluckte mit Appetit, empfand verschwiegene Dankbarkeit, spielte aber stolz den Heuchler und sprach: „Ja ja, freilich sehr gut! Aber ich bin's halt net gewönt. Portionsweis brächt i so was net nunter.“ Die Herren erlebten aber doch den Triumph, mich als völlig Bekehrten zu sehen. Denn nach dem ersten Januar, als in meinem neugekauften Geldbeutel wieder angenehme Hochflut war, kam ich in jeder Woche ein paarmal zum Frühschoppen in die Schumannstraße, bestellte doppelte Portionen, schluckte fest mein Eisbein und andere Berliner Köstlichkeiten runter und amüsierte die Tafelrunde mit bayerischen Späßen und mit gesunden Schnaderhüpfeln, über die meine lieben Altberliner dicke Tränen lachten. Die Gesichter und Gestalten dieser zehn freundlichen Menschen sind mir so deutlich im Gedächtnis geblieben, daß ich sie noch heute zeichnen könnte. Und begegnet mir jetzt zuweilen auf Reisen, im Hotel oder im Gebirge eine von den nicht seltenen Radau-Schnauzen aus Neu-Berlin, dann denk' ich mir immer: „Quassel du nur! Du machst mich nicht irre. Du bist gar kein Berliner. Die richtigen Berliner, die echten, kenn' ich doch“.

Karl H o h m a n n :

Das Berliner Fischerdorf Schmöckwitz im Wandel der Zeiten

Für den ganzen Südosten Berlins ist Schmöckwitz eines der beliebtesten Ausflugsziele. Seine hübsche Lage an der Dreiseenecke — des Langen Sees im Norden, des Zeuthener Sees im Süden und des Seddinsees im Osten — macht es zu einer wahren Perle in der bunten Kette schmucker Orte im Bezirk Köpenick. Das Landschaftsbild, das sich dem Besucher bei der Schmöckwitzer Brücke darbietet, mit seinen blanken Wasserflächen, seinen Inseln und Buchten, mit den garten- und waldumsäumten Ufern, mit der wuchtig abschließenden Silhouette der Müggelberge im Norden, mit der eigenartig fahl ins Grüne hineinleuchtenden, auch heute noch fast kahlen Sandkuppe der Gosener Berge im Osten und mit dem Ausblick auf die hochragenden Königs Wusterhausener Funktürme im Süden, dieses reizvolle Bild sucht seinesgleichen in der an landschaftlichen Schönheiten wirklich nicht armen Umgebung Berlins. Wenn dann die weiten Wasserflächen durch die weißen Segel der Sportboote, durch Ruder- und Motorboote und durch Ausflugsdampfer voll froher Menschen und durch die Schleppzüge auf der verkehrswichtigen Dahme-Wasserstraße belebt werden, wenn jung und alt am Badestrand sich tummelt, dann geben Natur und Menschentreiben einen Zusammenklang — unvergeßlich jedem, der hier Erholung sucht.

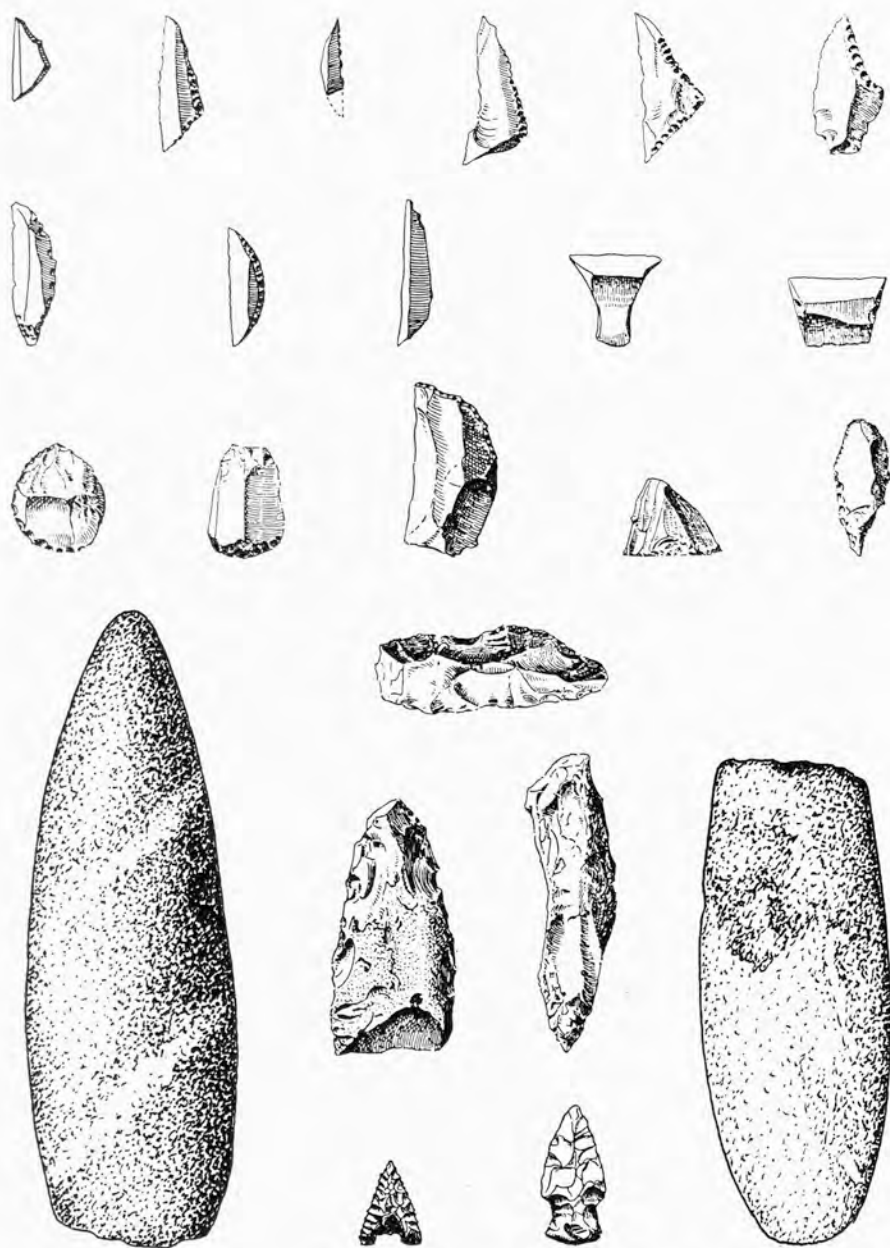
Es ist aber auch fesselnd, sich mit der wechselvollen Geschichte des freundlichen Ortes an der Brücke zu befassen. Denn unter den Ortschaften des Großberliner Bezirks Köpenick nehmen Schmöckwitz und Rahnsdorf eine besondere Stellung ein. Beide waren seit ihrer ersten Erwähnung im Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375 jahrhundertlang reine Fischerdörfer ohne Ackerhufen. Dazu kam in Schmöckwitz noch die Zeidlererei, die Waldbienenwirtschaft, als Nebenerwerb der Kossäten, und ein Krüger mit etwas Landwirtschaft bediente die zwar nicht sehr bedeutende, aber immerhin nicht ganz abgelegene Fährstelle über die Dahmeenge auf dem Wege von Berlin-Köpenick ins Storkowische oder über Erkner in den Barnim. Sonst war die Struktur beider Dörfer gleich, wahrscheinlich schon seit vielen Jahrhunderten, und ihre Entwicklung zu modernen Vororten Berlins ging parallel.

Die vorgeschichtliche Zeit.

Die Besiedlung des Schmöckwitzer Bodens reicht bis in die Mittlere Steinzeit vor rund 7000 Jahren zurück. Die Menschen lebten damals noch nicht viel anders als die Wildbeuter der Eiszeit, von deren Horden- und Höhlenleben, aber auch von deren technischen und künstlerischen Leistungen (Stein- und Knochenwerkzeuge, Felsmalereien) aus südlicheren Gegenden (Südfrankreich, Spanien) immer wieder neue Überraschungen gemeldet werden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Menschen der

Urzeit ihre Wohnstätten in der Landschaft nicht nur von der Überlegung her auswählten, ob sie gute Ernährungsmöglichkeiten vorfanden, sondern ob sie auch gegen plötzliche fremde Überfälle gesichert waren. Sie suchten sich also ihre Lagerplätze am lebensnotwendigen Wasser, wo pflanzliche und tierische Kost leicht zu beschaffen war, wo sie sich — etwa in Höhlen oder Schilf- und Strauchdickichten — verborgen halten konnten oder wo ein hoch und zentral gelegener Ort ihnen einen weiten Blick über die Umgegend gestattete. Erwünschte Jagdbeute und unerwünschte Feinde konnten schon von weitem erspäht werden. Am hochwasserfreien, meist sandig trockenen Rande von Seen und weiten Flußauen, auf vorspringenden Höhen oder Halbinseln oder auf Niederungshorsten, die ehemals Inseln waren, finden wir deshalb oft die Spuren unserer Vorzeitahnen, und wir Kulturmenschen mit einem entwickelten Naturempfinden, das der vorgeschichtliche Mensch kaum in diesem Maße besessen haben kann, stellen fest, daß oft gerade landschaftlich reizvolle Plätze in alten Zeiten immer wieder als Wohnplatz bevorzugt wurden. Der spätere Ackerbauer mußte freilich bei der Wahl seiner Wohnstätte anderes beachten als der Jäger und Fischer; er liebte die offenen Landschaften und einen guten Boden. Da er nicht mehr das unstete Leben des Jägers der Eiszeit führte, der den Herden der Renttiere, Wildpferde und Mammute zwangsläufig folgen mußte, brauchte er für sich und seine Familie nicht jenen weiten Lebensraum, den eine solche Jägerhorde als Jagdgebiet für die Männer und als Sammelgebiet essbarer Pflanzen, Wurzeln und Früchte für Frauen und Kinder benötigte. Auf dem Schmöckwitzer Försteracker fand der mittelsteinzeitliche Mensch in einer warmen und feuchten Klimaepoche gute Lebensbedingungen vor. Eine fast üppige Vegetation bedeckte den Boden, und der Wildbestand muß gut gewesen sein. Aber statt der Wildherden der Eis- und Nacheiszeit, die zum Nomadentum zwangen, war es jetzt mehr oder weniger Standwild, wie Elche, Hirsche, Rehe und Wildschweine, die zur Jagd lockten. Wenn sie zum Wasser wechselten, konnte ihnen der Jäger auflauern. Übrigens dürfte der älteste Schmöckwitzer schon vorwiegend Fischer und als solcher halbseßhaft gewesen sein, denn die Fischerei ist an bestimmte Fanggründe gebunden. Klimatische Ungunst, wie die Unbilden des Winters, die noch den Menschen der frühen Nacheiszeit in unseren nördlichen Breiten zum Wandern zwangen, hatte der älteste Schmöckwitzer nicht mehr zu fürchten. Wie Funde aus gleichzeitigen Stationen in Norddeutschland und Dänemark beweisen, besaß der Mesolithiker bereits eine gewisse Beweglichkeit auf dem Wasser; er verstand, Flöße zu bauen und mit Hilfe von Paddeln zu rudern. Ob er auch schon den Einbaum besessen hat, ist fraglich; wahrscheinlich hatte er die zum Aushöhlen eines Stammes erforderlichen Werkzeuge noch nicht geschaffen.

Was der Försteracker und die südlich anschließende Ablage (der heutige Badeplatz südlich der Strommeisterei und der Bootswerft) uns auf dem östlichen Dahmeufer vom Steinzeitmenschen hinterlassen haben, gewährt



Mittelsteinzeitliche Funde von Schmöckwitz
 Oben: Mikrolithen (Kleingeräte); darunter: Schaber, Messer, Bohrer. Unten rechts u. links:
 Walzenbeile; inmitten oben: Kernbeil, Scheibenbeil und Pickel; darunter gemuskelte jung-
 steinzeitliche Pfeilspitzen

uns einen Einblick in die Lebens- und Denkweise dieser alten Berliner, die noch sehr ähnlich ist der der Rentierjäger, die früher schon am Tegeler Fließ im Norden unserer Stadt ein Standlager hatten. Von ihren Werkzeugen und Waffen sind die einst aus Holz, Horn oder Knochen hergestellten bisher noch nicht gefunden. Es ist anzunehmen, daß sie der kalkhungrige lose Boden im Laufe der Jahrtausende zerstört hat, da sie nur unter bestimmten Schutzvorkehrungen erhalten bleiben, wie wir noch sehen werden. Die knöchernen Speerspitzen und gezähnten Harpunen der Zeitgenossen unserer ältesten Schmöckwitzer sind uns aus Mooren und den Wiesenalken unserer Seeniederungen — etwa im Havellande — sehr gut erhalten, und vielleicht bringt eines Tages ein Bagger aus der Dahme ein solches Fundstück ans Tageslicht. Dafür sind die vielfachen Geräte aus Feuerstein — manchmal zu gröberen sogenannten Kern- und Scheibenbeilformen oder pickelähnlich gestaltet, manchmal zierlich klein und an den Kanten fein gedengelt als Pfeilspitzen, vielleicht sogar als Angelhaken zugerichtet — in großer Zahl geborgen. Ganze Reihen von Schabern, Kratzern und Bohrern — etwa für die Bearbeitung von Fellen, die als Kleidung dienten, — oder von Messern und Sticheln für die Arbeit an Geweih, Holz und Knochen liegen in den Museen und zeigen, wie sich der Mensch in frühester Zeit schon spezialisierte. Auch einfache Beile aus Felsgestein benutzte man damals bereits. Zunächst waren es rundliche, für eine feste Schäftung noch recht unpraktische Walzenbeile, die wir aus Schmöckwitz selbst in mehreren Exemplaren kennen, nicht nur vom Försteracker, sondern auch vom Grundstück Alt-Schmöckwitz Nr. 5 am Rande der Grimnitzbucht und von der Miersdorfer Straße 25 in der „Siedlung Schmöckwitz“, wo einst ein offenes Gewässer floß. Heute ist diese „Ochsenkopflake“ eine gewundene Sumpfniederung, die von der Nordgrenze Eichwaldes in allgemein nordöstlicher Richtung auf Karolinenhof zu die Grünauer Forst durchzieht. Solche Walzenbeile werden jedoch bald aus der Mode gekommen sein, denn es gelang dem Menschen, bessere und vor allem flachere und dünnere Beile aus Feuerstein oder Felsgestein zu fertigen, mit denen es nicht mehr schwer war, Hölzer für den Bau einfacher Hütten zu schlagen und zu spalten. Auf dem Schmöckwitzer Försteracker war es bei den Ausgrabungen der zwanziger Jahre nicht möglich, die Böden solcher eingetieften Stangenzelthütten in der Erde zu finden, da infolge der mehrfachen Besiedlung in späteren Jahrhunderten die ältesten Reste nicht mehr kenntlich waren. Aber nicht weit von hier — auf dem Jühnsdorfer Lindenberg im großen Wiesenbecken des Rangsdorfer Sees — konnte der Verfasser bald nach den Schmöckwitzer Funden die Hüttenböden des steinzeitlichen Fischers und Jägers mit zugehörigem Herd und reichem Geräteinventar aufdecken.

Dafür schenkte uns jedoch der Försteracker einen für die Geschichte Berlins und für die geistige Vorstellungswelt des Mittelsteinzeitalters bedeutsamen Fund. Viermal konnten wir auf dem Grabungsfeld unter der dunk-

Schmöckwitz, Rotgrab-Teilbestattung Nr. 3. Die gezackte Umrisslinie zeigt die Ausdehnung des rotgefärbten Sandes, also die eigentliche Grabmulde. 1. Schädel, 2. Unterkiefer, 3. rechter Oberschenkel, K. Lage des Knies, 4. rechtes Schienbein, 5. Sprungbein des rechten Fußes, 6. linker Oberschenkel, 7. und 8. Reste anderer Röhrenknochen, vielleicht der Oberarme



len Kulturschicht mit der Hinterlassenschaft der verschiedenen Besiedlungsphasen flache Gruben aufdecken, die mit roter Erde angefüllt waren. In der ersten fanden wir, sorgfältig zusammengelegt, ein richtiges Paket menschlicher Knochen mit den Schädelresten obenauf. Die zweite Grube — schmal und länglich — enthielt nur auf einer Schmalseite einen Kinderschädel. Aus beiden stammen einige recht altertümlich anmutende Feuersteingeräte. Die dritte Grube barg die Reste eines Toten, dessen Knochenverband zerstückelt war. Die Teile des Ober- und Unterkörpers waren zusammengebogen, der abgetrennte Schädel lag seitlich davon, der Unterkiefer wieder für sich. Dieser Brauch, die Toten zerstückelt zu bestatten — oft in einer roten Erdbettung — ist ein Zeugnis dafür, daß die Überlebenden eine Wiederkehr des Toten als blutsaugenden Vampyrs oder brustbeklemmenden Aufhockers im Schlaf fürchteten, ein Aberglaube, der bei primitiven Menschen sich bis in unsere Zeiten erhalten hat. Die Vorstellung vom „lebenden Toten“ ist uralte und weltverbreitet, und die Sitte, sich gegen etwaige Störungen aus dem Totenreich zu schützen, ebenso. Darum richtete man den Leichnam so zu, daß der Tote seine Knochen nicht mehr zusammenfinden konnte. In andern Fällen fand man gefesselte oder mit Steinen bepakte Leichname; später mag die Verbrennung denselben Zweck erfüllt haben. Was nun aber die Rotfärbung des Grabinhaltes, die nur in sehr frühen Zeiten erscheint, angeht, so sollte dem Toten vorgetäuscht werden, als ob er den roten Lebenssaft des Blutes noch in sich trage und ihn sich nicht von den noch oben Lebenden zu holen brauche. Ich kann über diesen uralten Glauben hier nur kurze Andeutungen machen, möchte aber auf Schillers Gedicht „Nadowessische Totenklage“ hinweisen, wo der „rötlich strahlende Alte“ denselben Bestattungsritus andeutet.

Wegen seiner Wichtigkeit für die Forschung war das hier beschriebene Grab s. Zt. als Ganzes aus dem Boden gehoben und, um Erschütterungen

zu vermeiden, auf einem Spreekahn direkt in ein Berliner Museum übergeführt worden. Nach der Präparation, welche alle Knochen in ursprünglicher Lagerung erhielt und bei der man auf das Suchen von eventuellen Beigaben in der Füllung verzichtete, war es im Staatlichen Museum für Vorgeschichte (Kat. Nr. If. 10967) zu sehen in der Nachbarschaft der berühmten Bestattungen der beiden Eiszeitmenschen aus Frankreich, des *Homo mousteriensis* und *aurignacensis*. Nun ist dieser Schmöckwitzer nach den Untersuchungen des Kieler Anthropologen H. Weinert nicht annähernd so alt wie seine beiden Museumsnachbarn damals, aber immerhin ist er ein bemerkenswerter Vertreter der Cromagnonrasse mit recht altertümlichen Kennzeichen und als solcher auch heute noch der älteste Berliner, denn von den noch älteren, oben schon erwähnten Tegeler Rentierjägern liegen bisher erst ihre Werkzeuge, aber noch keine körperlichen Reste vor. Leider ist das Schmöckwitzer Grab, wie so viele andere Schätze des Staatsmuseums, den Bombenangriffen des letzten Krieges zum Opfer gefallen, nur winzige Reste der Knochen, die vorher in der konservierenden roten Erde Jahrtausende überdauert hatten, sind uns erhalten geblieben. Besonders bedauerlich ist, daß durch den leidigen Krieg auch die meisten schriftlichen Grabungsunterlagen von Schmöckwitz verloren gegangen sind, so daß ein umfassender Bericht heute nicht mehr möglich ist. Das erhaltene schriftliche Material mit einem Teil der Fundstücke liegt im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte, ein anderer Teil der Schmöckwitzer Funde gelangte in das Museum des Teltow in Mahlow, Kreis Zossen.

Um diese kurze Zusammenfassung abzuschließen und das Bild abzurunden, erwähne ich noch, daß aus der vierten roten Grube von Schmöckwitz keine menschlichen Reste, sondern die eines Torfrindes gehoben wurden, die wohl auch aus rituellen Gründen beigelegt waren. In keiner Grube wurden Scherben beobachtet, was für ein mesolithisches Alter der Anlagen sprechen dürfte.

Etwa zur gleichen Zeit mit den Mittelsteinzeitleuten vom Försteracker und von den östlich anschließenden Höhen hausten Fischer — unter ähnlichen Bedingungen wie ihre Schmöckwitzer Nachbarn — auf dem Dünenhügel südlich der Wernsdorfer Brücke auf dem Schmöckwitzer Werder und Menschen am gegenüberliegenden Ufer des Crossinsees bzw. auf den Wehlocksbergen. Es muß eben eine gesegnete Landschaft zwischen den Seen für Menschen dieser Wirtschaftsstufe gewesen sein. Werner Mey, Berlin, und der Verfasser haben hier viele schöne Feuersteingeräte gesammelt, die jetzt zumeist im Mahlower Museum verwahrt werden.

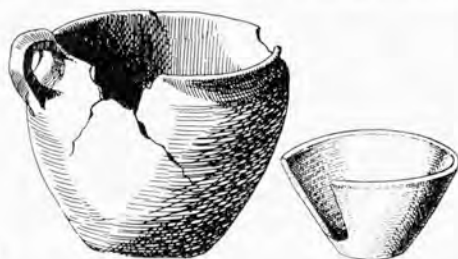
Der in der *Jüngerer Steinzeit* (etwa 3000—1800 v.u.Z.) lebende Mensch, der vom Balkan bzw. Vorderasien her aus dem Kreise der sogenannten Bandkeramiker den Ackerbau kennenlernte und als Viehzüchter und Landwirt stärker sesshaft wurde, hat auch in Schmöckwitz seine Spuren hinterlassen, obwohl der magere Talsandboden der Gemarkung keineswegs zur Bearbeitung lockte. Die vollkommeneren Beile dieser Wirtschaftsstufe, durch-

bohrte Äxte und sonstige Geräte fanden sich in der Kulturschicht auf dem Försteracker, auf den Grundstücken Nr. 23, 25 und 27 der Straße Am Seddinsee, auf den „Karnickelbergen“, wo sich die Mulde am Südhang einst bis an die Grimnitz hinunterzog, und auf dem Seddinwall. Überall wohnten also auch *diese* Schmöckwitzer am Wasser, das ihr Lebenselement gewesen sein muß. Die neue Wirtschaftsweise des Ackerbaus wird für sie nur ergänzend in Frage gekommen sein, wie das auch in späteren Zeiten für die Leute hier so bleiben sollte.

Unter den jungsteinzeitlichen Funden ist zunächst eine sogenannte Plättbolzenhacke aus Felsgestein hervorzuheben, die den Beweis erbringt, daß die Schmöckwitzer in einem frühen Abschnitt des Neolithikums mit den oben erwähnten Bandkeramikern irgendwie einmal in Berührung gekommen sind, die den Ackerbau zu uns gebracht haben. Geschlossene Siedlungsgebiete der Bandkeramiker liegen nordöstlich von uns an der Oder und südwestlich an der Mittelbe. Die Streufunde ihrer charakteristischen Werkzeuge in der Mittelmark sind wohl Zeichen eines kleinen Tauschhandels, der sich zwischen Menschen verschiedener Wirtschaftsweise abspielte.

Viel jünger ist das Bruchstück eines schön gemuschelten Feuersteindolches, wie er am Schluß der Steinzeit bei den Erbauern der Steinkisten und bei den sogenannten Einzelgräberleuten gebräuchlich war. Dahin gehört auch eine Pfeilspitze, sauber bearbeitet, welche die Form eines solchen Dolches in miniature zeigt. Herzförmige und geflügelte Flintpfeilspitzen in der kunstvollen Muschelungstechnik kommen häufiger vor und ganz besonders auch die sogenannten querschneidigen Pfeilspitzen von trapezoider Form, die noch an die geometrischen Kleingeräte der mesolithischen Jäger erinnern. Auf den erwähnten Karnickelbergen wurden unweit des Reifenwerkes ein durchbohrter ovaler Kalksteinanhänger und ein halber Steinkeulenkopf entdeckt.

Vor allem sind nun aber die durch hübsche Einstich- oder Schnurmuster verzierten Scherben von Tongefäßen zu erwähnen. Die Erfindung der Töpferei gehört neben dem Schleifen und Durchbohren von Steinen, der Zucht von Haustieren, dem Ackerbau und der damit verbundenen stärkeren Sesshaftigkeit zu den großen Fortschritten der Wirtschaft gegenüber der Lebenshaltung des unsteten Wildbeuters, der noch kein festes Haus, sondern höchstens eine leichte Hütte sein eigen nannte und als einziges Haus-



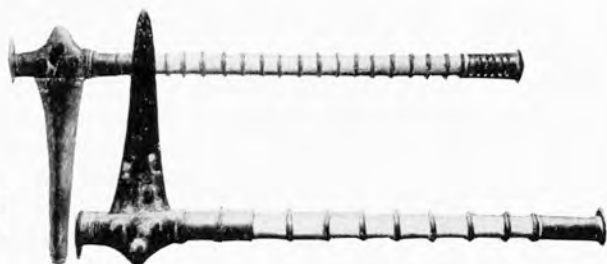
Bronzezeitliche Gefäße vom Seddinwall

tier und Jagdhelfer den Hund besaß. Mit Hilfe der Tongefäße konnte der Mensch jetzt kochen, während er vordem nur braten oder allenfalls auf platten Steinen backen konnte, und da er auch Getreide (Weizen und Hirse vornehmlich) anbaute, ließ sich der Speisezettel bereits vielseitiger gestalten.

Aus der Form und Verzierungsart der jungsteinzeitlichen Tongefäße, aus den verschiedenen Geräteformen und aus bestimmten Grabsitten kann die Wissenschaft heute bereits unterschiedliche Bevölkerungsgruppen erkennen. Von den damaligen Schmöckwitzern ist zu sagen, daß sie zu den sogenannten Kugelamphorenleuten gehörten, einer Teilgruppe der Tiefstichkeramiker, die von der Elbe bis zum Dnjepr ansässig waren. Aber auch schnurkeramische Beziehungen und solche zur eurasischen Kamm- und Grübchenkeramik des Ostens sind in der Schmöckwitzer Tonware zu erkennen.

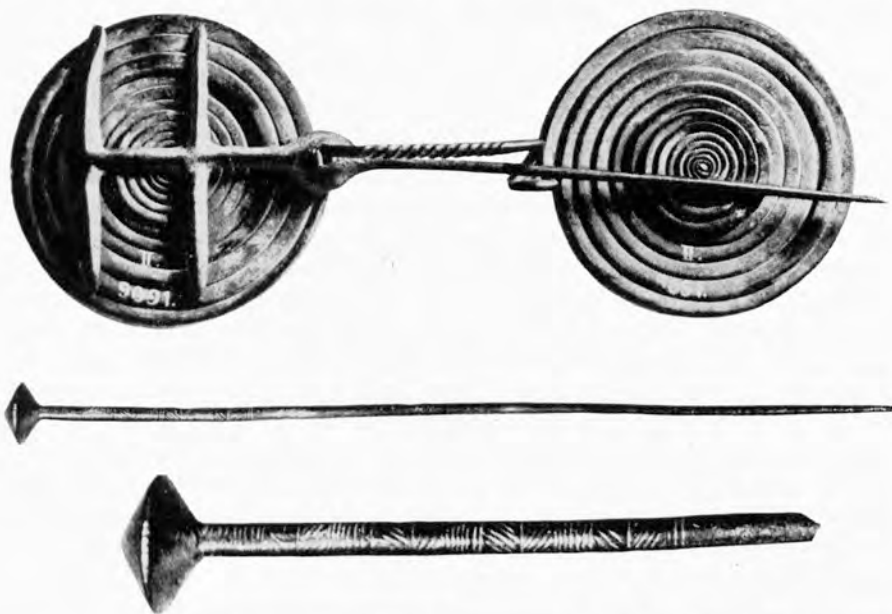
Die folgende Bronzezeit, die sich mit der Legierung von Kupfer und Zinn (klassische Mischung 90% Kupfer, 10% Zinn) einen hervorragenden Werkstoff schuf, den die Gießer als erste Facharbeiter in festen Gußformen oder in verlorenen Formen meisterhaft zu verarbeiten lernten, bedeutet wiederum einen gewaltigen Fortschritt. Zwar blieb die bäuerliche Wirtschaftsweise im großen und ganzen wie bisher erhalten; die Urgesellschaft ist aber schon von der ehemaligen Jagdhorde zur genossenschaftlichen Großfamilie und zum Stamm geworden. Mit der Metallverarbeitung (Bronze, Gold) ergibt sich ferner, wie wir das in den Mittelmeerländern deutlicher sehen, die allmähliche Auflösung der Urgesellschaft. Reichtums- und Machtunterschiede bilden sich heraus, und die ursprünglich klassenlose Gesellschaft hört auf. Ich erwähne das, weil uns vielleicht die ältesten Schmöckwitzer Bronzezeitfunde einen kleinen Einblick in diese wichtigen geschichtlichen Vorgänge vermitteln. Die beiden Axtdolche nämlich, eigenartige Gebilde, bei denen eine Dolchklinge waagerecht auf einem langen Schaft befestigt ist, werden wegen ihrer kaum möglichen Verwendung als Waffe als Würdezeichen oder Szepter eines Mächtigen der damaligen Gesellschaft angesehen. Ich selbst bin zwar der Auffassung, daß es sich bei dem Axtdolch durchaus um ein praktisches Gerät handelt, mit dem etwa einem Opfertier — und im Altertum war jedes Schlachten ein Opfer — der betäubende oder tötende Schlag auf die Stirnnaht des Schädels versetzt wurde. Eine Auszeichnung bedeutete diese Waffe jedenfalls, mag sie nun einem weltlichen Machthaber oder einem Priester gedient haben. Die geringe Zahl der gefundenen Axtdolche im Vergleich zu gewöhnlichen Äxten und Dolchen läßt diesen Schluß zu. Unser Fund stammt von der nördlichen Bucht, die der alte Bockswerder mit dem Großen Werder bildet, also aus dem heutigen Ortsteil Rauchfangswerder. Dreiviertel Meter tief und mit den Spitzen gegeneinander gerichtet lagen die beiden Prachtstücke dort in der Erde. Das eine Stück mit vollem Bronzeschuh und 14 Schaftringen (sechs sind verloren) mißt 27 cm in der Breite, das andere mit durchbrochenem Schuh und 18 Schaftringen nur 25.5 cm. Eine Art „weißer Asche“, wie der Finder Albert Steffen sich mir gegenüber ausdrückte, scheint das Überbleibsel der gewesenen Holzschäfte

*Frühbronzezeitliche
Axtdolche
von Rauchfangswerder*



zu sein. Da auch Scherben mitgefunden sein sollen, von denen aber heute leider nichts mehr vorhanden ist, kann es sich um das Grab eines Vornehmen gehandelt haben; ein sogenannter Hortfund war es kaum. Daß übrigens möglicherweise noch ein dritter Axtdolch in der Erde ruht, habe ich vor Jahren zu begründen versucht. Die eigenartige Form gehört in die frühe Bronzezeit (etwa 1800—1600 v.u.Z.) und ist über Westeuropa von Spanien bis nach Norddeutschland verbreitet. Wo die Schmöckwitzer Stücke heute liegen, ist unbekannt.

Einige Jahrhunderte jünger ist ein weiterer kostbarer Bronzefund, der 1874 am Karolinenhofer Seeufer gegenüber dem Kleinen Rohrwall gemacht wurde. Hier lag einst der sogenannte „Schulzenwall“, von dem nicht gewiß ist, ob er nicht einmal ein wendischer Burgwall war. Dort wurden auf einem Gelände des damaligen Schulzen Albert Nusche beim Abfahren



Große Spiralplattenfibel und Schmucknadel aus Bronze von Karolinenhof

von Sand für den Bau der Berliner Stadtbahn eine große bronzene Spiralfibel — also ein Brustschmuck — mit Doppelkreuznadel und eine stattliche verzierte Bronzenadel mit doppelkonischem Kopf gefunden. Eine zweite ähnliche Fibel, ein Bronzedolch und andere Bronzen gehörten noch zu dem Schatz, verschwanden aber spurlos. Da Steinsetzungen mit Brandasche und Scherben allenthalben in der Umgebung beobachtet wurden — vom Jahre 1886 liegt z. B. ein Bericht über Untersuchungen auf dem dortigen Zeigischen Acker von E. Krause vor — haben wir es hier zweifellos mit einer Ansiedlung der mittleren Bronzezeit (etwa 1400—1200 v.u.Z.) zu tun, und die Schmucksachen dürften tatsächlich einen Verwahrfund, keine Grabausstattung darstellen. Die erhaltenen Stücke befinden sich im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte. Ob durch die damaligen Abschachtungen alle Reste der Siedlung in Gestalt von Pfostenlöchern, Herden und Abfallgruben mit den Schalen verspeister Muscheln und mit zahlreichen Knochen vom Rind, Schwein und Hirsch zerstört worden sind, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht achten die dortigen Anwohner zwischen der nördlichen Rohrwallallee (etwa Nr. 45 und Nachbarschaft) und dem Ufer beim Arbeiten in ihren Gärten auf zerplatzte Herdsteine oder vorgeschichtliche Gefäßscherben.

Die Schmöckwitzer, die damals vor 3000 Jahren am Karolinenhofer Ufer saßen, haben natürlich neben bescheidenem Ackerbau und etwas Viehzucht auch Fischfang betrieben. Wir können das zwar nicht aus Funden von Ort und Stelle nachweisen, aber wir haben aus der Mitte des Teltow einen schönen Einbaumfund, zu dem auch Netzflotthölzer gehören, und einen Moorfund mit vorzüglichen Angelhaken aus Bronze, die einem Hechtangler sogar heute noch genügen könnten. Ähnliche werden unsere Uferbewohner zweifellos auch besessen haben.

Spuren der jüngeren und jüngsten Bronzezeit lassen sich sonst auf der Schmöckwitzer Flur nur sehr undeutlich erkennen. Das ist insofern merkwürdig, weil die nähere Umgebung, in den Müggelbergen, auf dem Großen Rohrwall, bei Gosen und vor allem um Köpenick herum viele Zeugnisse dieser Zeit aufzuweisen hat. Bronzezeitliche Scherben sind von der Kiesgrube des ehemaligen Weinbergs — des heutigen Kirchenhügels — bekannt; es dürfte hier eine kleine Ansiedlung gelegen haben. Mehr Material hat wieder der Försteracker und der Seddinwall gebracht. Bei den Ausgrabungen des Verfassers auf dem ehemaligen Försterland kamen unter der fundreichen Kulturschicht unter anderem auch einige Pfostenlöcher zum Vorschein, die nach ihrem Scherbeninhalt als jungbronzezeitlich zu bezeichnen sind. Eine fast ganz erhaltene kleine Amphore der lausitzischen Kultur mit Riefelschmuck aus einer Abfallgrube spricht gleichfalls dafür. Die Henkeltasse und das Näpfchen, die A. Kiekebusch auf dem Seddinwall fand, gehören derselben Zeit und Kultur an.

Für die eisenzeitlichen Jahrhunderte vor und nach Null scheinen uns auf der Schmöckwitzer Flur Siedlungsbelege bisher zu fehlen. Allerdings muß

erwähnt werden, daß nach alten Zeitungsberichten, die auf Excursionen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft und des Märkischen Museums beruhen, während der achtziger Jahre sowohl auf dem Acker Scholandt (Sch. war damals Besitzer des „Gesellschaftshauses“ in der heutigen Straße Am Seddinsee) an dem Wege nach Grünau — wohl südlich von Waldidyll —, als auch auf dem Göbelschen Acker in Rauchfangswerder vorgeschichtliche Funde, vor allem in Gestalt von Scherben, gemacht wurden. Die letzteren werden sogar schlankweg als Reste der vorrömischen Eisenzeit (400—0 v.u.Z.), ausgegeben. Ob das stimmt, steht dahin, denn sonst sind in Rauchfangswerder nur bronzezeitliche Scherben aufgelesen worden. Wir wissen, daß die letzten vorchristlichen Jahrhunderte bei uns eine Vernässungsperiode darstellen, in der die Menschen weniger die Täler als die Höhenränder für ihre Siedlungen bevorzugten; möglicherweise ist also der Schmöckwitzer Raum damals selbst siedlungsfrei geblieben, aber ringsherum haben die germanischen Eisenzeitler zweifellos gewohnt. Von einer richtigen Siedlungslücke bei uns braucht man also nicht zu sprechen.

Ähnlich sind die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zu beurteilen, wenn man nämlich auch für diese Zeit eine Fundleere in der Gemarkung feststellt. Aber vielleicht gibt uns ein kleines hübsches Einzelstück vom Schmöckwitzer Gelände wenigstens einen Hinweis dafür, daß Germanen der damaligen Zeit auch das Dahmetal durchstreift haben. Es handelt sich um einen bronzenen Schwerthaken, der an der Holz-Lederscheide des Schwertes seitlich befestigt war und zum Einhaken der Waffe in den Gähngeriemien diente. Wir waren früher geneigt, den seltenen Kleinfund der Bronzezeit zuzuordnen, wie auch ein zweites ähnliches Stück vom Großmachnower Weinberg. Ein neuerdings bei Senzig Kreis Königs Wusterhausen gefundener dritter Haken deutet jedoch durch seine Form auf die Römische Kaiserzeit (0—400 u.Z.), die ähnlich gestaltete Fibeln kennt.

Dann wird die Dahmelandschaft erst in slawischer Zeit wieder beliebtes Siedlungsgebiet: Zeuthen, Schmöckwitz und Köpenick sind wendische Ortschaften. Auf dem Großen und Kleinen Rohrwall haben damals Menschen gewohnt; mit A. K i e k e b u s c h haben wir dort die Reste ihrer Häuser und Mahlzeiten, auch manches Werkzeug und Schmuckstück ausgegraben. Spuren von ihnen fanden sich auf dem Seddinwall und gegenüber beim Forsthaus Fahlenberg. Den wichtigsten Wohnplatz trug aber wieder der Försteracker. Die seinerzeitige Ausgrabung des Verfassers dort hat eine der bekannten tiefschwarzen wendischen Abfallgruben mit reichlichen keramischen Resten aufgedeckt, und die Fülle der Lesefunde ist sehr groß. Die Scherben zeigen die übliche Kammstrichverzierung in Wellenmanier oder gekreuzter Anordnung, wie sie für die sogenannte mittelslawische Zeit (etwa 850—1050 u.Z.) üblich ist. Eine schöne Gruppe wendischer Reste von Schmöckwitz, darunter einen durchbohrten Schlittknochen für Eislauf im Winter (das heutige „Eisbein“ erinnert noch an die alte Verwendung des betreffenden Knochens), bildet W. S p a t z in seinem bekannten Teltow-

werk (Band I S. 13) ab. Die Stücke lagen im Berliner Staatsmuseum, und einzelne Scherben zeigen schon spätslawischen Charakter und die bekannten frühmittelalterlichen Gurtfurchen. Sie stammen von Gefäßen, die teilweise oder ganz auf der Drehscheibe angefertigt wurden. Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß ihre Hersteller die Menschen waren, die später bei einem planmäßigen Ausbau des Landes in askanischer Zeit auf der geschützten Dorfinsel südlich des Kirchenhügels das geschlossene Runddorf Schmöckwitz angelegt haben, das uns im folgenden in seiner geschichtlichen Entwicklung beschäftigen wird.

Die geschichtliche Zeit (Das Mittelalter)

Das Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375, das für viele Orte unserer Heimat die älteste Geschichtsquelle darstellt, gibt auch über Alt-Schmöckwitz gute Auskunft. Die Fischer daselbst haben seit urdenklichen Zeiten die Fischerei in den Gewässern des Herrn Markgrafen inne, so heißt es dort, und man kann daraus folgern, daß das Dorf in irgendeiner Form bereits existierte, als die deutsche Durchdringung des Teltow mit Bauern um 1230 einsetzte. Die Ortsinsel bot ja gerade Fischern eine ideale Lage. Jedes Gehöft des durch die Gestalt der Insel bedingten Runddorfes hatte seinen Wasseranschluß, und das Ganze war vorzüglich gegen die Landseite geschützt. Die Insel selbst ist von Dünen durchzogen, auf denen man trocken wohnen konnte. Das Dorf umfaßte nur den Süden der Insel. Die Kirche — wohl schon früh auf der höchsten Dünenerhebung erbaut (ehemaliger Weinberg) — liegt etwas seitlich des alten Dorfes und ist nicht in den eigentlichen Dorfring miteingeschlossen. Wie eine Wachtburg schützte sie den einzigen Zugang des Ortes. Die jetzige Lücke zwischen Dorfaue und Kirche (Endhalteplatz der Straßenbahn) füllte früher einmal das Hirten- und Armenhaus aus. Der Zugang zur Dorfinsel wurde ehemals — wie auch heute noch — von Nordwesten her durch einen schmalen künstlichen Damm ermöglicht, der freilich, weil er noch nicht so gut ausgebaut war wie heute, bei hohem Wasserstand im Frühjahr oft überflutet wurde, so daß eine Durchfahrt nur mit Wagen möglich war oder mit dem Kahn übergesetzt werden mußte. Wie der Radeländer Gutsbesitzer *Romanus* noch um 1860 solche Geschehnisse ausnützte, um die Kinder seiner Gutstagelöhner vom Schulbesuch in Schmöckwitz fernzuhalten und sie in seinem Betrieb zu beschäftigen, davon erzählen die erhaltenen Schulakten manches Stück.

Der Verkehrsweg von Berlin-Köpenick her kam über das Adlergestell an den Ort heran; nach Osten ins Storkower Land führte lange Jahrhunderte eine Kahnfähre über die Dahme, später eine der heute selten gewordenen hölzernen Portalzugbrücken, die erst 1907 durch eine eiserne ersetzt wurde. Da diese am Schluß des letzten Krieges gesprengt wurde, ist jetzt nur eine hölzerne Notbrücke vorhanden. Eine neue moderne Brücke ist im Bau. An der Fährstelle entstand der Krug — Taberna im Landbuch —, der noch heute nach 600 Jahren als „Gasthaus zur Palme“ dem Gast seine Pforten

*Schmöckwitz, Zugbrücke
und Forsthaus um 1900*



öffnet. Der Strandweg führte die Schmöckwitzer auf dem kürzesten Wege zu ihrem Krug; in Hochwasserzeiten wurde der Kirchsteig als Notweg benutzt. Über die Geschichte des Brückenkruges hat E. Weise auf Grund eines reichen Aktenmaterials berichtet; die Unterlagen für die Geschichte des Dorfes bieten E. Fidicin und W. Spatz in ihren bekannten Werken über den Teltow.

Der Name des Dorfes — urkundlich als „Smekewitz“, später als „Schmöckewitz“ überliefert — ist nach Ansicht maßgeblicher Slawisten von „mek = Ringelnatter oder Schlange“ abzuleiten und würde also etwa „Am Schlangenort“ bedeuten. Man hat auch versucht, den Namen durch eine germanische Wurzel „smekas = zierlich, schwächig“ zu erklären, aber das dürfte bei dem zweifellos slawischen Ursprung des Ortes abwegig sein. Wie schon erwähnt, gehörten zu dem Dorf keine Ackerhufen, und seine Bewohner lebten nur vom Fischfang und der Zeidlererei. Die Gewässer, die sie befischten, und die Teltower Heide, in der ihre Honigbäume mit den Beuten standen, waren Eigentum des Markgrafen. Ihm hatten sie ursprünglich den „Canzins“, jeder Kossätenhof 10 Groschen, und je eine „urna“ d. h. einen Krug Honig als Abgabe zu entrichten. Der Krüger aber, der von der Grundherrschaft als einziger auch Land in Pacht hatte, mußte 25 Schillinge (Groschen) und 30 Hühner jährlich zinsen. Das bei dem Dorf gelegene Fischwehr brachte ein Talent Silber, und sein Nutznießer, der Krüger, hatte außerdem einem Altar zu Kölln an der Spree dafür 10 Schillinge in Pfennigen zu geben. Ursprünglich sollen 15 Fischer in Schmöckwitz ansässig gewesen sein, später (15. Jahrh.) werden nur noch 13 erwähnt, und seit dem 17. Jahrhundert bis in die neuere Zeit beträgt ihre Zahl 11.

Die Abgaben des Dorfes, die ursprünglich dem Landesherren als Grundherrn zustanden, flossen schon 1375 nicht mehr in die Kasse des Mark-

grafen. Vielmehr hatte Wilhelm von Liepe, der einem im Teltow begüterten Geschlecht angehörte, Schmöckwitz als Lehen; die Einkünfte des Dorfes aber hatte er dem Propst Apetzko zu Berlin, ferner einem Heinrich von Buden und Johann Nuendorf abgetreten; Kahnzins, Honigzins und Fischwehrzins mußten auch an sie abgeliefert werden. Jedoch für die Weiderechtigkeit in der markgräflichen Heide war je ein Krug Honig an die Burg in Köpenick zu liefern. Die Besitzrechte an den Abgaben der Dorfbewohner waren damals eine richtige Handelsware innerhalb der besitzenden Kreise, und so ist es nicht verwunderlich, wenn die Grundherren oft wechselten. Zeitweilig hatte z. B. der von Buden die Frau des Bürgers Fabian aus Mittenwalde mit dem Zins vom Fischwehr und mit 1½ Krügen Honig belehnt. Ein Schulze (prefectus) Wilke wird als hauptsächlicher Bienenwirt im Landbuch erwähnt. Die Zeidlererei muß einträglich gewesen sein, denn Honig, als der damals allein verfügbare Süßstoff, und Wachs für Lichte in Kirche und Haus waren sehr begehrt. Weitere Besitzanteile des Dorfes hatten ein Erhart Morring sowie die Gebrüder Denecke und Henning Dyricke zu Rudow von Heinrich von Buden erworben.

1447 vereinigte der Köllner Bürger Bartholomeus Bergholz das ganze Dorf in seiner Hand. Der Lehnbrief des Kurfürsten Friedrichs II. begab ihn mit „Gericht, Diensten, Äckern, Wiesen, Weiden, Wehren in den Wassern, Fischerei, sunderlichen mit einer Heyden und den Holczern, das man heisst eyne Werder, das dar leyt umbflossen in den Wassern czuschen Smeke-wicz und Wornstorf“. Damals hatten „die von Smekewitz Vischwere vom Rade to Copenig up Tynse“. Der Schmöckwitzer Werder rechnete also zum Dorfe. Welche Fischwehre gemeint sind, ist nicht im einzelnen gesagt, aber wir wissen, daß diese Art des Fischfanges in den Dahmegewässern ein einträgliches Geschäft war. Solch ein Wehr bestand aus einem Holzflechtwerk, das quer durch das Wasser gesetzt war, mit einer Anzahl von Lücken, den sogenannten „Korfft Gaten“ (Korbgassen, auch Korbschluppen genannt), wo die Reusen und Garnstecken zum Festhalten von Netzen angebracht wurden und wo eine Durchfahrt möglich war. In einer Urkunde von 1414 heißt es demnach, daß dem Hans Enderlin von Miersdorf erlaubt sei, bei der späteren „Hankels Ablage“ „eyne Were in die Sprewe met 8 Korfft Gaten zu Korben und czu Garnstecken“ zu bauen. Von dem Schmöckwitzer Wehr werden später einmal sieben solcher Durchlässe erwähnt. F. B a c k - s c h a t hat darauf hingewiesen, daß der oben genannte Bartholomeus Bergholz zwischen 1451 und 1458 Bürgermeister in Kölln an der Spree war und daß er sich vordem 1448 bei den sogenannten „Berliner Unwillen“, dem Aufstand der Berliner und Köllner Bürger gegen Kurfürst Friedrich II., den Erbauer des Berliner Schlosses, beteiligt hatte. Das kam ihm teuer zu stehen: 200 Schock Groschen und seinen ganzen Lehnbesitz mußte er abtreten. Aber schon ein Jahr nach der Spandauer Gerichtstagung (1448) ist er in der Lage, dem Kurfürsten das Lehen Schmöckwitz, „als er das vormalis innegehabt hatte“, wieder abzukaufen. Er muß demnach zu den wohlhaben-

den Bürgern der Hauptstadt gehört haben, die ihre reichen Mittel dazu verwendeten, draußen im Teltow und Barnim Landbesitz zu erwerben, und damit in die Schicht der Feudalherren einrückten.

Zu den reichen Patriziern Berlins gehörten auch die Freibergs, die 1472 die Bergholze als Grundherren in Schmöckwitz ablösten. Außer dem Dorf mit allen Einnahmen besaßen sie auch den Werder. Diesen aber und ein Drittel der Einkünfte des Patronats, des Gerichts und der Dienste erwarb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Kurfürst Joachim II. Seine Vorfahren hatten schon immer auf den Werder als privates Jagdgebiet Wert gelegt, jetzt aber wurde der jagdliebende Kurfürst selbst Grundbesitzer der wald- und wildreichen Gegend und erweiterte damit den Besitz seines Amtes Köpenick beträchtlich. Nur am Rande sei hier vermerkt, daß kurz vorher (1538) der abgelegene Werder der Schlupfwinkel des bekannten Roßhändlers und Räubers wider Willen Hans Kohlhaase aus Berlin-Kölln war, dessen Lebensschicksale der märkische Geschichtsschreiber Peter Haffitz, Rektor beider Schulen in Berlin und Kölln, in seinem „Mikrochronikon Marchicum“ dargestellt hat. W. Rechner hat in seinen „Wanderungen durch den Kreis Teltow“ einen Auszug daraus gebracht, und H. v. Kleist hat in seiner Novelle „Michael Kohlhaas“ den ergreifenden Kampf des Rosshändlers um sein Recht dichterisch gestaltet. Wie Backsch hat vermutet, ist schon bald nach dem Erwerb des Werders ein Jagdhaus des Kurfürsten von der „Miggel“ (Müggelsee) hierher verlegt worden, zu derselben Zeit also, als auch das Jagdschloß im Grunewald — freilich in viel üppigerer Weise — entstand. Backsch hat die Akten der Amtskammer von 1679 bis 1707 über die Reparaturen des alten Jagdhauses und den Bau eines neuen verwerten können und gibt uns folgendes Bild von dem ursprünglichen Gebäude: „Es lag auf dem Berge und am Wasser, war zweistöckig aus Fachwerk aufgeführt und unterkellert. Die Füllungen waren mit Mauersteinen ausgesetzt und beschwerten das schwache und geringe, dazu noch wurmstichige Holz. In der oberen Etage lagen die kurfürstlichen Stuben, die mit Kamin- und Ofenheizung versehen waren. Die Fenster, deren jedes 174 bleigefasste runde Scheiben hatte, waren mit hölzernen Laden verwahrt. In dem Erdgeschoß lagen mehrere Stuben und die Küche mit einem Feuerherd und Backofen. Bei seiner hohen Lage und hohen Bauart war das Jagdhaus sehr den Unbilden der Witterung ausgesetzt.“ Auf die Meldung des Kurfürstlichen Heidereiters zu Köpenick, daß das Haus sehr baufällig sei, wurde eine umfangreiche Reparatur durchgeführt, die aber die Wohnlichkeit des Hauses nicht recht wiederherstellte, denn die Klagen des Heidereiters blieben bestehen. Doch damit sind wir bereits in Zeiten vorgedrungen, ohne die vielfachen Schicksale des Dorfes in der Zwischenzeit kennengelernt zu haben.

1596 hatten die Freibergs ihren Schmöckwitzer Besitz d. h. Zweidrittel der Gesamteinkünfte an vier Brüder Troye verkauft, die jedoch nicht lange in dem Genuß dieser Einnahmen blieben. 1619 wird ein Reiche aus Rotzis

(heute Rotberg Kreis Königs Wusterhausen) Besitzer, 1649 ein v. Rochow auf Rotzis, 1671 ein v. Pful auf Rudow und etwa 1679 v. Gersdorff auf Schulzendorf (bei Eichwalde). Hier wäre nun die Stelle, einiges über die Schicksale des Kruges einzuschalten, denn seit dem 16. Jahrhundert sind die Überlieferungen reichlicher. Freilich kann dieser Teil der Dorfgeschichte nur kurz gestreift werden. Wer sich näher unterrichten will, möge die Monographie von W e i s e nachschlagen. Die ältesten, namentlich bekannten Krüger sind Christoff Kubicz und seine Tochter Hedwig (1563—1650). Ursprünglich mag der Krüger auf dem Gut, zu dem außer dem Krug Wohnung, Scheunen, Ställe, Acker, Wiesen und Gärten nebst dem großen Wehr am gegenüberliegenden Ufer der wendischen Spree gehörten, sein Auskommen gefunden haben, obwohl die Abgaben im Vergleich zur Zeit des Landbuches bedeutend, nämlich auf 87^{1/2} Groschen und 20 Hühner, gestiegen waren. Aber schon bei Christoff Kubicz beginnen die Nöte und Drangsalierungen, denen der Krüger durch die wirtschaftlich stärkeren Feudalherren ausgesetzt war. Der Pächter war verschuldet, die Baulichkeiten verfielen, so daß „kein reisender mann trucken darinnen zu sitzen und ohne Gefahr daselbsten zu übernachten hatt, indehm fast täglichen etwas davon einfellt.“ Sonst gab es in Schmöckwitz „von fischern und anderen viel durchzuges und ablagers“. In die mißliche Lage geriet der Krüger hauptsächlich deshalb, weil einer der oben erwähnten Troyes das Ackerland des Kruggutes an sich gerissen hatte; von dem Ausschank, der Fähre, der Herberge und einer geringen Viehzucht allein konnte der Pächter aber nicht leben. Daher die fortgesetzten Prozesse und Verhandlungen mit dem Amt in Köpenick. Auch die Auswirkungen des 30jährigen Krieges scheinen sich in diesen Nöten widerzuspiegeln. Merkwürdigerweise wird er in den umfangreichen Krugakten dieser Zeit überhaupt nicht erwähnt, und S p a t z — wie übrigens auch F o n t a n e — vertreten die Meinung, Schmöckwitz sei infolge seiner Armut und abseitigen Lage im Vergleich zu anderen Teltowdörfern gut davongekommen. Während z. B. im benachbarten Zeuthen sämtliche Kossätenwirtschaften bis auf eine verwüstet wurden, blieb hier die Zahl der Hauswirte dieselbe, die im Schosskataster von 1624 verzeichnet ist. Es waren das nach dem Landreiterbericht von 1652 — jener ersten Volkszählung und Stammrolle waffenfähiger Männer nach dem Friedensschluß in der Mark — Hans Mehliß, Paul Brunn (oder Brumm), Lorentz und Gurge Nusche, Jacob Schultke (so!), Gurge Henckel, Martin Nusche und Jost Flugge. „Seindt lauter Fischer daselbst und allhie bürtig“, wird hinzugefügt. Aber die Zahl von 8 Hauswirten erscheint doch auffallend niedrig, denn ursprünglich waren es, wie wir oben gesehen haben, 15 bzw. 13 gewesen. Also ist es möglich, daß schon vor 1624 mehrere Fischer ihre Stellen verlassen haben, eine Erscheinung, die bei Bauern im Nachbarkreis Beeskow für die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts öfter bezeugt ist. Außerdem scheinen sich F o n t a n e und S p a t z mit ihrer Ansicht, der große Krieg habe das einsame, armselige Dorf einfach nicht ge-

funden, doch zu irren. Denn im Schulzendorfer Erbregister für v. Gersdorff aus dem Jahre 1698 heißt es fol. (Seite) 56 nach einem Verzeichnis vom 7. Julius 1648 klar und deutlich: „Das Dorf Schmöckwitz ist abgebrannt, als General H a t z f e l d t nebst der Kaiserlichen Armee von Torgau dieses Ortes gekommen.“ (1637). Dazu stimmt die Tatsache, daß 1643 die Kirche in Schutt und Asche liegt. Denn damals trägt der Pfarrer von Lichtenrade und Buckow, Kaspar S e y d e l, in sein Kirchenbuch ein: „Für die abgebrannten Kirchen von Schmöckwitz und Groß Schönebeck werden Unterstützungen gesammelt.“ Vielleicht hängt auch der Fund eines Gerippes von einem am heutigen Badestrand oberflächlich verscharzten Toten mit jenen Kriegszeiten zusammen; die mitgefundenen Gefäßscherben und der Rest eines Lagerfeuers lassen das vermuten, zumal auch der Tote nicht auf dem Kirchhof beerdigt wurde, wie es sonst üblich war und z. B. 1571 im Kirchenbuch von einem Floßschiffer Jürgen Schröder aus Sando bezeugt wird.

Die Nachrichten, die sonst aus dem 17. Jahrh. über Schmöckwitz bekannt sind, beziehen sich zumeist wieder auf den Krug und die wirtschaftlichen Nöte der Pächter, die durch die eigennützigen Machenschaften der Grundherren überfordert und ausgepreßt wurden. Auch als sie den Acker wieder bebauen durften, brachte er doch oft kaum die Aussaat wieder, und der Ertrag der Wiesen litt unter häufigen Überschwemmungen. Gewisse Schwierigkeiten ergaben sich auch dadurch, daß zwischen den adligen Dorfbesitzern und der Köpenicker Amtskammer als der Verwalterin des kurfürstlichen Besitzes oft Streitigkeiten wegen der Abgaben entstanden, wobei übrigens die staatliche Stelle meist bemüht war, durch rechtlich einwandfreie Handhabung dem Krüger Erleichterung zu verschaffen. Die von Rochow, von Pfuel und von Gersdorff hatten nur finanzielle Interessen an dem Besitz, alles andere war ihnen mehr oder weniger gleichgültig. Das Dorf konnte sich nie so recht aus seiner Armut herauslösen. Um 1690 wohnten dort außer dem Krüger und dem Hegemeister auf dem Werder 11 Fischer, die als Kossäten bezeichnet werden. Diese — sechs dem Major v. Gersdorff in Schulzendorf, fünf dem Amt in Köpenick untertan — hatten wöchentlich zwei Fischfuhren gegen Beköstigung zu leisten und während der Ernte zu dienen. Ferner hatten sie Grabenzins und „Urbede“ zu zahlen und Hechte (wohl als Kahnzins) zu liefern. Äcker zur Bestellung besaßen sie nicht, nur der Krüger säte die geringe Menge von drei Scheffeln Roggen und zwei Scheffeln Gerste aus. Die Hütung war gering. Es war also, wie der Amtschreiber sich ausdrückt, „ein schlechtes Fischerdorf. Sie brachten sich nur kümmerlich durch und konnten von den Abgaben ihrer Armut halber nicht alles prästieren (abliefern)“.

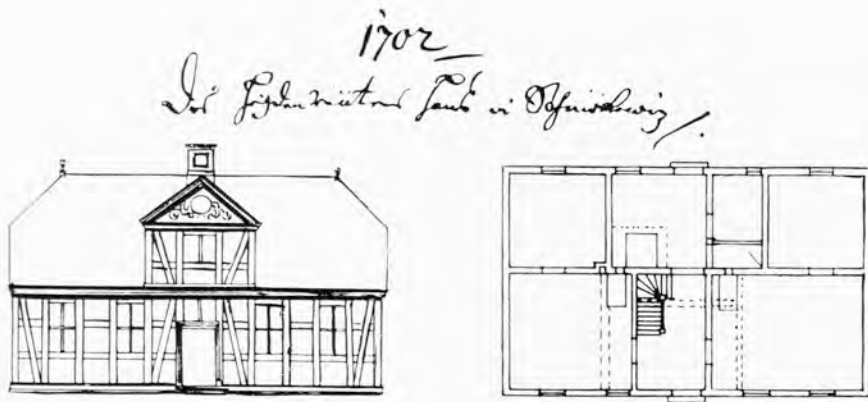
Die neuere Zeit (18.—19. Jh.)

Das älteste Schmöckwitzer Kirchenbuch, das jetzt in Neuzittau verwahrt wird, beginnt mit dem Jahre 1699 und ist bis 1813 geführt. Leider enthält

es außer dem an sich natürlich wichtigen Standesregister nur selten eine die Zeit illustrierende Bemerkung, und nur wenig kann man zwischen den Zeilen lesen. Wir hören in ihm öfters von einem Unterförster auf dem Werder (früher war es ein Hegemeister); auf dem Radelande, der ehemaligen Heide und dem jetzigen Gebiet von Eichwalde, gab es einen Schäfer, der auch „Hammelschäfer“ genannt wird, auch von dem „Meier“ auf dem Radeland ist die Rede. Nach einem Rezeß von 1753 ist das „Vorwerk Radeland“ damals im Austausch mit anderen Ländereien vom Köpenicker Amt an die Herrschaft Königs Wusterhausen abgetreten worden. Zwei später (1781) dort angelegte und mit Pfälzern besetzte Erbzinsstellen sind die Urzelle des heutigen Eichwalde, das ursprünglich auch noch nach Schmöckwitz eingepfarrt war. Das „Kirchengestell“ auf dem Meßtischblatt von 1869 deutet noch darauf hin.

Aus dem Jahre 1702 stammt nach den Forschungen von F. B a c k s c h a t der Neubau des Schmöckwitzer Jagdhauses, das in etwas veränderter Form heute noch am Ostufer der Dahme steht. Es war als eingeschossiger Walmdachbau mit Dachrker bescheidener ausgefallen als das ehemalige Jagdhaus, das übrigens nicht gänzlich beseitigt wurde, sondern nur das Obergeschoß wurde abgetragen und das erhaltene Untergeschoß mit einem Rohrdach zum Stall mit Häckselkammer und Gesindestuben umgewandelt. Es dürfte sich um das Gebäude des Förstergrundstücks handeln, das den Hof nach Norden abschließt und heute Sportler in bescheidener Unterkunft beherbergt. In Verbindung mit dem Neubau, den der jagdliebende damalige Kurprinz, spätere König Friedrich Wilhelm I., veranlaßt und den der aus der Berliner Baugeschichte auch sonst bekannte Oberbaudirektor G r ü n b e r g ausgeführt hatte, war auch die Schmöckwitzer Fähre repariert d. h. verstärkt worden, um die schweren Baulasten, aber auch gegebenenfalls die schweren Küchenwagen des Hofes tragen zu können.

Der Bau hatte übrigens noch ein kleines Nachspiel, das für die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse aufschlußreich ist. Die Köpenicker Kietzer nämlich, die bei den Bauarbeiten hatten Handdienste leisten sollen, waren nicht erschienen, obwohl sie, wie es heißt, „dergleichen extraordinäre Dienste tun“ mußten. Auf die Amtsbeschwerde verfügte der bekannte Kanzler v. Danckelmann, „daß die ungehorsamen Kietzer die entstandenen Kosten des Aufrichtens mit 7 Th. 20 Gr. erstatten sollten“. Die Kietzer weigerten sich mit dem Hinweis, sie seien dagewesen, der Polier aber und der Heideläufer hätten sie mit dem Bemerken nach Hause geschickt, „das Bier und Brot könnten sie allein wohl verzehren“. Aber zahlen mußten sie doch, wenn auch die Kosten für das Bier und das Brot abgezogen wurden. Nach den Akten ist dann Friedrich Wilhelm I. als Kronprinz des öfteren Jagdgast in Schmöckwitz gewesen. Ob das südöstlich vom Jagdhaus auf der anderen Straßenseite gelegene einstöckige Haus, das früher auch einmal ein Walmdach besaß, wirklich die Unterkunft für das Jagdgefolge war, läßt sich nicht einwandfrei feststellen. Nach alten münd-



Entwurf zum kurfürstl. Jagdhaus in Schmöckwitz. Die Beschriftung zeigt die temperamentvolle Handschrift Andreas Schlüters

lichen Überlieferungen soll gegenüber — etwa vor der Strommeisterei, als die alte Straße etwas nördlicher vorbeiführte, — die ehemalige Försterscheune gelegen haben. Wenn das stimmt, könnte vielleicht hier die Stelle des ersten geräumigeren Jagdhauses gewesen sein. Seit Friedrich II., der die Jagd nicht liebte, wurde das neue Jagdhaus Dienstwohnung des Försters; die letzten Hegemeister Bartels und Gehlmann haben dort noch gewohnt, und die Töchter des Letzgenannten sind heute Besitzer des Grundstückes.

Doch damit sind wir von der Geschichte des eigentlichen Dorfes abgewichen. Mit dem Jahre 1718 beginnt für Schmöckwitz gewissermaßen ein neuer Abschnitt insofern, als der preußische Staat von den Gersdorffs den Zweidrittelanteil des Dorfes hinzukaufte. Damit werden die Abgabenverhältnisse stabiler und besonders in schweren Zeiten erträglicher, weil die durch Not bedingten Schulden hin und wieder erlassen wurden. Zwar geht es auch dem Krüger leidlicher, aber die Klagen von Michel Krohne und seiner Frau, später dem Sohne Peter Krohne hören doch nicht auf, bis dann schließlich nach dem Bau der ersten Holzbrücke in den Jahren 1751-57 und nach einer vorübergehenden Bewirtschaftung des Kruges durch den Heidemeister Krüger die Verpachtung neugeregelt wurde. Näheres über die Einrichtung des Kruges, sein Inneres und Äußeres und die Wirtschaft im einzelnen empfehle ich bei Weise in seiner Abhandlung über die „Palme“ nachzulesen. 1757 wurde der Krug mit den zugehörigen Ländereien an Martin Guthke, Schulzen und Krüger zu Zeuthen, in Erbpacht vergeben; das Vorwerk Radeland gehört, wie wir oben gesehen haben, nicht mehr dazu. Doch auch Guthke kam mit seinen beiden Besitzungen in Zeuthen und Schmöckwitz nicht zurecht und ergab sich schließlich dem Trunke. Tochter und Sohn übernahmen den geteilten Besitz. Sie scheinen sich recht und schlecht durchgeschlagen zu haben. 1781-1811 war dann ein gewisser Johann Christoph Stoepper Erbkrüger an der Brücke. Von ihm ist wenig bekannt, doch zeigt uns eine Aufstellung bei Weise, wie der-

zeit der Bierausschank des Kruges erheblich sank, während der Branntweinverzehr gewaltig anstieg.

Das Dorf umfaßte um 1800 nach den Angaben von F. W. A. Brating 115 zur Zahlung von 88 Thalern Staatssteuern verpflichtete Personen, unter ihnen 11 Ganzkossäten und fünf Büdner. Die Höhe der Steuern erklärt sich daraus, daß seit 1782 das sogenannte Kossätenland von 78 Morgen, das schon vorher von den Kossäten bewirtschaftet worden war, von der Kriegs- und Domänenkammer in Erbpacht gegeben war. Außer dem Krug existierte ein Nebenzollamt, das dem Hauptzollamt in Köpenick unterstand, und eine zum Köpenicker Revier gehörige Unterförsterei. Die Kirche, die 1735 erneut abgebrannt war, wurde 1799 in der heutigen Gestalt errichtet. Über ihre und des Dorfes unpoetische Armseligkeit, die auch die Fliederpracht eines Frühlings nicht zu verhüllen vermag, hat s. Zt. Th. Fontane gerade in ihrem Sarkasmus ergreifende Worte gefunden. Von den Glocken des Kirchleins ist die eine „Soli Deo gloria“ von Johann Jacob Schulze aus Berlin 1709 gegossen worden, eine noch ältere von 1510 — im Besitz des früheren Gemeindevorstehers Moll — ist nach seinem Tode verschwunden. Während die wirtschaftliche Lage des Dorfes um 1800 herum einigermaßen erträglich gewesen zu sein scheint, waren die gesundheitlichen Verhältnisse wie allgemein schlecht. Pockenepidemien griffen um sich und forderten ihre Opfer besonders unter den Kindern. Die ersten Versuche mit der Jennerschen Kuhpockenimpfung setzten ja damals gerade erst ein.

Mit dem Beginn der Freiheitskriege 1813 schließt das alte Kirchenbuch seine Eintragungen ab. Damals übernimmt an Stelle des Waltersdorfer Pfarrers der von Neuzittau die kirchliche Betreuung des Dorfes. Im selben Jahre brannte die hölzerne Dahmebrücke ab, ob als Folge kriegerischer Handlungen, ist ungewiß. Die neue Portalzugbrücke von 1818 erfüllte dann ihre Aufgabe bis in unser Jahrhundert hinein (1907). An die Zeit der napoleonischen Kriege erinnert in der Kirche noch eine alte Landsturmflagge der 1. Division und der auch von Fontane erwähnte Kronleuchter mit dem Tschako und dem Kreuz. Und damals geschah die romantische Geschichte vom Fischer Kanis und seiner schönen Hanne, einer Kossätentochter aus Schmöckwitz, die uns Fontane in seinen „Wanderungen“ erzählt hat. Aus Liebe und Eifersucht, in der Furcht, ein stattlicher französischer Kürassier der um Köpenick einquartierten Division Nansouty könne ihm seine geliebte Hanne abspenstig machen, siedelte er mit Sack und Pack auf die einsame Insel Seddinwall über. Von dort aus übte er nun sein Fischerhandwerk aus und brachte Woche für Woche seine Fische nach Köpenick. Und als die schreckliche Kriegszeit vorüber war, hatte er sich so an das Leben auf der Insel gewöhnt, daß er weiter dort blieb. Auch als seine Kinder längst in die Welt ausgeflogen waren und er seine Frau zum letzten Schlaf auf dem Schmöckwitzer Kirchhof gebettet hatte, lebte er als Einsiedler weiter auf dem Eiland. Von seinem Tode heißt es: „Als er



*Landsturmflagge von 1813
auf der Orgelempore
der Schmöckwitzer Kirche*

(Kanis) an einem schönen Oktobersonntag des Jahres 1850 nicht zum Kirchengang erschien, da wußten die Leute, was geschehen war. Auf einem Bündel Schilf neben seiner Tür sitzend, fanden sie ihn: er war eingeschlafen, um nicht mehr zu erwachen. Auf dem Friedhof seines Heimatortes fand Kanis seine letzte Ruhestätte, wo vor ungefähr 20 Jahren noch sein Grabstein erhalten und der Name „Kanis“ deutlich zu lesen war. Das Grab ist heute verschollen, und ob das Bruchstück eines alten Grabsteins aus dem Besitz des früheren Eigentümers des Seddinwall, des verstorbenen Landwirtes Hermann Kersten, wirklich darauf gestanden hat, erscheint fraglich, da die noch erkennbaren Buchstaben R und K zur Identifizierung nicht ausreichen. Die reizende Geschichte Fontanes aber wird weiter leben, solange noch deutsche Heimatfreunde an seinen „Wanderungen“ Freude haben werden. In jüngster Zeit (1938) hat Albrecht Schaeffer die Geschichte vom „Kaniswall“ erneut gestaltet.

Fontane nennt den heutigen Seddinwall auch „Robins-Eiland“, doch ist diese Bezeichnung neueren Datums. Sie stammt von einem früheren Besitzer der Insel, einem Handelsmann namens Rubin aus Gosen, dessen Sohn der Schiffer Friedrich Grasse war. Er richtete auf diesem Erbteil seines Vaters nach Aufgabe seines Schifferberufes eine kleine Landwirtschaft ein, die ihn, seine Frau und seine 17 Kinder recht und schlecht ernährte. Dieser Kindersegen verteilte sich übrigens auf die drei Schulen in Schmöckwitz, Gosen und Müggelheim, keine wollte ihn ganz übernehmen, denn Grasse in seiner „splendid isolation“ auf der Insel bezahlte nirgends Gemeindesteuern. Wie dann dieses zweite Idyll auf dem Seddin-

wall später durch den Jähzorn und die Leidenschaftlichkeit Grasses gestört wurde, wie der alternde Eigenbrödl in der Trunkenheit auf seine Frau schießt und auch die Kugel gegen sich selbst richtet, das ist ein ganzer Roman, von dem es noch heute dort in der Gegend raunt und den der verdiente Heimatschriftsteller Eugen Kitzler in seiner „Mark“ 3. Jg. (1906) aufgezeichnet hat. Kurz vor dieser Niederschrift war Grasse, der noch als Siebziger kraftvoll das Ruder führte und so manchem Schiffbrüchigen auf dem Seddinsee das Leben gerettet hatte, als 74jähriger auf seiner geliebten Insel gestorben, „eine starrnackige Bauernnatur, die den alten hinter dem Landhause stehenden knorrigen Kiefern glich“.

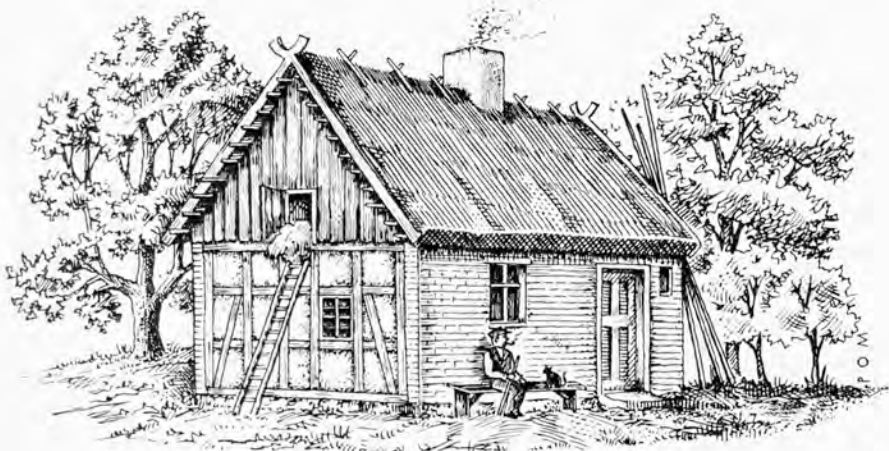
Der Seddinwall gehört, wie die anderen Inseln des Seddinsees, zur Feldmark Schmöckwitz, die im Rezeß vom Jahre 1841 genau dargestellt ist. Der Separationsrezeß ist bekanntlich das Ergebnis der langen Verhandlungen, die aufgrund der Steinschen Bauernbefreiung von 1810 geführt wurden, um die künftigen Besitzverhältnisse der ehemaligen Laßbauern und ihre Abgaben zu regeln. Gegen Zahlung einer Ablössungssumme wurden sie freie Besitzer ihres Hofes und des Ackerlandes; es gab keine Erbuntertänigkeit und keine Leibeigenschaft mehr. Für die Kossäten in Schmöckwitz bedeutete das, daß sie nun nicht mehr auf Anordnung des Königlichen Hegemeisters den sandigen Boden in der Umgebung ihres Ortes umzugraben und mit Kienäpfelsamen zu bestellen und daß sie keine Jagddienste bis über Zossen hinaus mehr zu leisten brauchten; die Fischfuhren für das Amt fielen fort, und man konnte auf eigenem Boden zum eigenen Nutzen schaffen. Jeder Fischer konnte fortan auch etwas Acker (ca. 20 Morgen) und Wiese (ca. 10 Morgen) bewirtschaften, so daß die finanzielle Lage der einzelnen Familien wesentlich gestärkt und sogar der Grund für einen gewissen Wohlstand in der Zukunft gelegt wurde.

Um 1860 gab es im Dorf 162 Einwohner mit 290 Morgen Acker und 100 Morgen Wiesen. Die Feldflur umfaßte drei Teile: 1. die Ländereien am Ort, am Seddin- und Zeuthener See, 2. nördlich davon die Ackerstücke zwischen der Grünauer Forst und dem Langen See — das war das eigentliche Kossätenland — und 3. die Bruchwiesen am Neuen Graben und dem Kappstrom bei Gosen, einschließlich der Inseln im See. Das sind die beiden Werderchen oder Wälleken, deren südlicher auch Weidenwall genannt wird, das Strauchwälleken oder Liebesinsel, der Gänsewerder oder Nixenwall, auch „Gruffel“ genannt, und die Dommecke. Das Seende und die Bruchwiesen sind naturwissenschaftlich von Interesse als Standort der Wassernuß (*Trapa natans*) und wegen der kunstvollen Bauten der dort hausenden Bisamratte.

Bemerkenswert ist die Bezeichnung „Wall“ für Insel in unserem Raum, während sonst bei uns mehr der Name „Werder“ üblich ist. Manche Forscher führen diese Benennung auf den Einfluß der Pfälzer Kolonisten zurück, die im 18. Jahrhundert in Gosen, Neuzittau, Müggelheim usw. angesiedelt wurden. Doch in der süddeutschen Heimat der Kolonisten ist,

soviel ich weiß, der Ausdruck „Worth“ oder „Wöhr“ für Insel gebräuchlich, also eine Art Abkürzung von Werder, und an anderen Stellen der Mark ist die „Wall“-Bezeichnung auch bekannt. Der Siedlungsforscher Robert Mielke scheint dabei an flämisch-niederländischen Einfluß zu denken, der dann allerdings für eine viel frühere Zeit anzunehmen wäre. Daß eine *neue* Namengebung aus dem 18. Jahrhundert vorliegt, könnte man daraus schließen, daß eine Kirchenbucheintragung von 1703 den Schmöckwitz gegenüberliegenden „Windwerder“ erwähnt, der später auf allen alten und neueren Karten als *Windwall* erscheint. Die Eintragung selbst lautet: „Andres Krüger, welcher auf dem „Windwerder“ Leinewand bleicht, hat zwei große Wachslichter und noch eines nebst einem zinnernen Leuchter auf dem Altar verehrt, wannenhero die Kirche in zwei Jahren keine Lichter kaufen dürfen.“

Von den Schicksalen des Kruges im 19. Jahrhundert gebe ich nur ein paar Notizen. 1811-35 saß die Familie Neumann darin, aber sehr rosig waren die Verhältnisse nicht, denn „die Schiffer kehren selten in Sch. an,“ heißt es 1812 und auch die Landpassage nach Berlin ist schwach, weil der Fuhrverkehr von Storkow nach Berlin die weniger sandige Straße über Königs Wusterhausen, Waltersdorf, Rudow bevorzugte. Wie es kam, daß auch der Handel mit den Ziegeleien in Kablow und Zeuthen (eher ist wohl Miersdorf gemeint) damals nachließ, wird nicht mitgeteilt. Nur die Torfkähne aus dem Teltow und dem Beeskow-Storkowischen Kreis dürften nach wie vor Schmöckwitz passiert haben. Die Landwirtschaft brachte bei dem dürrtigen Sandboden und den vielfach sauren Wiesen wenig ein, so daß der Erbkrüger dauernd in Steuerschulden steckte. Da übernahm der Schwager Friedrich Neumanns, Carl Friedrich Guthke, früherer Krüger in Wernsdorf und Gutspächter in Deutsch-Rixdorf, 1835 den Krug. Aber auch er



*Haus des Fischers Grasse auf dem Seddinwall vor dem Umbau von 1890.
Nach einem Aquarell von Herm. Kersten 1901*

konnte auf keinen grünen Zweig kommen, weil das Amt die zu hohe Pacht nicht herabsetzte, er zweimal schweren Brandschaden erlitt und der Ertrag des Kruges durch die Eröffnung der Berlin-Frankfurter Eisenbahn noch weiter geschmälert wurde. Die Storkower Landstraße verödete, der Verkehr zog sich an die Bahn nach Fürstenwalde. Schließlich konnte das Amt nicht umhin, die Pacht zu ermäßigen, und Guthke hätte vielleicht mit seinen 58 Morgen Acker und 13 Morgen Wiese und mit einem Bestand von 2 Pferden, 4 Ochsen, 3 Kühen und 5 Stück Jungvieh durchkommen können, wenn nicht noch die alten Hypothekenlasten gedrückt hätten. 1851 verkaufte er die Wirtschaft für 3300 Taler an den Kaufmann Karl Jordan, der die Erbpachtsrente durch Amortisation abzulösen begann. Damit hörte der Erbkrug auf zu bestehen, er wurde Privateigentum. 1893 waren die Abzahlungen beendet.

Größere Veränderungen im Dorf brachte erst der Brand von 1866 mit sich. Die Grundstücke Alt-Schmöckwitz 7-11 waren eingeeicht; die gemeinsame Scheune auf der Dorfaue hatte man schon vorher abgerissen. Nun bauten sich die Fischerkossäten, die, wie bereits erwähnt, durch die Separation zu Grund und Boden gekommen waren, eigene Scheunen auf ihren Grundstücken. Der Viehbestand je Hof betrug 4-6 Haupt Rindvieh, weil der Wiesenwuchs gut war. Später sollen die Wiesen durch eine Senkung des Dahmespiegels gelitten haben, so daß die Viehhaltung zurückging. Daneben betrieben die Besitzer natürlich ihr altes Gewerbe weiter. Noch heute finden sich in den Fischerfamilien die Rezesse über die Fischereigerechtigkeit mit dem „kleinen Zeug“ — die große Fischerei war dem staatlichen Seepächter vorbehalten, der in diesem Falle zukünftig die Fischerinnung vom Kietz in Köpenick war. Die zu dem Rezeß gehörende Seekarte gibt genau die Wasserflächen an, die den verschiedenen Innungen für den Fang zustanden, d. h.: unmittelbar anschließend an das Dorf nördlich und südlich besaßen die Schmöckwitzer das ausschließliche Recht zu fischen; erst weiter draußen beginnt der Raum, in dem Köpenicker und Schmöckwitzer gemeinsam fischen durften. Über die Durchführung der Fischerei auf der Dahme kann ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen; interessierte Leser verweise ich auf eine schon 1903 in der Festschrift des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg erschienene Arbeit „Die Kleinfischerei auf der Dahme“ von W. v. Schultenburg. (Nachdruck in der Heimatbeilage des Teltower Kreisblattes „Heimat und Ferne“ Jg. 1932 Nr. 29 ff.) Über die Verwertung der Fänge erzählte der 1957 fünfundneunzigjährige Altfischer August Nusche, dem ich mancherlei Nachrichten verdanke, folgendes: Am Freitag früh fuhren immer 4-5 Fischerfrauen mit dem Fang, der im „Hiet“, d. h. im Fischkasten hinter dem Kahn, mitgeführt wurde, in etwa sieben Stunden zur Fischerbrücke nach Berlin. Hier wurde die Ausbeute — viele Bleie und Plötzen, an wertvolleren Fischen Hechte und Schleie, Aale weniger — an Händler im ganzen verkauft. Das sonst noch mitgenommene Holz und Grünkramzeug wurde auf

dem Markt an der Brücke verhökert. Bei Bekannten wurde übernachtet und am Sonnabend die Heimfahrt angetreten. Später fuhr man familienweise zur Stadt, bis sich der örtliche Verkauf einbürgerte. Die Ortssteuern überbrachte der Ortsschulze höchstpersönlich dem zuständigen Domänenamt Mühlenhof in der Matthieustraße, das bis 1872 auch die Polizeigewalt in Schmöckwitz ausübte.

Inzwischen hatte der Bau der Görlitzer Eisenbahn 1867 durch den bekannten Finanzmann und Spekulanten H. Stroussberg eine bequemere Verbindung mit der Hauptstadt geschaffen, die dann bald auch manchen licht- und lufthungrigen Großstädter und vor allem Wassersportler nach draußen an die schönen Dahmeseen führte. Vereinzelte Naturfreunde siedelten sich bereits an. Dadurch belebten sich die Gaststätten, neue entstanden. Der Saalbau der „Palme“ soll nach der Erinnerung von August Nusche aus dem Jahre 1876 stammen, und wahrscheinlich hat der alte Brückenkrug damals seinen neuen Namen erhalten. An seinem Ostgiebel konnte man das Bild einer Palme bewundern. Wie der Name aber entstanden ist, darüber bestehen nur Vermutungen. Gerhard Küchler denkt z. B. an die „Zeit kolonial-südländischer Vorstellungen, wie sie in der Mark u. a. durch die Brandenburg-Guinea-Compagnie, aber auch durch die Chinoiserien des Rokoko erweckt wurden“. Wenn der Name aber wirklich schon so alt wäre, hätte er m. E. irgendwo einmal in den Akten erscheinen müssen. Das ist jedoch nicht der Fall. Stammt er aber erst aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, könnte durchaus eine humoristische Verbindung mit jener „Palme“ in Berlin vorliegen, die damals als Obdachlosenasyll und Herberge zur Heimat allen Berlinern bekannt war. Das Palmenbildnis am Giebel ist leider bei der letzten Renovierung des Lokals verschwunden.

Von 1851 bis 1887 war das Kruggrundstück durch mehrere Hände gegangen. 1887 erwarb der Gastwirt Karl Karras lediglich den Restaurationsbetrieb „Zur Palme“, während die ehemaligen Gutsländereien abgetrennt und in der Folgezeit als Baugelände Spekulationsobjekt wurden. Besonders die Straße „Am Seddinsee“ entstand mit „Scholandts Gesellschaftshaus“ (heute BSG „Empor“, Sektion Segeln, Lichtenberg), der alte Hinze richtete den Krug „Zur Linde“ ein. Später kamen als bevorzugte Sportgaststätten hinzu das „Waldidyll“ und am heutigen Beutenweg bzw. am Weiselpfad — also auf der Halbinsel, die sich gegen die Spitze des Försterackers in den See hineinschiebt — das „Storchennest“ und das „Seglerschloß“. Jenes ist jetzt das Heim der BSG „Lokomotive“, dieses ist gegen 1918/19 eingegangen. Sein Ruf hatte gelitten, als dort berühmte Berliner Klubs und Angehörige der übelsten Berliner Halbwelt verkehrten und anderen Gästen einen Aufenthalt unmöglich machten. Die ländlich idyllische Gaststätte Hermann Kerstens auf dem Seddinwall existiert leider nicht mehr. Die „Palme“ dagegen hat ihren Ruf weit und breit gewahrt. 1899 erwarb der Gastwirt Hermann Peter die Wirtschaft, und seine Nach-

kommen widmen sich noch heute an dieser historischen Stätte vorbildlich ihren Gästen.

Der großräumige Ausbau des Ortes setzte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein. 1893 wurde auf dem Gelände der ehemaligen Meierei Radeland der Villenvorort Eichwalde gegründet; der Rauchfangswerder bei den Fischerhütten und der Bockswerder wurden dichter bebaut, auf dem ehemaligen Kossätenland aber entstand der Ortsteil „Carolinenhof“ (heute Karolinenhof geschrieben). Hier hatte der Berliner Bankier Albert Schappach das Gelände gekauft und begonnen, es unter der Firma „Terraingesellschaft Carolinenhof“ (eingetragen 1896) zu parzellieren. Bis dahin hatte es in jener Gegend nur den sogenannten „Kuhstall Lenkeit“, einen kleinen Bierausschank, gegeben. Der erste Bewohner des neuen Ortsteils war neben Schappach selbst der Berliner Tanzlehrer Paul Rehfeldt, der etwa 1895 ein Badehaus und eine Wäscherei einrichtete und in dem bald danach entstandenen „Mandschen Etablissement“ als Tanzmeister fungierte. Nach ihm und Schappach sind jetzt Straßen benannt. Von welcher weiblichen Person der Ortsteil seinen Namen ableitet, läßt sich nicht sicher sagen, denn sowohl von Karoline Kersten, geb. Goldschmidt, als auch von Karoline Zeige, geb. Felgentreff hat die Terraingesellschaft damals Grund und Boden gekauft. Oder hieß Schappachs Frau etwa Karoline und nach ihr seine Gründung? Sie entwickelte sich eigentlich erst nach dem ersten Weltkrieg, als auch beim Bahnhof Eichwalde auf Schmöckwitzter Gelände die sogenannte „Christliche“ und die „AEG-Siedlung“ emporwuchsen. Das jetzige „Haus Carolinenhof“ war vor 1914 als „Seeschloß“ in Wassersportkreisen bekannt.

Wenn man heute den blühenden Vorort sieht und sich der einstigen Heide erinnert, dann ist es interessant zu erfahren, daß bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts einmal der Plan bestanden haben muß, in dieser Gegend etwas Besonderes anzulegen. Denn auf der Schulenburgschen Spezialkarte von Preußen 1:100000 aus der Zeit von etwa 1790 (Staatsbibliothek Berlin) wird der Grünauer Wald bis ungefähr nach der Försterei Steinbinde hin als schön gegliederter Parforcegarten mit „Großem Stern“ dargestellt, und die eigenartige Wegeführung im Wald deutet noch jetzt darauf hin, daß hier etwas Derartiges angefangen wurde; aber die Vollendung blieb aus. Es dürfte sich in diesem Falle ähnlich verhalten wie mit jenem berühmten Plan einer Residenz- und Gelehrtenstadt „Futura“ in den Müggelbergen, den einst der holländische Meister Skytte dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm vorlegte, wie wir bei Willibald Alexis in seinem Roman „Dorothee“ ergötzlich nachlesen können.

Die neueste Zeit. (20. Jahrhundert.)

Um die etwas unbequeme Verbindung von Berlin nach Schmöckwitz über Eichwalde zu vereinfachen, wurde schon vor dem ersten Weltkrieg die Grünauer Uferbahn gebaut. Sie führte ursprünglich über die Ochsenkopflake und die sogenannte Spukbrücke durch die Schappachstraße und wurde

erst später durch den vollbebauten Ort gelenkt. Kurz vor dem Bau (1903) war das Gelände der Gemeinde durch Abtretungen des Fiskus aus der Grünau-Dahmer-Forst im Umkreis von Walddiyl erweitert worden, um einen großzügigeren Bebauungsplan für den Ort zu ermöglichen. Der in den Seddinsee mündende Oder-Spreekanal, der schon in den Jahren 1887 bis 1891 gebaut wurde, hat zwar den Verkehr auf der Oberspree stark gehoben, aber der Ort selbst hat von ihm kaum Vorteile gehabt, wie auch von dem erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts geschaffenen Kanal vom Seddin hinüber nach Erkner. Um die letzte Jahrhundertwende hatte sich der Verkehr auf der Dahmewasserstraße besonders durch den Ziegel- und Sandsteintransport aus den zahlreichen oberhalb gelegenen Werken des Kreises Teltow und Beeskow-Storkow sehr belebt, während die früher einmal blühende Holzflößerei aus der Dubrow und die Torfrachten allmählich zurückgingen. Stattdessen setzte der Berliner Dampferverkehr in unserm Jahrhundert um so stärker ein.

Einen sehr beachtlichen Aufschwung nahm Schmöckwitz nach seiner Eingemeindung in den Bezirk Köpenick von Großberlin am 1. 10. 1920. Der großstädtische Verkehr dehnte sich nun bis hierher aus.

Auch Industrie in Gestalt des Reifenwerkes siedelte sich bei den Karnickelbergen an, an der Ablage richtete sich eine Bootswerft ein. Vor allem aber erfüllt das alte Fischerdorf, in dem noch heute die Fischerinnung — freilich nur mit der Hälfte ihres alten Bestandes — unter dem tüchtigen Innungsmeister Georg Schulze arbeitet, seine wichtige Aufgabe als moderner Wohnvorort und als Erholungsort für die Berliner. Der Zeltplatz südlich des herrlichen Badestrandes bietet mehreren hundert Stammbewohnern und Wasserwanderern im Sommer Raum; ein buntes frohes Leben spielt sich da ab. Unweit mitten im Wald und am Ufer des Zeuthener Sees entstand vor einigen Jahren das schöne FDGB-Heim „Berthold Brecht“, in dem laufend Werktätige Ausspannung und Erholung finden. Im Ort selbst zeugt von der neuen Zeit der stattliche Neubau der 15. Oberschule, der neben dem alten



*Eisfischerei 1956
der Köpenicker Innung*

Schulgebäude errichtet und 1957 eingeweiht wurde. Und wenn man heute an der eindrucksvollen Baustelle für die neue moderne Brücke an der „Palme“ steht, die mit ihrer respektablen Breite von 22,50 m auch dem stärksten Verkehr gewachsen sein dürfte, dann könnte dem nachdenklichen Betrachter der Geschichte diese Brücke ein Sinnbild sein für das Hineinwachsen einer jahrtausendealten menschlichen Siedlung in eine verheißungsvolle Zukunft.

Schrifttum:

F. Backschat, Dorf und Kurfürstliches Jagdhaus Schmöckwitz (Berlinische Blätter für Geschichte und Heimatkunde, Jg. 2, 1935, Nr. 1).

F. W. A. Bratring, Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg, 3 Bde., Berlin 1804-1809.

E. Fidicin, Die Territorien der Mark Brandenburg, Bd. 1: Geschichte des Kreises Teltow, Berlin 1857.

T. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 4. Teil: Spreeland.

O. F. Gandert, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung von Berlin (Archaeologia geographica 7, 1958, 8 ff.).

K. Hohmann, Die Steinzeitfunde von Schmöckwitz (Teltower Kreiskalender 1926, 57 ff.).

Ders., „Schmöckwitz“ in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. XI, 291.

Ders., Zur urgeschichtlichen Fundkarte der Feldmark Berlin-Schmöckwitz (Brandenburgia 39, 1930, 21 ff.).

F. Holtze, Die Berolinensien des Peter Hafftiz (Schriften d. Vereins f. d. Geschichte Berlins, Heft 31, 1894 — Mit weiterer Literatur über den historischen Kohlhasen).

A. Kieckebusch, Vorgeschichte der Mark Brandenburg (Märkisches Heimatbuch, 3. Aufl., Neudamm 1935, 161 ff.).

Ders., Die Ausgrabungen auf der Insel Seddinwall (Die Mark, Jg. 6, 1909/10, Nr. 1).

G. E. Kitzler, Insel Seddinwall (Die Mark, Jg. 3, 1906, Nr. 9).

G. Kühler, Rund um den Schmöckwitzer Werder (Mitteilungsblatt der Landesgeschichtlichen Vereinigung f. d. Mark Brandenburg, Nr. 16, 1. 9. 1954).

Landbuch der Mark Brandenburg von 1375. Herausgegeben von Johannes Schultze, Berlin 1940.

W. Mey, Mittelsteinzeitliche Fundplätze im Spree-Dahme-Winkel (Eiszeitalter und Gegenwart 9, 1958, 130 ff.).

R. Mielke, Der Wall (Brandenburgia 36, 1927, 184 f.).

R. Peesch, Der Wortschatz der Fischer im Kietz von Berlin-Köpenick, Berlin 1955.

W. Reichner, Wanderungen durch den Kreis Teltow, II., Berlin 1926.

G. Schiedlausky, Martin Grünberg. Ein märkischer Baumeister aus der Wende vom 17. zum 18. Jahrh., Burg 1942.

W. Spatz, Der Teltow, 3 Bde., Berlin 1905, 1912, 1920.

H. Weinert, Die mesolithische Teilbestattung von Schmöckwitz bei Berlin (Zs. f. Morphologie u. Anthropologie 46, 1954, 408 ff.).

E. Weise, Geschichte des Gasthauses zur Palme in Schmöckwitz (Sonderabdruck aus dem Teltower Kreisblatt 1927).

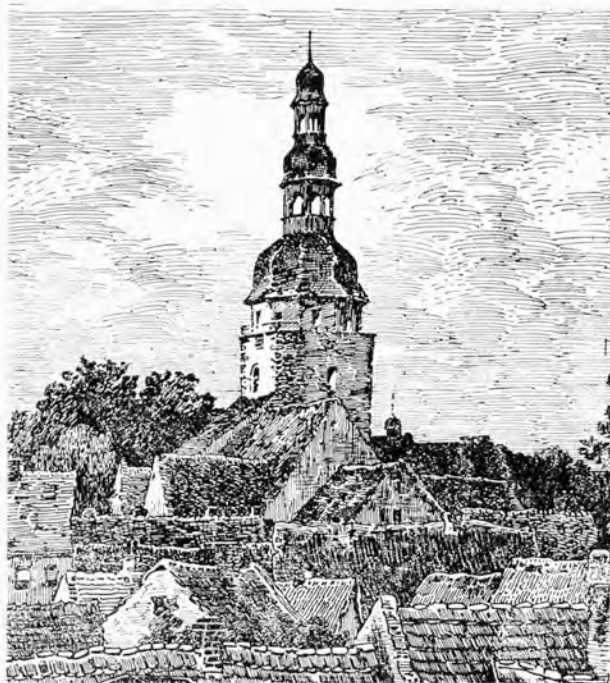
Für einzelne Auskünfte bin ich zahlreichen Schmöckwitzer Einwohnern, besonders dem Senior der Fischer Herrn August N u s c h e, dem Fischmeister Herrn Georg S c h u l z e, Fräulein Lieschen R a d t k e, Herrn Pfarrer H. W i e c h e r t und meinem Freunde Hermann S t a e r c k e, Eichwalde dankbar. Ferner habe ich für freundliche Hilfe Herrn Dr. Heinz G e b h a r d t, Berlin-Treptow, Herrn Dr. H. S c h a l l und meinem alten Freunde Kurt P o m p l u n, Berlin-Grunewald, zu danken.

Im Städt. Katasteramt und im Vermessungsamt Köpenick fand ich bereitwillige Unterstützung, was ich hiermit ebenfalls dankbar anerkenne.

Die Marienkirche zu Belzig

Die Belziger Kirche liegt nicht wie die meisten Stadtpfarrkirchen in der Mitte des Ortes, in der Nähe von Rathaus und Markt, sondern ist dicht an der Nordseite der Umwallung errichtet, wo sie einen stillen, durch niedrige Häuserzeilen von den Verkehrsstraßen abgesonderten Platz einnimmt. Hier hat sich ein wahres märkisches Kleinstadtidyll erhalten. Aber nicht von den Gemütswerten, die ihr altes Gemäuer und ihre malerisch-ungleichmäßige Anlage, ihre alten Dächer und diese abseitige Lage darstellen, soll hier die Rede sein, sondern von der Form, die sie durch eine jahrhundertelange Geschichte als Bauwerk erhielt. Sie ragt zwar nicht wie manche märkische Stadt- und Klosterkirche durch eine prächtige Raumwirkung oder zahlreiche wertvolle Ausstattungsstücke hervor, bietet aber dafür eine recht aufschlußreiche Bauentwicklung für den, der in Bauformen zu lesen versteht.

Die ursprüngliche Gestalt der Kirche ist bei aufmerksamer Betrachtung nicht allzu schwer zu erkennen. Die unregelmäßigen Abschlüsse des gewaltig-blockhaften, querrchteckigen Turmunterbaus sind sogleich als spätere Umgestaltung kenntlich. Sowohl der quadratische Turmaufbau der



*Belzig, Marienkirche von
Osten. Federzeichnung
von R. Muth 1924*

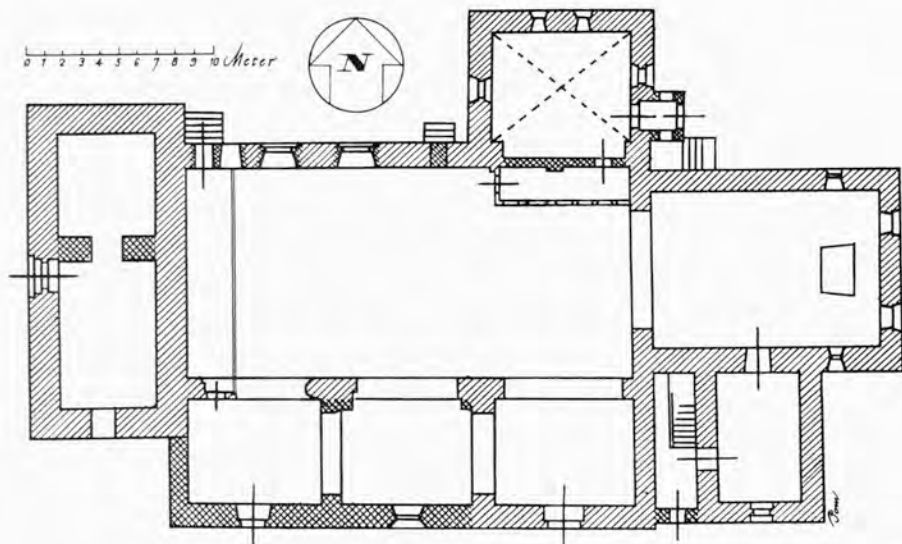
Nordseite mit seiner Schweifhaube wie der mit schrägem Pultdach abschließende Stumpf der Südseite sind nicht ursprünglich. Die Westpforte mit ihrem runden, dreimal abgetrepten Bogen und das regelmäßige Granitquaderwerk erweisen die Entstehung der unteren Turmteile im 13. Jahrhundert. Allzu hoch wird man ihn sich damals nicht vorstellen dürfen, und wahrscheinlich schloß er mit einem quergestellten Satteldach ab, wie wir es bei zahlreichen ähnlichen Türmen romanischer Dorfkirchen noch sehen. Den Anlaß zu dem späteren Umbau vermögen wir an der Nordostecke abzulesen: hier ist deutlich die ganze Kante neu aufgemauert, offensichtlich nach einem Einsturz.

Das Schiff der Kirche erscheint heute ebenso unregelmäßig wie der Westturm. Auf der Nordseite springt seine Außenmauer gegenüber dem Turm zurück. Sie ist ganz unregelmäßig aus Stein- und Ziegelbrocken aufgeführt; auch ihre Fenster und Türen sind ungleichmäßig verteilt und gehören sichtlich einer späteren Zeit an. Das alles erklärt sich ebenfalls durch den Einsturz der Turmecke, der offenbar diese ganze Nordwand mit zerstörte.

Auf der Südseite springt die Schiffmauer über den Turm beträchtlich vor und ist hier mit drei Quergiebeln versehen, hinter denen quergestellte Satteldächer auf das Hauptdach stoßen. Diese Dachanlage verrät die Raumform, ein Haupt- und ein Seitenschiff. Unter jedem Giebel sitzt ein großes spitzbogiges Fenster. Unter dem östlichen Giebel ist das Mauerwerk ähnlich wie am Turm, im westlichen Teil der Wand aber wieder unregelmäßig. Auch die Fenster zeigen Unterschiede: das östliche hat Backsteingewände, während die beiden andern aus schönen Sandsteinquadern gebildet sind. Von dieser Seite hat der Bau das Aussehen einer Hallenkirche.

Der östlich anschließende Chor, rechteckig und platt geschlossen, liegt genau in der Achse des Westturms, nimmt also keinen Bezug auf die Ungleichseitigkeit des Schiffes. Er ist schmaler als dieses und besteht wie der Turm aus Granitquaderwerk. Zwischen dem Schiff und dem Chor zeigt sich auf der Nordseite noch ein querschiffartiger Ausbau, der weiter als der Westturm über die Schiffwand vorspringt. Auch er besteht aus Granitquaderwerk und enthält eine rundbogige Pforte, deren vermutliche Abtreppung durch eine nachträgliche Vermauerung verschwunden ist, sowie zwei rundbogige und ein kreisförmiges Fenster, alle offenbar aus der ersten Bauzeit.

Wenn wir nun beobachten, daß die Südwand des Schiffes ebenso weit über Turm und Chor vorspringt wie dieser Anbau auf der Nordseite, so haben wir den Schlüssel zur Baugeschichte gefunden. Denn wir können nun vermuten, daß der Ostteil des Südschiffes ursprünglich einen genau dem Nordflügel entsprechenden Anbau darstellte, und daß bei einer nachträglichen Erweiterung seine Fluchtlinie zum Ausgangspunkt gewählt wurde. Eine Baunaht zwischen ihm und dem Seitenschiff ist freilich nicht zu erkennen; man hat diese bei Errichtung des Seitenschiffes durch Herstellung einer Verzahnung verwischt. Der Unterschied des Mauerwerks wurde aber



Belzig, Marienkirche, Grundriß

schon oben festgestellt und erweist dieses Ostjoch des Seitenschiffs wirklich als ursprünglichen Querschiffflügel. Einen weiteren Beweis dafür, daß diese beiden Westjochs des Seitenschiffs nicht gleichzeitig sind, erbringt das Fenster des Querhauses, das zwar, wie ebenfalls schon beobachtet, die gleiche Form wie die westlichen, aber Backsteingewände hat. Es ist nachträglich in die Querschiffwand eingebrochen und den Seitenschiffenstern angeglichen worden. Auch der Giebel des Querschiffs wurde, wie sein Mauerwerk zeigt, bei Errichtung des Seitenschiffs neu aufgeführt.

Wir können jetzt die ursprüngliche Form des Baus erschließen: ein breiter Westturm, ein schmaleres Schiff mit zwei Querarmen im Osten und anschließend ein nochmals schmaleres Chorrechteck. An dieses stößt die Sakristei an, die — schmäler als das Querschiff — genau so weit wie dieses vorspringt und einen kleinen Zwischenraum freiläßt, den jetzt eine Treppe einnimmt.

Im Innern finden wir unsere Annahme bestätigt. Wir sehen hier noch die Reste der ehemaligen südlichen Außenwand des schmalen Schiffes, beim Anbau des Seitenschiffs durch zwei große Spitzbogen durchbrochen. Ein Sockelstück an der Südostecke des Turmes, das ursprünglich außen gelegen haben muß, erweist ebenfalls den nachträglichen Anbau des Seitenschiffs, denn im Innern wäre ein solcher Sockel ungewöhnlich. Vor allem finden wir aber unsere Vermutung über das Querschiff bestätigt, denn dessen Arme öffnen sich genau wie der Chor in niedrigen Rundbogen, von denen sich die Spitzbogen der beiden nachträglich errichteten Seitenschiffjochs deutlich absetzen. Der Nordarm des Querschiffs ist freilich durch eine

spätere Wand abgetrennt, und auch das Kreuzgratgewölbe, das ihn deckt, ist wohl nicht ursprünglich. Als nachträglich erweisen sich im Innern nun auch die Turmaufbauten, denn die Pfeiler, auf denen sie ruhen, sind erst später eingefügt.

Denken wir uns nun noch die Emporen und andere neuere Zutaten hinweg, so haben wir den ursprünglichen Raumeindruck, der einfach, aber doch groß und gemessen war: ein kastenförmiger Raum als Schiff mit glatten Wänden und flacher Decke; in seiner Ostwand öffnet sich ein Rundbogen zum etwas schmaleren Chor, während zwei ähnliche Rundbogen seitlich ins Querschiff gehen, das auch innen mehr die Form symmetrisch angehängter Kapellen als die eines wirklichen Querraumes hat. Auch der Erdgeschoßraum des Turmes war zur Kirche geöffnet, zwei Bogen auf einem mächtigen Mittelpfeiler stellten die Verbindung her. Ergänzen wir nach dem Beispiel besser erhaltener Bauten glatte, sauber getünchte Wände, kleine rundbogige Fenster in den Seitenwänden, im Chor und im Querschiff, die keine große Lichtfülle, aber durch ihre Lage dicht unter der Decke eine feierliche Stimmung verbreiten, so erscheint der Raum gar nicht so trostlos nüchtern, wie er leider heute ist. — Die Sakristei ist zweigeschossig und hat unten ein rundbogiges Tonnengewölbe.

Haben wir so aus dem heutigen Befunde die ursprüngliche Gestalt der Kirche und ihre Baugeschichte in großen Zügen erkannt, so gilt es jetzt, nach geschichtlichen Nachrichten zu suchen, die uns festere Handhaben für die zeitliche Ansetzung bieten, denn bei der Schlichtheit aller Formen läßt sich diese durch kunstgeschichtliche Vergleiche nur sehr ungefähr ermitteln. Die Kirche ist in einer Urkunde von 1227, die St. Briccius als Hauptkirche und die Gertraudenkapelle erwähnt, noch nicht genannt. Sie muß also, da ihre Formen im späten 13. Jahrhundert nicht mehr möglich sind (wie kunstgeschichtliche Vergleiche uns sagen), im zweiten, spätestens im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts erbaut sein. Über den Anbau des Seitenschiffs schweigen die Quellen. Er wird im 15., möglicherweise auch erst im 16. Jahrhundert erfolgt sein. Aus den Kirchenrechnungen erfahren wir dann, daß im dreißigjährigen Kriege, 1636, ein großer Brand Stadt und Kirche verwüstete. Damals sind also die oben erwähnten Schäden entstanden, und die Rechnungen sagen uns auch, wie sie seit 1657 vom Maurermeister Peter Tetzen geheilt wurden. Sie bestätigen unsere Annahmen ausdrücklich, auch im einzelnen. Hier werden insbesondere die Spitzbogen des Seitenschiffs erwähnt, die also bereits vorhanden gewesen sein müssen. (In den folgenden Jahren wurde dann auch die Ausstattung beschafft, die z. T. noch vorhanden ist.) Soweit stützen also die geschichtlichen Quellen unsere Annahmen.

Eine weitere Stütze erhalten sie dann durch kunstgeschichtlichen Vergleich. Zunächst mag zwar die Form einer einschiffigen Kirche mit niedrigen Querschiffflügeln und langem Chor befremden. Wir wissen aber heute, daß solche Anlagen bereits gegen Ende des 10. Jahrhunderts im Rheinland

vorkamen (z. B. in St. Pantaleon zu Köln), und auch im nähergelegenen Niedersachsen wie in Westfalen und Friesland gibt es im 12. und 13. Jahrhundert einschiffige Bauten mit Querflügeln. Aus Niedersachsen aber kommt auch der mächtige Querturm. In diesem Zusammenhang ist nun die Belziger Kirche wichtig, weil sie das Vordringen eines sehr alten Kirchentypus über die Elbe nach Osten im 13. Jahrhundert zeigt. Es sind also nicht nur die bekannteren Anlagen einschiffiger Dorfkirchen und dreischiffiger Basiliken damals im neugewonnenen Ostland errichtet worden, sondern auch seltenere Bauformen. Ähnliche Beobachtungen könnten wir auch bei einer Untersuchung der Wiesenburger Kirche anstellen, die ebensowenig wie die von Belzig bisher von der Forschung beachtet wurde.

Die Belziger Marienkirche hat bisher keine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio, 3. Aufl. Berlin 1926, hat der Bearbeiter, J. Kohte, ihr entscheidendes Merkmal, das Querschiff, nicht erkannt. Die hier mitgeteilten Beobachtungen sind vorläufige Ergebnisse der amtlichen Bestandsaufnahme der Kunstdenkmäler, die seit 1939/40 im Kreise Zauch-Belzig durchgeführt wurde, aber infolge des Krieges nicht mehr abgeschlossen werden konnte. Daher sind insbesondere die Schriftquellen noch nicht nachgeprüft, sondern nach einer Handschrift ohne Verfasserangabe im Pfarrarchiv mitgeteilt, die aber offenbar auf genauer Durchsicht der Rechnungen beruht. Dieselben Angaben fanden sich in einem ebenfalls verfasserlosen Vortragsmanuskript im ehem. Denkmalarhiv der Provinz Mark Brandenburg zu Potsdam. Ferner wurde eine Aufmessung, die Prof. Mäkelt (Berlin) gelegentlich seiner Vorarbeiten für die Bestandsaufnahme durchführte, benutzt. Den hier abgebildeten Grundriß verdanken wir Herrn Superintendenten Krolzig-Belzig, der ihn eigens für diesen Bericht aufnehmen ließ.

Die Entstehung von Luckenwalde

Die Ansichten über die Entstehung von Luckenwalde sind nicht einheitlich. Ed. Jobst Siedler (Märk. Städtebau im Mittelalter, Berlin 1914), der auch hier den Stadtgrundriß zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen macht, erwähnt kurz die Burg und schreibt von dem „bäuerlichen Suburbium“: „Der mittelalterliche Kern der Siedlung zeigt den Übergang vom Angerdorf zum Zweistraßensystem.“ Im Anschluß an diese kurze Bemerkung folgert Hermann Hahn (Illustrierter Führer durch das Heimatmuseum, Luckenwalde 1925): „Zu dieser (der großen Dorfsiedlung) gehört jedenfalls das Angerdorf, das wir aus dem Stadtplan herauslesen und das heute Breite Straße heißt.“ In einem späteren Beitrag in der „Luckenwalder Zeitung“ (Luckenwalde und seine Flurnamen) schreibt Hahn: „Unter dem Schutze der Burg entstanden zwei Kolonistendörfer, nämlich das Angerdorf Dieke, die heutige Breite Straße, und die kleine Siedlung Rothe, die jedenfalls mit der Baruther Straße identisch ist. Als weitere Siedlung auf dem Boden der späteren Stadt richtete der Burgherr zwischen Angerdorf und Burggebiet den Marktplatz ein.“

Dieser Lösungsversuch hat etwas Bestechendes. Er will den Stadtgrundriß eingehender erläutern, als es von Siedler geschieht, der mit den örtlichen Verhältnissen und der Geschichte der Stadt weniger vertraut ist.

Es besteht kein Zweifel, daß sowohl Dieke als Rothe in Verbindung zu Luckenwalde stehen. In einer Urkunde von 1173¹, welche die Einkünfte der Dammkirche zu Jüterbog aufzählt, wird ausdrücklich bemerkt, daß dieser der Zehnt von 50 Hufen von Dieke und Rothe zugewiesen werden. Beide Orte müssen, da sie nebeneinander genannt und ihre Hufen nicht getrennt aufgeführt werden, in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander gelegen haben. Die Feldmark von Luckenwalde umfaßte nach dem Landbuch des Klosters Zinna von 1480 und 1568 59 Hufen. Diese Zahl deckt sich nicht ganz mit den oben genannten 50 Hufen, worunter, das ist zu beachten, nur die zehntpflichtigen zu verstehen sind. Bemerkenswert ist weiter die Tatsache, daß die Luckenwalder Gemarkung tatsächlich in zwei Teile zerfällt. Der eine umfaßt 37 „Dorfhufen“, der andere 22 Hufen. Diese werden „der Lehmberg“ genannt und liegen südwestlich der Stadt. Die auffallende Trennung der Feldmark in zwei Teile wird noch dadurch unterstrichen, daß jede Hufe der ersten Art mit je drei Scheffel Roggen, drei Scheffel Hafer und drei Groschen Martinizins belastet war, während auf jeder Lehmberghufe vier Scheffel Roggen, ein Groschen Martinizins und dazu noch ein halber Scheffel Roggen für den Pfarrer fielen. Die Belastung der Luckenwalder Hufen mit beträchtlichen Abgaben deutet darauf hin, daß es sich hier auch um bewirtschafteten Acker handelt und nicht etwa um ein Nebeneinander von einer 37 Hufen großen Ackerflur und von Weide-

land im Umfange von 22 Hufen. Zu beiden Feldmarken gehörten ursprünglich notwendigerweise auch zwei Dörfer. Daß eines von ihnen Dieke war, ergibt sich aus einer Urkunde von 1183², wonach in die Dieker Kirche die Orte Woltersdorf und Ruhlsdorf eingepfarrt wurden. Letztere gehörten noch in jüngster Zeit zum Kirchspiel Luckenwalde.

Es liegen also zwei Gründe vor, Dieke und Rothe mit Luckenwalde in Verbindung zu bringen, jedoch ist bisher noch nicht der zwingende Beweis erbracht worden, daß ehemals eine Marktsiedlung im Zentrum der Stadt, Dieke in der Breiten und Rothe in der Baruther Straße lagen. Um diese Behauptungen zu begründen, würde es notwendig sein, festzustellen, daß die Häuser am Markt fast ausschließlich von Gewerbetreibenden und Kaufleuten bewohnt, die 37 Dorfhufen mit Gebäuden der Breiten und die 22 Lehmberghufen mit Gehöften der Baruther Straße verknüpft waren und daß dieser Zustand schon im Mittelalter bestand.

Eine solche Nachprüfung läßt sich an Hand des Zinnaer Landbuches von 1480 und 1568 vornehmen. Durch Vergleiche mit Angaben aus neuerer Zeit kann man die Lage der einzelnen Gehöfte des 15. und 16. Jahrhunderts fast ausschließlich mit großer Genauigkeit festlegen und ihnen die Art der Hufen zuweisen. Bei der Anwendung dieser Methode kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß die oben erwähnten Hypothesen über Marktsiedlung, Dieke und Rothe jeder Grundlage entbehren und daß mit Schlussfolgerungen aus Stadtgrundrissen die äußerste Vorsicht geboten ist.

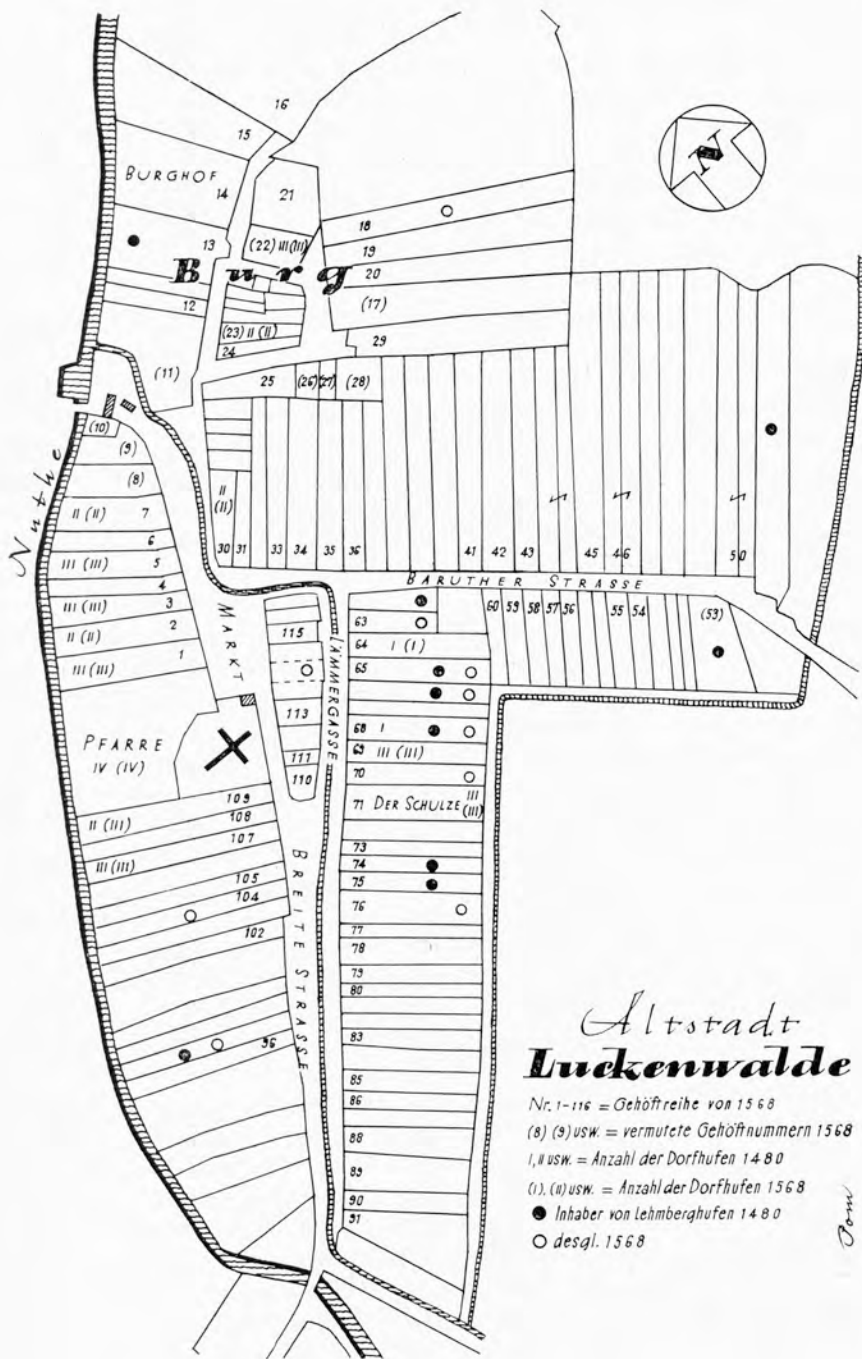
Schon der Umstand, daß 1480 nur zwei Hofbesitzer in der Baruther Straße je zwei Hufen, und zwar Lehmberghufen, bewirtschafteten, 1568 aber kein Hufeninhaber in dieser ehemaligen „Hegestraße“ (1480) wohnte, beweist, daß dieser Stadtteil ursprünglich kein Bauerndorf, also weder Dieke noch Rothe, gewesen sein kann. Ähnlich liegen die Verhältnisse in dem angeblichen Anger der Breiten Straße. Hier wohnten zwei Hüfner, die „Dorfhufen“ besaßen, und zwar auffallenderweise unmittelbar neben dem Markt, und hier hatten 1480 drei Lehmberghufeninhaber ihre Behausung. Dieser Umstand berechtigt noch nicht, von einem Bauerndorf zu sprechen. Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die beiden Orte Dieke und Rothe nicht in den beiden Straßen gesucht werden können.

Es bleibt mithin nichts übrig, als die heutige Marktgegend hinsichtlich etwaiger Hufeninhaber einer Betrachtung zu unterziehen. Hier lag auch der Kirchhof, auf welchem Luckenwalde und die eingepfarrten Ortschaften ihre Toten beerdigten. Zwischen dem Markt und dem schmalen nördlichen Teil der Breiten Straße, der im Volksmund Lämmergasse heißt, befindet sich ein schmaler Häuserblock, dessen Wohnhäuser nach dem Markt und dessen Stallungen nach der Lämmergasse weisen. Daß es sich bei diesem Block um später bebautes Gelände handelt, geht daraus hervor, daß hier u. a. die Badstube und die Wohnung des Altaristen der Schützengilde lagen und daß ständiger größerer Grundbesitz nicht mit den Gebäuden verknüpft war. Denkt man sich diesen Block fort, so zeigt ein Blick auf den

abgebildeten Stadtplan, daß sämtliche „Dorfhüfner“ hier im Zentrum der Altstadt wohnten. Zu diesen Grundbesitzern kam noch eine Anzahl von Lehmberghufeninhabern. Es ist nun die Schwierigkeit zu klären, ob schon in der Kolonisationszeit diese Verhältnisse bestanden. Die Beantwortung dieser Frage ist leicht, wenn man berücksichtigt, daß die Bewirtschafter der 37 Hufen als „Hüfner“, die Lehmberghufeninhaber durchweg als Kossäten bezeichnet werden und daß die erstgenannten Ländereien den Namen „Dorfhufen“ trugen, die, wie der Ausdruck besagt, in viel engerer Beziehung zu Luckenwalde gestanden haben müssen als die übrigen Hufen. Die Leute um 1480 hatten noch die Empfindung oder waren noch im Besitz der Überlieferung, daß die 37 Hufen von Anfang an zu ihrem Gemeinwesen gehörten und brachten das in dem Namen zum Ausdruck. Es ist bezeichnend, daß die feinen Unterschiede sich verwischten, als der Dreißigjährige Krieg viele Überlieferungen auslöschte. Schon im Erbbuch von 1641 werden auch die Inhaber von Lehmberghufen als Hüfner bezeichnet, und in den letzten Jahrhunderten blieb auch deren Besitz konstant. Solange die Lehmberghufen einem Kossäten überlassen waren, konnte ein festes Eigentumsverhältnis wie bei den Hüfnern nicht Platz greifen. Diese lockere Verbindung zwischen Hof und Hufe ist auch nachweisbar, wenn man die Besitzverhältnisse von 1480 mit denen von 1568 vergleicht; denn in der kurzen Zeitspanne fand, wie ein Blick auf den Plan beweist, ein auffallender Wechsel der Lehmberghufeninhaber statt, während die „Hüfner“ ihre „Dorfhufen“ mit einer Ausnahme behielten.

Letztere stehen mithin in engster Verbindung zu dem Stadtkern, den man im Marktplatzgelände zu suchen hat. Die Frage, ob es sich um Dieke oder Rothe handelt, wird zugunsten des ersten Ortes beantwortet, da sich hier die seit 1185 gegründete Kirche befindet, welcher Woltersdorf und Ruhlsdorf bis in die jüngste Zeit angehörten³. Daß an dieser Stelle auch der Ausgangspunkt der Entwicklung lag, beweisen sowohl die am Markt befindlichen Gehöfte für den Schulzen und den Pfarrer.

Der Historiker wird leicht veranlaßt, in unmittelbarer Nähe einer Burg einen Markt anzunehmen, und bei dem eigenartigen Stadtgrundriß der Altstadt Luckenwalde besteht besonders die Gefahr, den Handwerkern und Kaufleuten die heutige Marktgegend und den Bauern andere Teile der Altstadt zuzuweisen. Um so überraschender ist das Ergebnis, daß der mit 37 Hufen ausgerüstete Ort Dieke an der größten Ausweitung liegt. Auch der Einwand, daß eine Anzahl von Kossäten zwischen den Bauern wohnte und als Handwerker und Kaufleute im alten Dieke tätig gewesen sein konnte, ist nicht stichhaltig, um einen Markt anzunehmen, da sich auch in den benachbarten Dörfern bisweilen eine ansehnliche Anzahl von Kossäten aufhielt. Dem Zinnaschen Landbuch von 1480 zufolge fließt keine Abgabe aus der Marktgerechtigkeit dem Kloster Zinna zu. Auch unter den Einnahmen der Gemeinde wird eine solche Vergünstigung nicht erwähnt. Wenn Jobst Siedler anführt, daß Luckenwalde 1450 Marktgerechtigkeit erhielt, so ist



Altstadt Luckenwalde

Nr. 1-116 = Gehöftreihe von 1568

(8) (9) usw. = vermutete Gehöftnummern 1568

I, II usw. = Anzahl der Dorfhufen 1480

(1), (II) usw. = Anzahl der Dorfhufen 1568

● Inhaber von Lehmberghufen 1480

○ desgl. 1568

Don

das ein Irrtum. In der betreffenden Urkunde (abgedruckt bei Hoppe, Kloster Zinna, S. 220) wird Luckenwalde als Dorf bezeichnet und ihm gestattet, „allerlei Handwerksleute zu haben“ und zu brauen. Aus der Braugerechtigkeit darf indessen nicht auf den städtischen Charakter geschlossen werden; denn den Krügern in den Dörfern des Zinnaer Abtes war schon damals, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, gestattet, Bier zu brauen und zu verkaufen. Wäre Luckenwalde 1430 tatsächlich ein Marktflecken gewesen, so hätte ihm Erzbischof Günther in dem Streit mit Jüterbog nicht das Recht, Handwerker zu beschäftigen und Braurechte auszuüben, ausdrücklich zuerkannt.

Erst das Amtserbregister des Amtes Zinna schreibt: „Sie haben auch zwei Märkte, den einen auf die heiligen drei Könige und den andern auf den Sonntag Exaltationis crucis, darum bekommen sie die Hälfte Stättegeld oder Marktgeld und das Amt die andere Hälfte.“ In der Zeit von 1480 bis 1641 hatte mithin Luckenwalde Marktgerechtigkeit erhalten, und zwar unter Erzbischof Albrecht im Jahre 1540, der zwei Märkte bewilligte (vgl. Hoppe, Kloster Zinna, S. 191). Die Behauptung einer uralten Marktgerechtigkeit ist also nicht erwiesen.

Gelang es, den Ort Dieke mit Gewißheit festzulegen, so ist es bis jetzt unmöglich, die Dorflage von Rothe zu bestimmen. Soviel darf man behaupten, daß seine Bewohner die 22 Lehmberghufen bewirtschaftet hatten oder bewirtschaften sollten. Da sowohl die heutige Breite als auch die Baruther Straße — wie oben begründet — nicht als Dorflage in Frage kommen, bleibt nur die Annahme übrig, den Ort Rothe in das Lehmberggebiet oder an dessen Rand zu verlegen. Einen Hinweis auf seine genaue Lage durch einen Flurnamen gibt es nicht. Mittelalterliche Scherben würden das einzige Hilfsmittel zur Ortsbestimmung sein. Anscheinend ging der Ort schon früh ein. 1183 bestand er wohl nicht mehr. Als damals Bischof Balderam von Brandenburg die Rechte der Dammkirche zu Jüterbog bestätigte, wird die Kirche von Dieke genannt, in welcher zwar Hinrikesdorp oder Waltriksdorp und Rulesdorp eingepfarrt wurden, Rothe wird aber ganz übergangen. Das Gleiche ergibt eine Bestätigung dieser Urkunde durch Erzbischof Wichmann von 1183, welcher seine Zustimmung auch zur Abgrenzung der Pfarre von Dieke gab. Rothe fand vielleicht bei dem großen Wendenaufstand 1179 seinen Untergang, ohne wieder aufgebaut zu werden, oder es fand, da in den ältesten Geschichtsquellen immer nur die Gesamtzahl der zehntpflichtigen Hufen von Dieke und Rothe angegeben wird, gar nicht einmal seine Ausbildung. Seine Hufen wurden, wie die anderer wüster Dörfer, einer benachbarten Ortschaft überlassen und deren Bewohnern lange Zeit hindurch nicht als Eigentum zugesprochen. So ist der auffallende Umstand zu erklären, daß im Landbuch die Inhaber von Dorfhufen als Hufner und die Bewirtschafter der Lehmberghufen immer als Kossäten angesprochen werden. Zudem läßt sich, schon wenn man die Angaben des Landbuches von 1480 mit denen von 1568 vergleicht, ein auf-

fallender Besitzwechsel hinsichtlich der Lehmberghufen unter den Kossäten feststellen, während der Besitzstand der Dorfhüfner mit einer Ausnahme unverändert bleibt. Die Frage, ob sich Lehnacker des Schulzen von Rothe nachweisen läßt, soll nachher im bejahenden Sinne beantwortet werden.

Es ist nun die Aufgabe zu lösen, welche Stellung die beiden Stadtteile, die die Breite und die Baruther Straße ausmachen, einnehmen. Hier sind wir auf Vermutungen angewiesen. Das Nächstliegende ist die Annahme, daß sich das Dorf Dieke durch Zuzug von Handwerkern nach Süden (an der heutigen Breiten Straße) und nach Osten (an der Baruther Straße) in natürlicher Weise ausbreitete. Die Neuankommenden wurden den Kossäten gleichgesetzt. Für die Behauptung einer Ausweitung aus einem einzigen Ort heraus spricht die Tatsache, daß in beiden Stadtteilen hinsichtlich der Abgaben kein Haus eine besondere Stellung einnimmt. Wurden zwei oder mehrere Orte zu einem städtischen Gemeinwesen zusammengefaßt, so waren zuvor deren Schulzengüter mit besonderen Vorrechten ausgestattet, aber die so ausgezeichneten Gehöfte mußten sich auch später nach der Eingemeindung aus der Masse der übrigen Häuser herausheben. Das ist in beiden Stadtteilen nicht der Fall. Nur der Schulze von Luckenwalde, der nach unserer Annahme im alten Dieke wohnte, nimmt hinsichtlich des Charakters seiner Hufen als Lehnhufen und hinsichtlich der Abgaben eine Sonderstellung ein.

Im Landbuch werden noch vier Stücke Lehnacker bzw. Wiese genannt. Deren Besitzer wechselten in der Zeit von 1480 bis 1568. Sodann wird bei dem noch 1480 erwähnten Lehnacker (nicht Lehnhufen!) des Luckenwalder Schulzen ausdrücklich bemerkt, daß dieses Stück nach Belieben verkauft werden könne. Damit handelt es sich hinsichtlich dieser „Lehnäcker“ nicht um Bestandteile der „Dorfhufen“, die als Pertinenzstücke nicht veräußerbar waren, sondern um solche der wüsten Feldmark Rothe. Bei der Beschreibung der Rechte und Pflichten des Luckenwalder Schulzen wird 1480 ausdrücklich bemerkt, daß dieser „in der lehn eynen acker aufm berge Lemberch“ besitze, und von einem andern Grundstück gleicher Eigenschaft, das von einem Kossäten bewirtschaftet wurde, heißt es, es liege auf dem Lehmberg. Beide befanden sich anscheinend auf der wüsten Mark. Von Getreide- und Geldabgaben waren die Lehnäcker frei. Im 18. Jahrhundert ruhten darauf Lehengelder im Betrage von 3, 4, 8 und 12 Groschen. Die Ländereien hatten nicht unbeträchtliche Größe. Der Umfang des Lehnackers, der 8 Gr. entrichtete, betrug 30 Morgen 150 Ruten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, in diesen Äckern Teile des Schulzenlehngutes von Rothe zu sehen.

Die Frage, ob einst die Burg mit Hufen ausgestattet war, soll nun erörtert werden. Das Zinnaer Landbuch stellt in seinen Dorfregistern jedesmal die Höfe von 1480 und 1568 gegenüber¹. Kossätenhof Nr. (26) stand 1480 noch nicht. Dann heißt es im Landbuch 1568: Auf der Burg folgen neue Höfe: Lorenz Gressa, Kössät . . , Martinus Dibbe, Koss. . . . Hier

handelt es sich vermutlich um die Hofstellen (27) und (28) des abgebildeten Planes. Es ist anzunehmen, daß die beiden Hufnergehöfte, die kurz vorher aufgeführt werden und von mir mit Nr. (22) und (23) bezeichnet sind, gleichfalls auf dem Gelände der Burg gelegen hatten, wo sich Inhaber von Dorfhufen in späteren Jahrhunderten nicht mehr nachweisen lassen.

Hans Balagk Nr. (22) gab ursprünglich dem Schuster des Klosters 40 Groschen⁵. Über die Lage des Hofes gibt das Landbuch von 1480 in der allgemeinen Einleitung zu Luckenwalde an: „Unsers Klosters Schuster hat von einem Hofe, welcher am Ende des Dorfes . . . gelegen, alle Jahre auf Martini 40 Groschen“. Es läge danach nahe, diesen Hof am Trebbiner Tor von Luckenwalde an der Stelle zu vermuten, welche auf dem Plan mit Nr. (11) bezeichnet ist. Diese Annahme liegt um so näher, als in späterer Zeit hier ein Dreihufnerhof lag, zu dem, wie das Fehlen von Getreideabgaben beweist, die ehemals Balagkschen Hufen gehörten.

Und doch muß, wenn man den Plan betrachtet, das Gehöft von Hans Balagk, das als (22) 1568 aufgeführt ist, mitten in das Burggelände verlegt werden. Das Landbuch schreibt über die von mir mit den Nummern (22), (23) und (24) versehenen Höfe folgendes:

- (22) 1480: Bartholomeus Rofhus Coss. gibt uns alles, hat zwo Morgen Wiesen.

1568: Der Coss.-Hof, so Matthies Wolters Hofe (Nr. 21) am nächsten folgt, ist itzo in Thomas Heisen Hof (Nr. 22b) zu finden.

1480: Hans Balagk hat drei Hufen, davon er dem Schuster vierzig Groschen gibt und von den Wiesen, das Huhn und den Zehnten gibt er uns. Aus Margarethen Stollen Hof bekommt er ein Huhn und drei Pfennige. 1568: Thomas Heise hat drei Hufen und drei Morgen Wiesen. Uns gibt er auf Martini 30 Groschen Zins, ein Huhn und den Fleischzehnten. Aus Jacob Zykauens Hof (Nr. 24) bekommt er ein Huhn und drei schwere Spennige, das ist vier neue Pfennige.

- (23) 1480: Merten Balag hat zwo Hufen. Davon gibt er uns alles. Dem Schuster gibt er 10 Groschen, denn der erste Hof Hans Balags ist in zween Höfe geteilt, welcher pflegte 40 Groschen zu geben. Von einer Wiese gibt er der Kirche zwei Pfund Wachs.

1568: Michel Baltzer hat zwo Hufen und fünf Morgen Wiesen. Gibt uns 10 Groschen Zins, 6 Scheffel Hafer, 1 Huhn; denn dieser Hof ist aus Thomas Heisen Gut geteilt worden. Sonst muß uns Thomas Heise 40 Groschen geben. Dem Pfarrer gibt er 6 Scheffel Roggen.

- (24) 1480: Margareta Stollen, Coss., gibt uns Zehnten und das Rauchhuhn. Hans Balag gibt sie auch ein Huhn und drei Pfennige.

1568: Jacob Zykau, Coss., gibt uns den Fleischzehnten und ein Huhn.

Aus obigem ergibt sich, daß zwischen 1480 und 1568 das erstgenannte Kossätengrundstück dem Hans Balagk (22) zur Verfügung gestellt war

und kurz vor 1480 ein zweiter Hufnerhof (23) neben dem ersten erstand. Vermutlich lag letzterer vor 1480 auf dem großen Viereck zwischen 21 und 24 des Plans, das um 1730 zum größten Teil mit Buden bebaut wurde. Das Gehöft 24 war wohl ursprünglich auf dem Besitz von Hans Balagk erbaut worden, da es ihm das Rauchhuhn und 3 Pfennig (Hauszins) entrichtete. Danach umfaßte der alte Hufnerhof ursprünglich das Gelände mitten auf der Burg.

Zweifelhaft bleibt es indessen, wieviel Hufen einst der Befestigungsanlage zugehört hatten. Von den Luckenwalder Dorfhufen waren außer denen des Lehnschulzen (Nr. 71) nur die von Hans Balagk frei von Getreideabgaben. Das deutet anscheinend auf ihren ehemaligen Charakter als Burgzubehör hin. Die 40 Groschen Zins dürfen nicht als Geldleistung anstelle der Getreideabgabe betrachtet werden, da 1568 der Einhufner Nr. 64 außer den üblichen 3 Scheffel Roggen und 3 Scheffel Hafer noch 15 Groschen Zins entrichtete.

Der Hof (23) war wohl kurz vor 1480 aus dem Hof von Hans Balagk herausgewachsen, befand sich damals in den Händen von Merten Balag und wurde mit zwei Dorfhufen ausgestattet. Vermutlich handelt es sich, wie aus den Namen der Besitzer gefolgert werden könnte, um eine Teilung unter Geschwistern. Die ursprüngliche Ausstattung der Burg wäre auf 5 Hufen anzusetzen. Sieht man in der Getreideabgabe, welche auf den Hufen lastete, eine Fixierung des ehemaligen kirchlichen Zehnten, so ließen diese 5 Hufen, vermehrt um die 4 Pfarrhufen, die Differenz erklären, die sich aus den 1183 genannten zehntpflichtigen 50 Hufen und den 59 Hufen des Landbuches ergibt. Doch ist diese Annahme nicht gut haltbar, denn es heißt bei Hof 23 1480: Davon gibt er uns alles, 1568: gibt uns ... 6 Scheffel Hafer ... Dem Pfarrer gibt er 6 Scheffel Roggen. Aus dieser Betrachtung geht hervor, daß zur Burg anscheinend nur 3 Freihufen gehörten, welche später nach dem Kossätenhof (11) verlegt wurden. Die Hufen von Hof 23 indessen finden sich später in Hof 68, der dann seine 4 Lehmberg-hufen einbüßte.

Berücksichtigt man, daß auf der Gemarkung Luckenwalde zwei Burgwälle waren, deren wendischer Charakter sich auf Grund von Keramik nachweisen läßt, so ergibt sich nachstehendes Bild der ältesten Entwicklung von Luckenwalde. Der Burgwall an der Nuthe wurde von den Deutschen besetzt und die Ursache zur Gründung einer mit 37 Hufen ausgestatteten Siedlung namens Dieke unmittelbar südlich der Burg und eines zweiten Dorfes Rothe mit 22 Hufen, die auf dem Lehmbergfeld lagen. Wenn es voll ausgebildet gewesen sein sollte, fiel der letztgenannte Ort vielleicht durch den großen Wendeneinfall von 1179 der Zerstörung anheim. Das 1183 in Dieke gegründete Gotteshaus Dieke versorgte nicht nur Dieke, sondern auch Woltersdorf und Ruhlsdorf in kirchlicher Hinsicht bis in die neuste Zeit. Das aufblühende Kirchdorf vergrößerte sich unter dem Schutze

der Burg nach Süden und Osten und nahm auch die benachbarte Feldmark Rothe unter den Pflug.

Die Entwicklung des Ortes zu einer Stadt wurde anscheinend durch das Vorhandensein der Burg in späterer Zeit gehemmt. Er stand bis 1285 unter der Herrschaft des Adels, von dem nur die letzten Vertreter, Olzo und Wedego von Richow, bekannt sind. Als von diesen die Burg sowie Luckenwalde und eine Reihe von benachbarten Dörfern an das Kloster Zinna verkauft wurden, hatte vermutlich die Rolle der Befestigung ausgespielt. Nach Abzug der Burgmannen stand nichts mehr einer Bebauung des Burginnern im Wege. Schon 1480 wird dort eine Reihe von Gehöften erwähnt. Der sogenannte Burghof, welcher nach dem Erbbuch von 1641 dem Luckenwalder Lehnshulzen gehörte, darf nicht als Mittelpunkt der Burg gelten. Er war 1480 und 1568 nur ein gewöhnlicher Kossätenhof. Hinsichtlich der Abgaben hob sich nur das Dreihüfnergehöft (Nr. 23) heraus, das sicherlich mit dem Grundbesitz der ehemaligen Burg ausgestattet war.

Bei der Entwicklung von Luckenwalde, das schon am Ende des 15. Jahrhunderts die heutige Altstadt und das heutige Burggelände umfaßte, ist auffallend, wenn 1480 noch immer von den Hüfnern im „Dorf“, von der Kirche im „Dorf“, der Gemeinde des „Dorfes“ usw. gesprochen wird. In gleicher Quelle ist sodann die Rede von dem Hofe, „welcher am endt des Dorffs, so eyne Stad wird genant.“ Vielleicht ist der Zusatz „so eyne Stad wird genant“ auf den Übersetzer aus dem Lateinischen oder gar den Abschreiber, welche der Mitte des 16. Jahrhunderts angehört haben werden, zurückzuführen. An einer Stelle des Landbuches ist sogar das Wort Dorf durchstrichen und in alter Handschrift stat darüber geschrieben. Noch 1536 erkannten die Jüterboger, als die Braustreitigkeiten von neuem aufflammten, Luckenwalde nicht als Stadt an und wollten den Einwohnern, „die doch nit stadtrecht haben sollten“ (Hoppe — Kloster Zinna, S. 247), das Brauen und den Verkauf von Bier nicht gestatten. Die Luckenwalder konnten sich dagegen nur auf ihre Privilegien hinsichtlich des Brauens berufen und ihre Rechte wahren. Gerade der Umstand, daß Luckenwalde weder Marktgerechtigkeit noch ein Stadtprivileg hatte, veranlaßten die benachbarte Stadt, immer von neuem gegen den kleinen in der Entwicklung begriffenen Ort Sturm zu laufen, und gab Jüterbog den angeblichen Rechtstitel, dem lästigen Wettbewerber stadähnliche Rechte zu entreißen. Bei dem Vorhandensein eines Stadtrechtes wäre ein solcher Kampf, der über hundert Jahre dauerte, gar nicht denkbar gewesen. Als zwölf Kardinäle 1484 den Besuchern der Pfarrkirche von Luckenwalde einen Ablass von 100 Tagen bewilligten, tritt der Ort als oppidum auf (vergl. Hoppe — Kloster Zinna, S. 278), desgleichen in dem Verzeichnis der zur Sedes Jüterbog gehörigen Kirchen von 1459 (Riedel A VIII 418). Das Landbuch berichtet, daß 1480 dem Klosterschuster 7½ schock allein zu Luckenwalde in der stadt auf dem Rathause zustehe. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß

mit dem Rathause nur die Einkünfte des Ortes gemeint werden. Die Bezeichnung Stadt aber tritt im Landbuch selbst 1480 ganz ausnahmsweise auf. Die Unentschiedenheit in der Ausdrucksweise ist wohl darin zu suchen, daß Luckenwalde als Sitz eines adligen Herren aufzufassen ist, eine langsame Entwicklung durchmachte und sich Rechte, die sonst nur Städten zustanden, aneignete, während die benachbarte civitas Jüterbog aus wilder Wurzel auf Grund eines Privilegs des Landesherrn geschaffen wurde und von vornherein Stadtrechte erhielt.

Wenngleich Luckenwalde als Dorf bezeichnet wurde, so hebt es sich doch durch seine Verfassung aus dem Rahmen der übrigen Klosterdörfer heraus. Zunächst geschieht es durch die Erwähnung eines Rates im Jahre 1480. Neben den Lehnschulzen tritt also eine andere Behörde, deren Ämter nicht an bestimmten Grundbesitz gebunden sind. Die Aufgaben, die Rat und Schulze zugewiesen erhielten, waren abgegrenzt. Im Landbuch heißt es: „Sie (die Ratspersonen) sammeln auch die Schatzung, beides auf Martini und Walpurgis und geben dieselben unserm Kellner.“ Die Aufgaben des Schulzen betreffend sagt die Quelle: „Aber unsere Dienste werden ermahnt und verboten durch den Schulzen im Dorfe.“ Er war also Mittelsmann zwischen dem Kloster und den Einwohnern bezüglich der Dienste. Dem Rat lag auch die Sicherheit des Ortes ob. Das geht hervor aus der Bemerkung: „Sie (die Ratsmänner) bauen und bessern alles, was zu des Dorfes Munition aus- und inwendig vonnöten ist. Dazu dienen ihnen die einwohnenden Bauern.“ Welcher Art die Sicherung war, wissen wir nicht im einzelnen. Es wird 1480 nur die Landwehr hervorgehoben. Um diese im brauchbaren Zustande zu erhalten, hatte das Kloster den Gemeindemitgliedern die Freiheit zugestanden, „daß sie das Holz auf der Landwehr hauen, welches sich vom Dorfe anfängt und sich zur Middelbrücke erstrecken tut. Dafür müssen sie in ihrem Stand und Wesen genannte Landwehr erhalten so oft, wo und wann es vonnöten ist. Sie können auch holzen von der Landwehr, welches sich am Dorfe um den Sefeldischen Acker anfängt und bis an den freien Fließ erstreckt.“

Es mußte auch Vorsorge getroffen werden, den festen Platz mit genügenden und ausgebildeten Verteidigern zu halten. Daß dieses angestrebt wurde, geht aus der gleichen Geschichtsquelle hervor. Eine Schützengilde bestand bereits im 15. Jahrhundert. Sie wird als Bruderschaft der Schützengilde bezeichnet, welcher Schützengildemeister vorstanden. In der Kirche war ein Schützengildealtar, dem Wiesen gehörten und dem ein Altarist vorstand. Dieser „Altarist in der Schützengilde“ bewohnte ein Haus am Markt (Nr. 115 des Plans). Die Bewohner von Luckenwalde waren verpflichtet, selbst für die Bewaffnung zu sorgen. Das Landbuch sagt selbst darüber: „Die Hüfner im Dorf müssen neben dem Schulzen und etlichen Ackerleuten ihre Waffen gleich wie die zu Grüna usw. in Bereitschaft haben, die Kossäten dergleichen. Ein jeder von ihnen muß auch eisern Hute haben.“ Eine genauere Angabe über die Art der Bewaffnung gibt die gleiche Geschichtsquelle unter

Bardenitz: „Ein jeder Hufner in diesem Dorf (Bardenitz) soll neben dem Schulzen und Hufnern folgender Dörfer Grüna, Zinna, Pechüle, Frankenfelde, Luckenwalde, Neuhoft und Werder zum Schutz an Waffen haben ein gut Pferd, einen Panzer, einen eisernen Kolben, ein Schwert und einen Bogen mit seinen Zubehörungen, die Kossäten aber sollen haben einen langen Degen und Bogen mit seinen Zubehörungen und einen Schild, das gemeiniglich eine pamphöse wird genannt.“

Was sonst noch Luckenwalde über seine Umgebung hinaushebt, umschreibt das Landbuch von 1480 mit folgenden Worten: „Alle Einwohner dieses Dorfes, die Hufner sowohl als die Kossäten, sie sind Deutsche oder nicht, haben das Recht, daß sie mögen Bier brauen, wann und welchen und wieviel sie wollen, und auch allerlei Handwerk zu treiben, wie in Städten und Flecken herumliegend, wie sie aus lang verjährter Verschreibung und Privilegio der magdeburgischen Kirche desselben genugsame Versicherung haben.“

Aus den angeführten Tatsachen geht hervor, daß der Ort als Dieke gegründet wurde, eine wüste Feldmark Rothe an sich zog, aus dörflicher Enge herauswuchs und sich schon im Mittelalter städtische Rechte aneignete. ohne daß eine besondere Gründungsurkunde, die den Ort ausdrücklich zur Stadt erhob, ausgestellt worden war.

Anmerkungen:

¹ Abgedruckt bei Heffter, Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock usw., Jüterbock 1852; vgl. auch Riedel A VIII 110.

² Abgedruckt bei Heffter, S. 72.

³ Nach dem Erbbuch von 1641 gehörten die fünf Dörfer Woltersdorf, Ruhlsdorf, Märtensmühle, Liebätz und Kolzenburg zum Kirchspiel Luckenwalde (vgl. auch Hoppe, Kloster Zinna, S. 121). Der Hammermeister von Scharfenbrück war auch nach dort abgabepflichtig. Märtensmühle rechnete wohl in ältester Zeit zur Burgwardkirche Trebbin (vgl. Liebchen, Siedlungsanfänge im Teltow und in der Ostzauche, in FBPG, Bd. 53, 1941, S. 219).

⁴ Diese Arbeit wurde, wie sich bei genauerer Prüfung der Geschichtsquelle ergibt, von dem Schreiber nicht immer mit der nötigen Gewissenhaftigkeit vorgenommen.

⁵ Bei Aufzählung der Einkünfte des Schusters heißt es an anderer Stelle indessen: Hans Balag gibt 20 Groschen (vgl. auch Hoppe, Kloster Zinna, S. 234).

Zum Stadtplan sei folgendes bemerkt: 1568 werden als neue Kossätenhöfe aufgeführt die Nr. 10, 26, 27, 28, 87, 92 und 93. Der Vermerk von 1568 „Aus Thomas Rieders Hof (Nr. 9) ist ein neuer Kossätenhof erbaut (Nr. 10)“ zeigt, daß letzterer noch südlich vom Trebbiner Tor zu suchen ist.

Hinsichtlich der Gründung einer Vorstadt mit 11 Kossäten südlich der Nuthe heißt es 1568 „die Vorstetter allhier neulich gebaut (folgen die Namen der Hofbesitzer Nr. 117 bis 127)“. Auf den Hufner- und Kossätenhöfen wurden später mitunter auch noch Buden errichtet.

Die Fluren der Gemarkung Klein-Räschen (Gemeinde Groß-Räschen, Kreis Senftenberg) vor Ausführung der Gemeinheitsteilung

Mit den Umwandlungen und Neuerungen mannigfacher Art, die das 19. Jahrhundert brachte, gingen auch die alten gewannförmigen Flureinteilungen dahin. Man verband damals allerorts die Aufhebung gemeinschaftlicher Nutzungen mit einer Umlegung der im Gemenge besessenen Grundstücke zu geschlossenen Plänen. Zur Durchführung dieser sogenannten Gemeinheitsteilungen oder Separationen waren genaue Flurkarten notwendig, die zunächst den alten Zustand enthalten mußten. So sind für die meisten Gemarkungen die Separationskarten die einzige Unterlage für ein gewissenhaftes Bild der früheren Flureinteilung. Da die alten Flurverfassungen jahrhundertlang bestanden und im deutschen Osten allgemein auf mittelalterliche Verhältnisse zurückgehen, sind diese Karten für die Siedlungsforschung von großem Wert. Nicht alle Separationskarten sind freilich gleich gut brauchbar. Oft ist die Abgrenzung der einzelnen Schläge nicht zu ersehen oder die wertvollen Flurnamen sind nicht eingetragen. Die Karten wurden ja nicht für die Belange geschichtlicher Forschungen geschaffen, sondern allein zu dem praktischen Zweck der Nachweisung des Besitzstandes. Der hier benutzten Separationskarte von Klein-Räschen haften solche Mängel nicht an. Sie zeigt uns überdies eine besonders klare und wohl fast unverändert erhaltene mittelalterliche Fluraufteilung, die es nun galt, durch eine neue, modernen Ansprüchen der Landwirtschaft genügende, zu ersetzen. Die Karte ist im Jahre 1848 angefertigt worden und im Maßstab 1 : 3000 gezeichnet¹.

Das Dorf Klein-Räschen ist heute in Groß-Räschen eingemeindet und gehörte einst zum ehemaligen Amte Senftenberg. Mehrere Einzelheiten (so der Ortsname, die Dorfform, die Flurnamen) deuten darauf hin, daß es sich um eine altslawische Siedlung handelt, und diese Vermutung darf wohl als richtig gelten. In der Zeit des mittelalterlichen Landausbaus mag nach der Gründung von Groß-Räschen unmittelbar nordöstlich der Dorfgärten Klein-Räschens die wesentlich beschnittene Flur endgültig begrenzt und neu aufgestellt worden sein. Jede der 13 Wirtschaften erhielt eine gleiche Hufe Landes zugemessen. Die Zahl von 13 Einhufengütern ist zuerst 1474 nachgewiesen^{2a} und hat sich fast bis 1848 nicht geändert². Außerdem hatte das Dorf drei Häuserstellen und außerhalb der geschlossenen Ortschaft zwei Wassermühlen, zu denen nur belangloser, erst im Laufe der Zeit erworbener Grundbesitz gehörte.

Laut Separationsrezeß war die Größe der Hufengüter im Jahre 1848 noch annähernd gleich. Zu jeder Wirtschaft gehörten etwa 0,4 Hektar Garten, 9,0 ha Acker und 32,0 ha Heide, zusammen 41,4 Hektar. Die Gleich-

mäßigkeit des Besitzes der Höfe in bezug auf die Größe sowie auf die Bodengüte war möglich durch die Gemenglage aller Grundstücke, die eben wirtschaftlich im vorigen Jahrhundert nicht länger haltbar blieb. Die Gemarkung war entsprechend der Gewinnbildung im altdeutschen Kulturgebiet in eine Anzahl Fluren oder Schläge aufgeteilt. In jedem dieser sogenannten Hufenschläge hatte jeder Bauer einen gleichgroßen Streifen in Besitz. Auch der beträchtliche Heideboden war auf diese Weise zum größten Teil Eigentum des Einzelnen, wie dies im deutschen Osten üblich war³. Wir finden daher eine klare Einteilung jedes Schlages in 13 Acker- oder Holzbeete. Nur bei wenigen Schlägen ist die ursprüngliche Zusammensetzung zu 13 Streifen durch Teilung oder Zusammenlegen einzelner Beete gestört, überall aber noch erkennbar. Durch die weitgehende Aufteilung der Gesamtflur in Schläge, die wiederum genau nach der Hufenzahl des Dorfes aufgegliedert waren, blieb die Konstanz der sozialen Struktur Klein-Räschens jahrhundertlang gewährleistet. Leider geht das Verteilungsprinzip der 13 Beete eines Schlages, d. h. die Reihenfolge der 13 Hufen in jedem Schlag, aus Separationskarte und -rezeß nicht hervor⁴. Doch auch ohnedies erkennt man aus der strengen Durchführung der planvollen Gewinnbildung, daß kaum ein Gut bevorzugt oder benachteiligt sein konnte. Ein Nachteil der alten Flurform war freilich von jeher die hohe Zahl der Grundstücke und Feldraine. Bestand doch die Gemarkung aus über fünfhundert noch dazu sehr langen und schmalen Grundstücken, gemäß dem Produkt aus Hufenzahl mal Zahl der Hufenschläge⁵. Mindestens mußte schon frühzeitig eine Bezeichnungsweise der vielen Streifen entstehen, und das waren neben den Hofnamen für das einzelne Beet Namen für die Schläge oder Fluren, die *Flurnamen* im engsten und eigentlichen Sinne. Wir finden die Flurnamen auf der Separationskarte Klein-Räschen sorgfältig verzeichnet. Sie sind fast durchweg sorbischen Ursprungs. Die wenigen Fluren mit deutschen Namen liegen meist an der Peripherie der Gemarkung.

Die eigentlichen Flurnamen verloren mit der Ausführung der Gemeinheitsteilungen ihren praktischen Wert. Sie gerieten allmählich in Vergessenheit; was blieb, waren hauptsächlich die Namen der Gewässer, Berge, Wiesen, Wege. Der ganze Besitz des Bauern war ja jetzt außer Hof und Garten in selten mehr als zwei Ackerplänen, einem Wiesen- und einem Waldstück zusammengefaßt. Da waren neben dem Besitzernamen keine unterscheidenden Bezeichnungen mehr notwendig. Blieben die Flurnamen auch in weniger beeinflussten Gemeinden z. T. bis heute geläufig, so tragen sie doch den Todeskeim in sich. Auf die Notwendigkeit der Flurnamensammlung wurde daher immer wieder hingewiesen. Zunächst begnügte man sich oft mit einer bloßen Verzeichnung der Namen, die allerdings ohne genaue Ortsbestimmung wissenschaftlich wenig nutzen konnte. Eine richtige Lageangabe ist unbedingt erforderlich. Sie ist besonders eindeutig, wenn die Eintragung der Namen in Kartenskizzen erfolgt⁶. Hier soll noch einen Schritt weitergegangen werden. Die Behandlung der Flurnamen sei unmittelbar mit der Be-



trachtung der alten Flurteilung verbunden. Es leuchtet wohl ein, daß durch die sachliche und zeitliche Zusammengehörigkeit der alten Flurformen und der Flurnamen dies nicht nur gerechtfertigt ist, sondern sogar für beide Forschungszweige Vorteile zu bringen vermag. Viele Flurnamen bezeichnen z. B. die Größe, Gestalt oder Lage des Gewannes. Hier vermag die geographische Form und Ausdehnung die Richtigkeit der sprachlichen Ableitung zu bestätigen. Ebenso können merkwürdige, nach der Karte allein nicht zu erklärende Bildungen mitunter durch ihren Namen für uns verständlich werden.

Betrachten wir nun, bevor wir zur Zusammenstellung der Fluren kommen, die Aufgliederung der Gemarkung Klein-Räschen in ihrer Gesamterscheinung. Wir verwenden hierzu die beigegegebene Flurkarte, die eine Verkleinerung der Separationskarte darstellt. Zur besseren Übersichtlichkeit wurde nur der alte Zustand, d. h. die alte Wegführung und die alte Flureinteilung, aufgenommen, von der auch noch die Parzellierung der Schläge wegbleiben mußte.

Die Gemarkung erscheint von zwei West-Ost-Linien, von denen die eine in der Hauptrichtung auf den Dorfeingang hinzielt, die andere einen Teil von dem vollständig bewaldeten nördlichen Komplex der Flur abschneidet, in drei ungleiche Teile zerlegt. Der südliche Abschnitt, der das hauptsächlichste Ackerland enthält, ist durchgehend in von Norden nach Süden laufende Schläge geteilt. Berücksichtigt man die agronomisch bedingte Durchdringung des Flurteils von den Gemeindehütungen Wollschina, Luschk, Laugk und der bei den Mühlen, so fällt eine gewisse Planmäßigkeit ins Auge. Wir zählen etwa elf solcher Streifen, deren Unterteilung in Beete ebenfalls ohne Ausnahme in Nord-Süd-Richtung vollzogen ist. Eine ungefähr gleiche Breite der Gewanne scheint angestrebt zu sein. Die Fluren „Repischne“ und „Maue“ haben zusammen dieses Maß, während die Weinbergstücke eine Doppelbreite darstellen. „Schurrecky“ fällt durch reichliche Breite, „Wuske“ durch besondere Schmalheit auf. Der kleine Ostzipfel im Schlag Nr. 10 war für sich in 13 Beete zerlegt. Bei gründlicher Betrachtung ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Aufteilung dieses ganzen Südabschnittes, wenigstens der Anlage nach, in einem Zuge erfolgte. Für die Entstehung wird die Zeit der mittelalterlichen Kolonisation in Frage kommen, also etwa das 13. Jahrhundert.

Die kleinen Schläge westlich vom Dorf scheinen eine ältere Wirtschaftsform durchblicken zu lassen. Hier wurden bei der Hufenaufteilung vielleicht einige der unregelmäßigen slawischen Feldblöcke den Gewannen entsprechend parzelliert und mußten dadurch nicht ganz der neuen Einteilung weichen wie die Blöcke in der übrigen Flur. Doch diese Annahme ist nur bei genügender Vorsicht haltbar. Die „Pflanzgärtchen“ sind nämlich nur kurze Nordenden der Beete des Schlates Sabigurky, und im dahinterliegenden „Kaua“ sind wohl die Krautgärten der Hufner zu verstehen, die ähnlich den Rübenäckern „Repischne“ im Südteil nach der hierfür nötigen Bedarfs-

gröÙe gebildet waren. So bleiben nur die beiden nordwestlich vom Dorfe gelegenen Schläge „Lutzka“ und „Krotusch“ als eventuelle altslawische Blockformen übrig; doch auch hier sind noch zu besprechende Einschränkungen zu machen.

Ganz klar ist dagegen die Gliederung des großen Mittelteils der Gemarkung. Zehn Schläge, die ihrerseits besonders sauber parzelliert sind, durchlaufen die Flur von der Ost- bis zur Westgrenze, so daß dieses Stück mit vorwiegend Heideboden aus 130 sich in Ost-West-Richtung erstreckenden Streifen gebildet wird. Dabei haben die Gewanne untereinander eine so übereinstimmende Breite, wie sie nur durch Vermessung erreicht werden konnte. Das südlichste Beet des ersten Schlages ist jedoch bedeutend breiter als die übrigen. Da hier die freilich auch bewaldeten Stirnenden der Beete des Südteils anstoßen, hat man scheinbar ein „Ackervorende“ freigelassen, das dann der Besitzer des ersten Beetes seinem Streifen einverleibte. Vielleicht sollte die Überbreite ursprünglich auch die von Westen kommende alte Niederstraße aufnehmen. Eine Ausnahme in der Breite bilden dann noch, wie der Blick auf die Karte und die Deutung der Flurnamen schon zeigen, die Schläge „Wuske“ und „Schurrecky“. Bei einem Maßvergleich ist unverkennbar, daß das schmale Stück $\frac{3}{4}$ und das breite $\frac{5}{4}$ der Breite der übrigen enthalten soll. Daraus schließen wir, daß auch diese Gewanne zugemessen sein müssen, daß die Breiten aber auch jeweils ein Ganzzahlig-Mehrfaches der verwendeten Maßeinheit darstellen und daß dieses Maß in einem Drittel der „Wuske“-Breite, einem Viertel der Normalbreite und einem Fünftel des „Schurrecky“-Maßes zu finden sei.

In anderen Gemarkungen kommen nun häufig Flurnamen vor, die Rutenmaße angeben (Fünfruten, Achtruten u. ä.). Es ist darunter die Breite des einzelnen Beetes zu verstehen. Da ergibt sich die Vermutung, daß auch bei Klein-Räschen die einzelnen Beete nach dem Rutenmaß in der auf altdeutschen Kulturboden beheimateten „Breitenmessung“⁷ angelegt sein können. Tatsächlich ergeben die genannten Bruchteile der Beetbreiten ein Maß, welches den mittelalterlichen Rutenlängen von 15 Fuß entspricht. So war das Ackervorende an unserem Abschnitt fünf solcher Ruten breit. Darauf folgen sieben Gewanne mit je 13 Beeten zu je 4 Ruten, ein Schlag zu 13 mal 3 Ruten, ein weiterer wieder mit 4 Ruten breiten Beeten, während die Parzellen des letzten Schlages je 5 Ruten messen. Da das, was die „Wuske“-Beete zu schmal sind, die Streifen im Schlag „Schurrecky“ genau wieder ausgleichen, war der anfängliche Plan wohl, zehn Hufenschläge mit je vier Ruten Beetbreite zu bilden. Zwischen den 3-Ruten- und den 5-Ruten-Stücken liegt aber noch ein Gewinn normaler 4-Ruten-Beete, so daß diese Verschiedenheit von vornherein beabsichtigt gewesen sein muß. Aus welchem Grunde dies geschah, ist freilich unerfindlich. Deutlich wird aus alledem, daß auch die Aufmessung des Mittelstückes aus einem Guß ist. Auf den Südteil der Gemarkung allein wird sich die Flureinteilung der Kolonisationszeit aber kaum beschränkt haben. So muß der Mittelabschnitt in

seiner Gesamtheit gleichzeitig mit dem Südteil in dieser Epoche vermessen sein.

Über die Bildung der Heideschläge im Norden der Flur ist nicht viel zu sagen. Möglicherweise sind auch sie gleich bei der Verhufung entstanden. Die schwer zu teilenden dreieckigen Flächen in den Winkeln der Gemarkung waren Gemeindewald geblieben. Auch die Süd-West-Ecke der Gemarkung mit einem Reststreifen entlang der Grenze wurde gemeinschaftlich genutzt und der eigentliche Gemeindeforst im Südteil lag ebenfalls an der Gemarkungsgrenze. Gleichwohl könnte der Nordabschnitt anfänglich insgesamt Gemeindeland gewesen und die weitgehende Aufteilung jüngeren Datums sein. In der Gemarkung dürfte sonst allenfalls der Südteil des Schläges Nr. 15 eine spätere Gewannbildung darstellen. Der übrige Gemeinbesitz beschränkte sich ehemals auf die dort liegenden Teiche und die fünf Hutungsflächen am Dorf und am Mühlengraben. Die Größe des Gemeindelandes betrug bei Beginn der Separation noch ca. 76 Hektar⁸.

Die Zumessung nach Ruten ist auch in allen anderen Flurabschnitten feststellbar. So messen die Beete in den Schlägen „Lutzka“ und „Krotusch“ am Dorf ebenfalls 4 Ruten, was die Annahme, sie seien aus alten Blockfluren entstanden, recht fraglich macht. Die schmalsten Beete, die der Flur „Maue“, waren eine Rute breit. Zahlreich finden sich Schläge, deren Streifen zu dem 3- oder 4-Ruten-Maß in enger Beziehung stehen. Die Weinbergstücke sind zu 6 Ruten (= 1 Seil) zugemessen. Eine exakte Genauigkeit ist bei den Beetbreitenmaßen sonst weder festzustellen noch zu erwarten. Einmal können sich die Raine namentlich des Ackerlandes im Laufe der Jahrhunderte ein wenig verschoben haben, zum anderen wissen wir nicht, ob es den damaligen Feldmessern möglich war, genau rechtwinklig zu messen, ja ob sie überhaupt auf große Genauigkeit Wert legten. Die keiligen Stücke sind gewiß durch einseitig schräges Messen entstanden. So können wir auch die Größe des verwendeten Maßes nicht absolut genau angeben. Das Mittel aus den 10 Schlägen des mittleren Flurteils ergibt für 1 Rute 4,40 Meter.

Diese Größe wird durch andere metrologische Feststellungen jedoch sehr genau bestätigt. Die zügigen Grenzstrecken im Westen und Süden der Gemarkung sind nämlich in Multipeln einer größeren Längenmaßeinheit zugemessen, dem Gewende zu 10 Seil = 60 Ruten, welches hier 264 Meter lang war, so daß sich für 1 Rute genau 4,40 m ergeben⁹. Zumessungen in vollen Gewendelängen können auch in der Flureinteilung mehrfach beobachtet werden. So sind, um einige Beispiele zu nennen, die Parzellen des mehrfach erwähnten Gewannes Nr. 22, Krotusch, durchschnittlich 260 m = 1 Gewende lang, die Schläge Nr. 17 messen in der Länge 2, Nr. 34 a = 3, Nr. 30 (bis zur Grenzecke E) = 6 Gewende. Sowohl die Südgrenze bei Punkt C wie auch die Westgrenze zwischen B und D liegen vom alten Eingang zum sackgassenförmigen Dorfplatz 1320 bzw. 1330 m entfernt, das sind jeweils 5 Gewende.

Die Großzügigkeit dieser Planung ist erstaunlich. Schon die weitgehende

Ausrichtung der Gewanne nach den Haupthimmelsrichtungen ohne Berücksichtigung der Grenzen der Kulturarten verdient Beachtung. Zur praktischen Ausführung der mittelalterlichen Verhufung läßt sich, aus der Maßhaltigkeit der einzelnen Beete schließend, noch sagen, daß nicht die Gemarkung in Schläge zerlegt und diese wiederum in Parzellen geteilt worden war, sondern daß umgekehrt, sozusagen von unten her, Beet auf Beet angemessen wurde und nach erreichter Anzahl das folgende Gewann auf die gleiche Art entstand. Eine Gruppierung der Fluren zu zwei, drei oder mehr Feldern läßt sich nicht nachweisen, so daß auch für Klein-Räschen die Feststellung A. Krenzlin's über die geringe Bedeutung namentlich der Dreifelderwirtschaft in der Niederlausitz^{9a} zutrifft. Ob die weitgehende schmalstreifige Parzellierung auch der erheblichen Heideflächen auf eine ehemals größere Ausdehnung des Ackerlandes hinweist, kann nur im Westen des Schlates 23 durch geringe Spuren ehemaliger Beackerung in Form von Hochbeeten, die der Besitzgliederung entsprechen, vermutet werden. Nicht unerwähnt bleiben soll die merkwürdige Unabhängigkeit von Flurteilung und Wegenetz. Abgesehen von dem am Dorf entlang und bis zur Richtersmühle führenden Weg sowie dem Stück der Niederstraße im Schlag „Lutzka“, für welches hier eine Beetbreite freigelassen ist, gehen alle Wege rücksichtslos über die Gewanne hinweg, manche Beete stark beeinträchtigend oder gar ganz ungünstig zerstückelnd. Es ist dies aber keine Besonderheit der hier behandelten Flur, sondern ganz allgemein anzutreffen¹⁰.

Abschließend kann gesagt werden, daß die alte Fluraufteilung Klein-Räschens wohl als Beispiel durchgreifender Umgestaltung einer slawischen Flur während der mittelalterlichen Kolonisation gelten kann. Der genaue Zeitpunkt der Ausführung ist dabei ebensowenig feststellbar wie die Frage zu lösen, ob die klare Flurform eine besonders frühe oder ausgesprochen späte Entstehung verrät¹¹.

In der folgenden Zusammenstellung ist die Hufenschlagnumerierung der Separationskarte beibehalten worden, nur sind an die Stelle der römischen Ziffern arabische gesetzt. Zur Deutung der Flurnamen wurden A. Mücke, Wörterbuch der niederwendischen Sprache I/II (1911—28) [= Muka] und Gotth. Schwela, Die Flurnamen des Kreises Cottbus (1958) [= Šw] benutzt¹². Die abgekürzten Himmelsrichtungen vor der genaueren Lageangabe sind vom Dorf aus bestimmt. Neben den aus der Karte hervorgehenden Kulturarten wurden unter „Nutzung“ die im Separationsrezeß enthaltenen Angaben eingetragen. Vom Hütungsrecht befreite Schläge sind besonders bezeichnet. Die Beetbreiten der letzten Spalte wurden nach der benutzten Reinkarte berechnet. Maße einzelner, vom Durchschnitt stark abweichender Parzellen sind, soweit angegeben, eingeklammert.

Nr.	Name	Deutung und Entsprechung	Lage
1.	(Das Dorf)		
2.	Schurrecky	Syroke n. „das Breite“ Schörrocky; Scheroki Šw. 542	S., östl. am Mühlenweg v. Dorf bis z. Mühlen- graben
3.	Repischne	*Řeřištné n. „zum Rübenfeld Gehörige“ ¹⁴⁾ s. Muka 2, 304	S., östl. 2 u. zwischen 35 u. 38
4.	Maue	Małe n. sg. oder m. pl. „das Kleine; die Kleinen“ ¹⁵⁾ Malen, Šw. 516	SO., östl. 3 u. zwischen 35 u. 38
5.	Screne	Sře(d)ne n. sg. oder. m. pl. „das (die) Mittlere(n)“ Ssrene Šw. 537	SO., östl. 4 u. zwischen 35 u. 38
6.	Mrotzne	Mrocne n. sg. oder m. pl. „das (die) Grenzstück(en)“; vgl. na mroce, Šw. 518 mroocna grobla usw.	SO., östl. 5 zw. 35 u. 38 u. an d. Grenze mit Gr. Räschen
7.	Lask 1 ¹⁶⁾	Łask m. „kleines Gereut“ Laask; die Waska, Wascky Šw. 511	S., östl. 39, südl. 38 bis zur Grenze mit Bückgen
8.	Lask 2	(wie 7)	SO., östl. 7. südl. 38 bis z. Bückg. Grenze
9.	Wuske	Wuzke n. sg. „Engebeet“; idem Šw. 548	SO., östl. 8 u. zw. 38 u. d. Bückg. Grenze
10.	Mrotzne	(wie 6)	SO-Ecke d. Gemarkung an d. Grenze mit Bück- gen, östl. 9
11.	Sauwuschk 1	Za Łužk „Hinterm kl. Sumpfteich, Gras- sumpf“; hinter den Huschken Šw. 512	S., westl. d. Richters- mühle, südl. 37
12.	Sauwuschk 2		SW., westl. 11, südl. 37
13.	Welli 1	Wele n. „das Große“ ¹⁷⁾ ; Wel(l)e, Woelle „Großflur“ Šw. 469	SW., westl. 17, 37 u. 12, zwischen 23 u. 40
14.	Welli 2	(wie 13)	SW., westl. 13, zwischen 23 u. 40
15.	Weinbergs- stücken	deutsch ¹⁸⁾	SW., westl. 14, sich südl. d. Teiche bis z. Grenze fortsetzend
16.	Hinter den Weinbergen	deutsch	SW-Ecke d. Gemarkung, an d. Grenze mit Dobri- stroh u. Rauno, westl. 15, südl. 23

Nutzung	Besitzgliederung	Rechtwinkl. durch- schnittl. Breite d. Beete in Metern
Acker, Haferboden; Südende jed. Beetes Wiese ¹³⁾ ; hutfrei	13 Beete in Nord-Süd-Richtung; untereinander sehr gleichmäßig	N. 14,2 S. 14,2
Acker, hutfrei	13 Beete Nord-Süd; alle fast gleichmäßig breit	N. 6,1 S. 6,5
Acker, hutfrei	13 Beete Nord-Süd; 1-12 gleichm. 13. (östl.) auf Kosten v. Beet 1 in Nr. 5 verbreitert u. so breit wie dieses	N. 4,6 S. 4,6 (N. 9,0 S. 7,8)
Acker	13 Beete Nord-Süd; 1. (westl.) schmaler (s. Nr. 4) 2-13 recht gleichmäßig	(N. 9,0 S. 7, 8) N. 13, 1 S. 11,7
Acker	13 Beete Nord-Süd; 1-12 gleichm. 13. (an d. Grenze) breiter, unregelm.	N. 12,7 S. 12,7
Acker	13 Beete Nord-Süd; 1. (an d. Hutung) unregelm. verbreitert 2-13 untereinander gleichmäßig	N. 15,5 S. 14,2
Acker	13 Beete Nord-Süd; 1. (westl.) wie 2-13 in Nr. 7, 2-13 gleichmäßig	N. 13,2 S. 12,8
Acker	11 Beete Nord-Süd; 8. u. 11. doppelte Breite, sonst zieml. gleichmäßig; also ur- sprünglich 13 Beete	N. 6,6 S. 5,3
Acker	25 Beete N-S; 2-10 gleichm., 1 u. 11 brei- ter, 12 u. 25 besond. brt., 13-24 im östl. Zipfel, gleichm. (urspr. 2 x 13 B.)	N. 8,8 S. 8,8 Mitte: 5,8
Acker, Haferbod. 1. Klasse hutfrei	12 Beete Nord-Süd; etwas unregelm., 13. Grundstück westl. an d. Richtersmühle, nördl. vom 11. u. 12.	Mitte: 13,7
Acker, leichter Roggenboden	13 Beete Nord-Süd; etwas ungleichmäßig breit	N. 14,2 S. 14,7
Acker u. Heide mehrfach wechselnd, leichter Roggenboden	13 Beete Nord-Süd; gleichmäßig	N. 17,2 S. 17,0 Mitte: 17,3
Acker u. Heide, leichter Roggenboden	13 Beete Nord-Süd; nicht ganz gleichmäßig	N. 13,3 S. 16,0
Heide mit eingespreng- ten Ackerst., leichter Roggenboden	15 Beete N-S; davon 7 u. 8 u. 14 u. 15 in halber Breite, ursprünglich also 13 Beete	Nordt. N. 26,3 S. 26,0 Südt. N. 23,9 S. 22,7
Heide	13 Beete Nord-Süd; sehr gleichm. 14. Grundstück (Gemeindeforst) aus S-W- Ecke der Gemarkung u. Reststreifen ent- lang der Dobristroher Grenze	N. 13,0 S. 13,3 (Mitte: 2,7!)

Nr.	Name	Deutung und Entsprechung	Lage
17.	Jaglinsky	Jagliške m. pl. ob: „Hirse-Beete“? vgl. jagly, -ow f. pl. „Hirse“. — Oder: jaglina, -a f. dial. für jegl. „Nadelstreu“ Muka 1, 525; 541	SW., östl. 13, zwischen 20 u. 37
18.	Sabigurky	Zab'e Górkí f. pl. „kleine Frosch- berge“ ¹⁹⁾ ; vgl. žabina góraf. Zw. 556	SW., westl. am Mühlen- weg, zwischen 19 u. 37
19.	Pflanzgärtchen	deutsch	W., am Dorf, nördl. 18 bis an 36
20.	Kaua	Kaława f. „Tümpel“; Kalawa Šw. 502 ? Kałowa f. „Krautbeet“; Kawowa ib.	W., westl. 19 u. zwischen 17 u. 36
21.	Lutzka	Lucka f. sg. „kleine Wiese“; Lucka; Lutzka Šw. 434, 435	NW., v. Dorfe bis 22 u. an d. Grenze mit Gr.- Räschen
22.	Krotusch	Krotuš m. „kurzes Ackerbeet, Knirps“ Mu 1, 701	NW., zwischen 21, 23 u. 36 und an der Gr.- Räschener Grenze
23.	Woisnikoisky	Wojsnikojske m. pl. od. n. sg. „Dörf- lers Beet(e)“ ²²⁾ (Muka 2, 912) vgl. wojsańska grobla „Dorf-Graben“. - Zum Unterschied von Nakońc usw.	W., westl. 22 bis z. Grenze mit Dobristroh, nördl. 13—16
24.	Calcesky	Tkalcojske m. pl. „Leinwebers Beet(e)“ ²³⁾ ; vgl. GN Leinweberfließ = lindobarska rēka Šw. 433	NW., nördl. 23, v. d. Gr. R. bis z. Dobr. Gr.
25.	Barzwuschk 1	Barc'lužk „kleine Barzig(er) Wiese“ ²⁴⁾ vom ON Barce, Barc m. pl. aus *Bъrtъс gen. pl. s. Muka 3, 125 eig. „Bienenbeuten“ (FIN, ON)	NW., nördl. 24
26.	Barzwuschk 2	wie 25	NW., nördl. 25
27.	Drohi	Drogi f. pl. „Straßen(beete)“, B. a.d. Str.? ²⁵⁾	NW., nördl. 26
28.	Pretkogulli	Předku Góli „vor der Heide“ (vorm Walde) s. Muka 2, 180: př. lěsa „vor dem Walde“	NW., nördl. 27
29.	Baronischza	Borowńišća n. pl. = Stellen, wo „borowńia ist“ (sind) *borowńa, -e f. fehlt im Wb. Zu *bor m. „Kiefernwald“, aber was?	NW., nördl. 28
30.	Wuske	wie 9	NW., nördl. 29
31.	Sagolsky	Zagolske m. pl. „Beete hinter der Heide“ Sagolla = zagola f. „Hinterwaldden“ Šw. 553	NW., nördl. 30
32.	Schurrecky	wie 2	NW., nördl. 31

Nutzung	Besitzgliederung	Rechtwinkl. durchschnittl. Breite d. Beete in Metern
Acker u. Heide	13 Beete Nord-Süd; untereinander sehr gleichmäßig	N. 13,3 S. 13,0 Mitte: 13,0
Acker, Haferboden 1. Klasse, hutfrei im N. Heide	13 Beete Nord-Süd; recht regelm., v. westl. Beet im N. das Hirtenhaus u. 1 Neuhäuslerstelle abgetrennt	N. 12,7 S. 12,9 (Mühlweg 12-15)
Acker, hutfrei	13 Beete Nord-Süd; kurze nördl. Fortsetzung der Beete v. Nr. 18 bildend	N. unreg. S. 12,7
Acker, im S. Heide	12 Beete N-S; 5. doppelte Breite, also urspr. 13 Beete; 3 Beete auf Kosten der danebenlieg. verbrt., ungleichm.	N. 10,0 S. 10,0
Acker, im S. Feld- garten u. z. T. Wiese	9 Beete Ost-West von versch. Breite; 5 Beete gleichmäßig, lassen frühere Ein- teilung in 13 Beete erkennen ²⁰⁾	W. 17,3 W (schräg): 18,0
Acker	12 Beete NNO-SSW; westl. breiter, östl. doppelt breit u. in mehr. Grdst. zerl., ur- sprüngl. 13 Beete, unregelmäßig ²¹⁾	(ca. 24,0) N. u. Mitte: 17,6 N (schräg): 18,2
Heide, kl. Ostteil Acker, Haferboden 1. Kl., hutfrei	13 Beete Ost-West; südl. breiter, übrige sehr gleichmäßig; 3eckiges Grundst. (SO- Winkel) einem Althäusler	(W. u. Mitte: 41,5) W. u. O. 17,7 M. 17,9
Heide, kl. Ostteil Acker, Haferbd. 1. Kl., hutfr. (wie vor)	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 17,2 O. 16,1
	13 Beete Ost-West; sehr gleichmäßig	W. 16,7 O. 16,9
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 17,2 O. 17,3
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 18,1 O. 17,9
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 18,8 O. 17,3
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 18,5 O. 17,7
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig ²⁶⁾	W. 13,6 O. 13,1
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 17,5 O. 17,0
Heide	13 Beete Ost-West; untereinander sehr gleichmäßig	W. 23,8 O. 22,7

Nr.	Name	Deutung und Entsprechung	Lage
33.	Grebi	Grebi m. pl. „Gräber“? Besser: Grēbi f. pl. „Schwaden“ Muka 1, 317 vgl. „Achtschwadenwiesen“ = wósymi rēdy Šw. 408	NW-Ecke d. Gemarkung
	(Abt. a)		nördl. 32, v. 34 bis z. Barziger Grenze
	(Abt. b)		nördl. a
	(Abt. c)		nördl. b
	(Abt. d)		nördl. c bis zur Chransdorfer Grenze
34	Rechtsborn	deutsch mhd. rech, Reh; Rehborn, Rehtränke ²⁷⁾	Osthälfte des Nordteils d. Gemarkung
	(Abt. a)		östl. 33, nördl. 32 bis z. Chransdf. Gr.
	(Abt. b)		östl. a
	(Abt. c)		östl. b
	(Abt. d)		östl. c. u. an d. Grenze mit Gr. R. u. Chransdf.
35.	Wollschina	Wolšyna f. Erlenbusch“ pod wolšyna am Erlenbusch Šw. 547	SO., hinter den Dorfgärten bis an 2 — 6 u. die Grenze mit Gr. R.
36.	Psedes ²⁹⁾	Pšedejs „Vordorf“ Pšchedejš; -deejš Šw. 530	W., vor dem Dorfeingang u. zw. 19—23
37.	Luschk	wie 11	SW., westl. der Richtersmühle
38.	Laugk	Lug m. „Sumpfteich“; beim Laug; lange Lauch Šw. 433 (hd. -au-!)	SO., am Mühlengraben v. d. Richtersm. bis z. Gr. Räscherer Grenze
39.	(Ohne besond. Namen)		S., an den beiden Mühlen u. bis zur Bückgener Grenze
40.	(Ohne besond. Namen)		SW., westl. 39 u. an d. Grenze mit Bückgen

Nutzung	Besitzgliederung	Rechtwinkl. durchschnittl. Breite d. Beete in Metern
Heide	4 Abtlg. mit zusammen 41 Grundstücken	
	14 Beete Ost-West; 1. (südl.) keilig, 2.-8. gleichm., 9. v. W. auf $\frac{2}{3}$ Lg. spitz ausld., 10-14 gleichm. (13 norm. Beete)	(W. 12,8 O. 3,7) W. 12,8 O. 12,6 W. 15,9 O. 15,2
	13 Beete Ost-West; sehr gleichmäßig	W. 14,2 O. 15,0 O (schräg): 15,6
	13 Beete Ost-West; sehr gleichmäßig	W. 17,9 O. 18,8 O (schräg): 19,6
	dreieckförmiges Restgrundstück, Gemeindeforst	
Heide	4 Abtlg. mit zusammen 41 Grundstücken	
	13 Beete NNW-SSO; sehr gleichmäßig	N. 18,3 S. 17,7 S (schräg): 18,3
	13 Beete NNW-SSO; sehr gleichmäßig	N. 14,2 S. 13,2 S (schräg): 13,5
	14 Beete NNW-SSO; 1-13 gleichmäßig, 14. (östl.) breiter, wohl einst von d. abgetrennt, demnach urspr. 13 Beete	N. 14,2 S. 13,0 S (schräg): 13,4 (N. 17,6 S. 17,6)
	Restgrundstück im Winkel der Gemarkung, Gemeindeforst	
Hutung, jährlich ab Juni als Wiese genutzt	Gemeindeland; im Norden hinter Richters u. Lehmanns Gärten hutfreie Wiese des Richters ²⁸⁾	
Hutung mit einem Teich ³⁰⁾	Gemeindeland; am Dorfeingang vier im Jahre 1791 ausgesiedelte Höfe	
Hutung mit kleinem Teich am östl. Ende	Gemeindeland	
Hutung	Gemeindeland	
Hutung, im Süden Acker	Gemeindeland; zwischen der Schrenkmühle u. der Bückgener Grenze zwei Ackergrundstücke der beiden Mühlen ³¹⁾	
Heide, 4 Teiche (z. T. im Schlag Nr. 15), Weinberg	Gemeindeforst mit Gemeindefeldziegelei; ein Teich der Gemeinde, zwei des Richters, einer des Krügers in Gr. Räschen (urspr. alle Teiche Gemeindebesitz), Weinberg der Richtersmühle, daneben einige in neuerer Zeit im Gemeindeland abgetrennte Grundstücke ³²⁾	

Anmerkungen:

¹ Es wurde benutzt die Reinkarte vom Jahre 1849, die sich bei dem Rat der Gemeinde Großbräschen befindet. Die Brouillonkarte von 1848 ging beim Kulturamt Frankfurt/Oder 1945 verloren. Eine zweite Kopie derselben besitzt das Katasteramt Senftenberg. Diese enthält jedoch nur den Zustand der Gemarkung nach der Teilung.

^{1a} Sächs. Landeshauptarchiv Dresden, Loc. 31913.

² Kurz vor Beginn der Gemeinheitsteilung war ein Ganzhufengut parzelliert, ein weiteres halbiert worden. Eine Neuhäuslerstelle und drei Anbauerstellen waren entstanden.

³ W. Ebert, Ländliche Siedlungsformen im deutschen Osten. (Blätter f. deutsche Landesgeschichte, 83., 1936, Heft 1 S. 5—46; II, 2., unter „Gewannflur“).

⁴ Auf der Karte sind die Grundstücke eines jeden Schläges lfd. durchnummeriert, der Rezeß gibt in der Tabelle des alten Besitzstandes nur die Gesamtgröße der Wirtschaften, nach der Kulturart getrennt, an.

Erkennbar ist die Reihenfolge nur in den „Pflanzgärtchen“, da diese von der Teilung nicht berührt wurden. Sie ist scheinbar regellos, doch liegen die Beete der Hüfner, die im Dorf nahe dem Eingang wohnen, an der einen Seite, die der Hüfner in der Rundung der Sackgasse am anderen, dem östlichen Ende. Das Gut Laurenz in der Rundung der Dorflage, welches dort links sowie rechts sechs Höfe neben sich hat, besitzt den ersten Anteil im Osten des Schläges, desgl. in der südl. anschließenden Nr. 18, von dem ein Stück für die Neuhäuslerstelle verkauft wurde. In der Flur „Weinbergsstücken“ hatte die Laurenzsche Hufe ebenfalls das östl. Beet und unterhielt darauf eine Feldziegelei.

Aus gelegentlichen Angaben in den Handelsbüchern des Amtes Senftenberg (1540—1804; im Brandenburgischen Landeshauptarchiv, Potsdam, und in den älteren Grundbuchakten (Katasteramt Senftenberg) ist zu ersehen, daß die Reihenfolge der Besitzer nicht in allen Schlägen dieselbe war.

⁵ 1848 waren es insgesamt 551 Grundstücke. Diese Zahl wurde durch die Separation auf 118 verringert, wobei zu berücksichtigen ist, daß ca. 36 Grundstücke (Dorf, Pflanzgärten) bestehen blieben, die bisherigen großen Gemeindeflächen aber aufgeteilt wurden.

⁶ Vgl. besonders: R. Lehmann, Flurnamen und Flurkarte von Meuro Kr. Calau nach dem Flurregister von 1797 (Aus d. Heimat — Für d. Heimat, Senftenberg 1936, Nr. 5).

⁷ Vgl. dazu: Rudolf Kötzschke, Ländl. Siedlung u. Agrarwesen in Sachsen (Forschg. z. Dt. Landeskunde, Bd. 77, Remagen/Rh., 1953, S. 161).

⁸ Einschließlich der Wege- und Grabenflächen. Gesamtgröße der Gemarkung = 628 Hektar.

⁹ Siehe hierzu: F. Bönisch, Die Zusammenführung einiger alter Fußmaße nach der geographisch-maßanalytischen Methode (Berichte z. dt. Landeskde., 24, 2, 1960, S. 197 bis 206; besonders S. 201). — Die angegebenen Beetbreiten der im vorliegenden Beitrag enthaltenen Zusammenstellung sind mit der folgenden Rutentabelle zu vergleichen:

Ruten zu 15 (römischen) Fuß à 29,3 cm

1	4,40 m
2	8,80 m
3	13,20 m
4	17,60 m
5	22,00 m
6 (= 1 Seil)	26,40 m

Zur Ergänzung:

Gewende zu 60 Ruten à 4,40 m

1	264 m
2	528 m
3	792 m
4	1056 m
5	1320 m
6	1584 m

Zu bemerken ist, daß die hier erschlossenen mittelalterlichen Längenmaße von den späteren amtlichen Maßeinheiten, etwa den sächsischen Maßen der Zeit vor 1815 oder gar dem bei den Vermessungen anläßlich der Separation benutzten rheinländischen Maßsystem, abweichen.

^{9a} A. Krenzlin, Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe (Forsch. z. Dt. Landeskunde, Bd. 70, Remagen/Rh. 1952, S. 53 f.).

¹⁰ Auch hierin schaffte die Gemeinheitsteilung einen Wandel, indem alle Wege begradigt und möglichst als Grundstücksgrenzen benutzt wurden.

¹¹ Leider konnte die Separationskarte Groß-Räschen nicht zum genauen Vergleich herangezogen werden. Dies wäre nötig, um zu untersuchen, ob die Verhufung Klein-Räschens vor oder nach der Anlage des Dorfes Groß-Räschens erfolgte.

¹² Man beachte die Aussprache des Sorbischen:

c = tz	l = lj weich	w = wj
ć = tschj	ó = uo	y = ui hartes i
č = ie (hier)	ř = rj	z = s weich, dtsh. Lang-s
l = ll hart	s = ss	ž = franz. j (jour)
	š = sch hart	

Für die Durchsicht der Namendeutungen ist der Verf. den Herren Dr. F. Redlich, Leipzig, und Dr. H. Schall, Berlin, zu Dank verpflichtet.

¹³ Die einzigen Wiesen der Hüfner in der Gemarkung.

¹⁴ Vielleicht sind dies die „Mohrrübenbeete“, die in den Handelsbüchern des Amtes Senftenberg (AHB.; s. Anm. 4) vielfach erwähnt sind. Das „Mohrrübenbeet“ gehörte häufig zum Altenteil.

¹⁵ Eine Flur „Maue“ gab es auch auf der angrenzenden Bückgener Gemarkung (Der Kreis Calau. Hrsg. v. Kreisausschuß 1937, S. 167, bringt eine Aufzählung der Bückgener Flurnamen). Leider ist die Separationskarte von Bückgen, die den alten Zustand enthielt, nicht mehr aufzufinden, so daß nicht festzustellen ist, ob dieser Name auch dort den kleinsten Hufenschlag bezeichnet.

¹⁶ AHB. Nr. 40, Bl. 328 (1731) nennt „2 Stück Acker, im Felde Laßk genannt ...“

¹⁷ AHB. Nr. 58, Bl. 942 (1799): „Ackerschläge Wehli und Sahluschk“.

¹⁸ Hier, und zwar in dem nördlichen der eingeschobenen Ackerstücke, lagen einst die Weinberge der Hüfner. Das Gelände fällt an dieser Stelle etwas nach Süden ab. In den AHB. sind die Weinberge oft genannt, zuletzt 1784: „... auf Klein Räschener reifer in der Gegend nach Dobristroh zu gelegenen Weinberge ...“. Bei der Separation wurde nur noch der Weinberg der Richtersmühle im Schlag Nr. 40 als solcher genutzt.

„Weinbergsstücken“ dial. zu -stücke.

¹⁹ Diese Deutung die einzig wahrscheinliche. Der bewaldete Nordteil des Schlages wurde bei der Separation die Gemeinde-Sandgrube. Sicherlich holten hier schon vorher die Hüfner ihren Bausand. 1785 heißt ein Grundstück in der gegenüberliegenden SW-Ecke der Dorflage „beym Sande gelegen“ (AHB. Nr. 54, Bl. 399 b).

Statt „Hinter den Sandhügeln“ also besser „Hinter den Sandgruben“. — Noch verderbter als nach der Separationskarte ist die Schreibweise dieses Flurnamens im genannten AHB., Bl. 451: „die Stücken, die in der Fluhr Sabiokurko gelegen ...“

²⁰ Darunter zwei Anbauerstellen und der Garten eines Althäuslers. In dem von der Niederstraße und dem Wege nach Groß-Räschen gebildeten Winkel lag ein kleines dreieckiges Grundstück, der Pfarrgarten, das nach 1620 dem Pfarramt Groß-Räschen überlassen worden war (vgl. Gunschera, Geschichtliche Erinnerungen ... Klein-Räschen 1920, S. 40 f.).

²¹ Darunter eine Anbauerstelle. Die Beete dieses Schlages sind nicht nur ziemlich unregelmäßig, sondern sie laufen auch jenseits der sie schneidenden Wege z. T. beträchtlich versetzt weiter. Ein weiteres Beet erstreckte sich entlang der Groß-Räschener Grenze einschl. des Schlages „Lutzka“. An den schmalsten Stellen war es kaum mehr als zwei Meter breit.

²² Mucke, Bausteine . . . , S. 28, 30 und 197, deutet den Flurnamen „Woißkoiße“ bei Dabern, Kr. Luckau, als die nahe beim Dorfe gelegenen Ackerstücke, bei Dollendchen dagegen, wo derselbe Flurname vorkommt, als „die Woschkoer Acker“. Die Dörfer Dollendchen und Woschkow standen jedoch nie miteinander in Verbindung. Sie liegen ca. 15 km voneinander entfernt.

Im AHB. N. 51, Bl. 76 (1768) ist in Klein-Räschener Gemarkung von einem „Beethe Acker Wosmys Wosmys genannt“ die Rede.

²³ AHB. Nr. 56, Bl. 182 b: „Holtz-Beethe, die Kalza genannt“ vielleicht mit dieser Flur identisch.

Die Ableitung des Namens kann sich nur auf das Ostende des Schlages beziehen, da nur dieses genügend tief liegt und hier ein kleiner Graben seinen Anfang nimmt.

²⁴ Im Rezeß: 1. Baarz-Wuschk. Im Zusammenhang mit „Sumpf“ s. Anm. 23.

²⁵ Schon bevor mir diese Flurnamen bekannt waren, kam ich aus anderen Gründen zu der Ansicht, daß die alte Niederstraße ursprünglich ungefähr 1000 Meter nördlich von Groß-Räschchen und Dörrwalde verlief und erst nach Gründung dieser Dörfer durch diese hindurchgeführt wurde. Der Name „Drohi“ an dieser Stelle der Klein-Räschener Flur scheint das zu bestätigen. Möglich ist, daß sich der alte Straßenzug hier noch lange erhielt und eventuell als Schleiweg benutzt wurde.

²⁶ Hier lagen die längsten Beete der Gemarkung (bis zu 1600 m = 6 Gewende), Heidebeete, die wegen ihrer geringen Breite zugleich das ungünstigste Verhältnis von der Länge zur Breite in der Gemarkung hatten (3 : 360 Ruten = 1 : 120).

²⁷ Die trockene, sandige Kiefernheide, die wir hier, wie auch im übrigen Nordteil und im Westen der Gemarkung antreffen, kann man nur schwer mit einem „Born“ in Beziehung bringen. Doch wurden auch bei der Parzellierung des einen Hufengutes 1839 von fünf Holzbeeten, die sämtlich im nördlichen Komplex der Gemarkung lagen (in der Mark Schurrecki an der Chransdorfer Grenze . . .), zwei als „am Born“ bzw. „hinterm Bornne“ liegend bezeichnet, wie aus dem Grundbuch Klein-Räschchen, Hyp. N. 26, hervorgeht. Nach der letztgenannten Wendung kann der Born wohl nicht in der kleinen Waldwiese gesucht werden, die am rechten (östl.) Rande des Schlages, schon auf Groß-Räschener Flur, in einem kleinen Kessel liegt. Dagegen ist der „Rechtsborn“ bestimmt zu suchen in der Vertiefung westl. am Luger Wege, in der SW-Ecke des Schlages 34 (im Meßtischblatt als kleine Grube gezeichnet). In einem flachen, natürlichen Kessel befindet sich eine runde künstliche Vertiefung, in deren Mitte eine zisternenartige Grube nochmals tiefer führt. Diese ist rings mit Feldsteinpackungen ausgekleidet. Der „Born“ enthält zwar jetzt kein Wasser mehr, das Erdreich ist aber feucht, schwarz und humusös. An den Steinen wächst u. a. Brunnenlebermoos. Zur Bezeichnung „Rechts-“ vgl. die Fluren „Rechtssprünge“ (als sumpfiger Quellboden bezeichnet) und „Rechte“, „Rechholz“ u. ä. bei Mucke, Bausteine . . . , S. 20 und 182, die dort von rokit, Salweide, bzw. rach, Torf, hergeleitet werden.

²⁸ Die Wiese wurde nach dem 30jährigen Kriege von der Gemeindehütung abgetrennt, kam an das Richtergut und wurde 1674 erblich damit verbunden (AHB. Nr. 30, Bl. 210). Laut Rezeß ist das Grundstück seit 1836 vom Hütungsrecht befreit.

²⁹ Im Rezeß steht „Pshedez“.

³⁰ Den Teich „Rogoscha genannt, vorn Dorffe liegende“ gab der Richter wie die Teiche „Kaupen Luschtza“ und „Unterm Weinberge“ (s. Anm. 32) im Jahre 1674 der Gemeinde zurück.

³¹ Das nördl. Stück gehörte seit langem der Schrenkmühle; das südl. Stück kaufte 1732 ein Althäusler von der Gemeinde (AHB. Nr. 41, Bl. 149 b). 1784 kam es an das Richtergut (AHB. Nr. 54, Bl. 139 b) und bei Abtrennung der Richtersmühle von demselben 1799 an diese (AHB. N. 58, Bl. 950 b).

³² Die vier Teiche hatte die Gemeinde nach dem 30jährigen Krieg an den Richter verpfändet. 1674 fiel der Teich „Kaupen Luschtza“ und der „Unterm Weinberge“ an die Gemeinde zurück, die Teiche „Blischka Luschtza“ und „Schkalza“ erhielt der Richter erblich (AHB. Nr. 30, Bl. 210). Den Weinbergsteich verkaufte die Gemeinde 1683 an den Krüger

in Groß-Räschen (AHB. Nr. 31, Bl. 209 b). Der dabei gelegene Weinberg gehörte damals schon zum Richtergut. 1848 wurde er als einziger der Gemarkung noch als solcher genutzt.

Der Vollständigkeit wegen sei noch die Namenerklärung der in den Anmerkungen ³⁰ und ³² genannten Teiche angefügt.

Rogoscha: rogož, Binse, Schilfrohr; der Schilfteich.

(Vgl. E. Müller, Alte Flurnamen im Senftenberger Gebiet. Aus d. Heimat — Für d. Heimat, Senftenberg 1936, Nr. 2, Kleinräschen: „Ein Schilfwässerlein, auf wendisch Rogoscha gen., liegt vor dem Dorfe.“ Die Stelle entstammt dem AHB. um 1600).

Sschkalza: wohl von kal, Morast, Sumpf (s. „Kalza“, Anm. 23 zu Nr. 24).

Kaupen Luschitza: kupa, Insel, Horst, lužk, lužica, Grassumpf, Wiesenbruch; das Inselbruch.

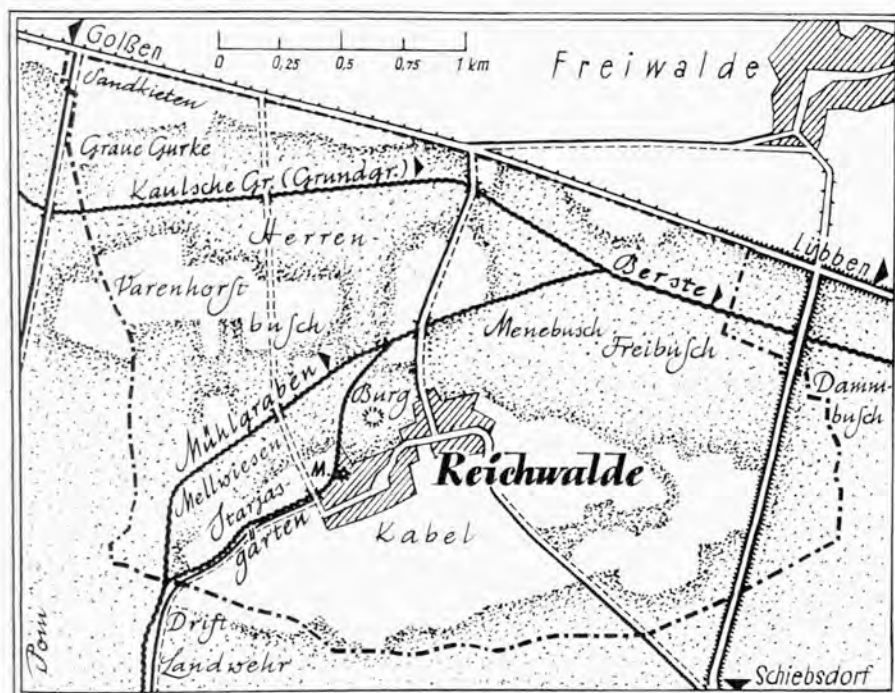
Blischa Luschiza: bližšy, näher liegend; der Richtersmühle zunächst liegende der beiden Luschizateiche. Den Teichen, besonders seinem Teich Blischa Luschiza, entnahm der Richter das Wasser für seine Mühle (AHB. Nr. 30, Bl. 74).

Reichwalde/Kreis Luckau

*Ein Beitrag zur Vegetations-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte
der Niederlausitz.*

Das Dorf Reichwalde liegt 11 km nördlich von Luckau an der bei Lübben in die Spree fließenden Berste in der Niederung des Baruther Urstromtales. In den Urstromtälern ist der Boden nicht völlig eben, sondern es lassen sich drei deutlich verschiedene Höhenstufen unterscheiden. Die niedrigste Stufe nehmen organische Naßböden ein, in denen gutes Grundwasser zeitweise bis an oder sogar bis über die Bodenoberfläche ansteigt, und die zweifellos einst von verschiedenen Formen des Erlenwaldes bedeckt waren. Über die organischen Naßböden erheben sich nur wenig die Talsandflächen, die von der Bevölkerung als „Horste“ oder „Berge“ bezeichnet werden. An der Westgrenze der Reichwalder Feldmark liegt nördlich vom Kaulschen Graben die „Graue Gurke“ oder „Grabe Gurka“, deren Namen aus dem sorbischen *grabja gorka*, d. i. Hainbuchenhügel verstümmelt worden ist. Auf der angrenzenden Kaseler Feldmark hat sich ein Stieleichen-Hainbuchenwald bis heute erhalten, und die gegenwärtig noch auf der Reichwalder Flur vorhandenen Waldreste sprechen dafür, daß die grundwassernahen Talsande ehemals von Stieleichen-Hainbuchenwäldern bedeckt waren. Aus dem Luckauer Becken hat die Berste Beckentone als Auelehm in das Baruther Urstromtal gebracht. An dem von Reichwalde nach Golzig führenden Wege stehen auf einer Strecke von 500 m, die über Auelehm führt, zu beiden Seiten des Weges alte Eichen, deren stärkste einen Umfang von 5,60 m hat. Unter diesen Eichen entwickelt sich eine reine Strauchschicht aus Rotem Hartriegel, Weißdorn, Pfaffenhütchen, Hasel, Holunder, wie sie für Auewälder typisch ist. Einst hielt man es für notwendig, daß einzelne Waldteile zum Schutze des Landes in ihrem dichten Bestande erhalten blieben. So wurde in der Herrschaft Reichwalde am 23. März 1396 gefordert: „Ouch sollen sie nicht die lantwer houwen zwischen Gholz (= Golzig) und Richenwalde“. Der Auewald auf dem Auelehm sollte in seinem dichten Bestande zum Schutze für Reichwalde erhalten bleiben. Die höchsten Erhebungen in den Urstromtälern sind die Dünen. Der lange Dünenzug, der längs der Straße Golßen—Lübben sich von Prierow bis nach Lübben hin erstreckt, reicht nur an der Nordwestecke der Reichwalder Feldmark ein wenig in diese hinein. Hier liegen die 0,5 ha großen „Sandkieten“, die im Westen bis an den Weg Kasel—Waldow und im Norden bis an die Straße Golßen—Lübben reichen, welche die Nordgrenze der Reichwalder Feldmark bildet. In den Sandkieten ist der Sand der Dünenhügel fast völlig abgefahren, und das Gelände ist seit Jahrzehnten sich selbst überlassen gewesen, so daß sich ein Mischwald aus Kiefern, Stieleichen, Sandbirken, Espen und Ebereschen bilden konnte. Daß auf dem Dünengelände

die Stieleichen zu recht stattlichen Bäumen heranwachsen können, leht eine 500 m westlich der Sandkieten dicht an der Straße Golßen—Lübben auf einem Dünenwalle stehende breitkronige Eiche, die einen Umfang von 5,33 m erreicht hat. Die 531 ha große Niederungsfeldmark des Dorfes Reichwalde ist ein Laubwaldgebiet, in dem einst Erlenwald, Stieleichen-Hainbuchenwald und Auewald durch Übergänge miteinander verbunden waren. Von der durch die Reichwalder Niederungsfeldmark fließenden Berste gilt noch heute das, was H. Berghaus¹ vor hundert Jahren von ihr berichtete: „Die Berste hat einen 5 Meilen langen Lauf, auf dem sie zur Schneeschmelze und nach starken Regenfällen viel Überschwemmungen und Verwüstungen anzurichten pflegt.“ Bei Reichwalde mündet in die Berste das Querfließ, das auf den Karten jetzt Kaulscher Graben und von den Reichwaldern Grundgraben genannt wird. Nach recht umfangreichen Akten des Geheimen Staatsarchivs in Dahlem gab es seit 1665 wiederholt Streit zwischen der Stadt Golßen und dem Dorfe Zützen, weil die Zützener angeblich das Querfließ zu sehr verwachsen ließen, so daß nicht genug vom Hochwasser der Dahme zur Berste hin abgeleitet wurde. An einer an der Dahme bei Prierow gebauten Freiarche, d. h. einer kastenartigen Rinne für den Durchfluß des Wassers, wurde 1803 der Fachbaum so gelegt, daß auch bei niedrigem Wasserstande ein Teil des Dahmewassers zur Berste hin abfließen konnte. Die Bauern der Dörfer des unteren Berstetales waren dage-



gen der Ansicht, daß sie zu viel von dem Hochwasser der Dahme zugeleitet bekämen. Die Ortsrichter von Niewitz, Schiebsdorf, Reichwalde und Freiwalde wiesen 1883 darauf hin, daß ihre Wiesen tiefer lägen als die Golßener und daher noch jetzt unter Wasser ständen, während die Golßener schon ziemlich trocken wären. Das Laubwaldgebiet der Reichwalder Niederungsfeldmark wurde also im Frühjahr durch die Schneeschmelze und auch sonst nach starken Regenfällen weithin vom Hochwasser der Berste und Dahme überflutet.

Von Funden aus vorgeschichtlicher Zeit sind von der Reichwalder Feldmark nur zwei Beile aus Felsgestein mit fast rundem Querschnitt bekannt². Das eine Walzenbeil stammt von dem Schloßberg, wo es zur Steinzeit nicht verloren werden konnte, sondern zweifellos erst später hingebracht wurde. Das andere Walzenbeil ist zwar auf dem Acker eines Reichwalder Bauern, aber nicht auf der Reichwalder Feldmark gefunden worden. Der Fundort liegt 1 km westlich der Autobahn und 50 m südlich der Straße Golßen—Lübben, also dicht an dem bereits erwähnten langgestreckten Dünengelände. Die Walzenbeile gelten als bezeichnend für den Übergang von der mittleren zur jüngeren Steinzeit, und ihre Besitzer werden ihren Wohnplatz im Kiefern-mischwald des Dünengeländes gehabt haben. Während von der Reichwalder Feldmark keine Funde aus vorgeschichtlicher Zeit bekannt sind, hat E. Degner³ auf der angrenzenden Freiwalder Feldmark auf dem bereits wiederholt erwähnten Dünengelände bei Rickshausen eine Feuersteinschlagstätte entdeckt, jungsteinzeitliche Scherben mit ostdeutscher Megalithverzierung, mit Schuppenverzierung und Bogenstich des havelländischen Stils und Schnurornament der Schnurkeramiker gefunden und eine recht ansehnliche Zahl von Gräbern der Lausitzer Kultur freilegen können. Bei den Ausgrabungen wurden Mengen eines verbrannten Gebäcks, öfters verkohlte Hirse und dreimal Samen einer Erbsenart gefunden, was dafür spricht, daß das Volk der Lausitzer Kultur Ackerbau getrieben hat. Den Südrand des Baruther Urstromtales bildet bei Reichwalde die kiesigsandige Hochfläche der Kurzen Heide, auf der sich einst ebenfalls ein mehr oder weniger lückiger und lockerer Kiefern-mischwald ausgebreitet haben wird. Hier sind bei Schiebsdorf ebenso wie bei Freiwalde jungsteinzeitliche Scherben mit schnurkeramischer Verzierung gefunden worden. Von Niewitz sind Gegenstände der Aunjetitzer Kultur bekannt, von der Lausitzer Kultur eine Siedelung und ein Gräberfeld. Auch bei Golzig ist ein Gräberfeld der Lausitzer Kultur entdeckt worden, und zwischen Schiebsdorf und Niewitz haben einst Burgunden ihre Toten bestattet. Der Kiefern-mischwald inmitten und am Rande des Baruther Urstromtales war also in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt. Er war ebenso siedlungsfreundlich wie der trockene Eichen-Birkenwald der basenarmen, altdiluvialen Sander Nordwestdeutschlands und die Steppenheide auf den flachgründigen Kalkböden Süddeutschlands, aber auch ebensowenig widerstandsfähig, so daß er verhältnismäßig früh gelichtet oder gar vernichtet werden konnte⁴.

Die niedrigsten Teile der Urstromtäler hinderten durch ihre feuchten bis nassen und dazu noch oft überschwemmten Böden den Verkehr. Durch den östlichen Teil der Reichwalder Feldmark führte jedoch eine Straße von Luckau über Buchholz nach Storkow auf einem Damm, der schon in einer Urkunde vom Jahre 1345 erwähnt wird. Die östlichen Teile der Reichwalder Feldmark liegen „ingern Damm“, „ingern Neien Damm“ oder „ingern Schipsdorfer Damm“. Im August 1610 hat der Rat der Stadt Luckau den Damm zwischen „Tzipsdorf und Freiwalde“ in acht Tagen aufwerfen lassen und die Untertanen des Rates haben hierzu helfen und arbeiten müssen. Im folgenden Winter ist der Damm dann mit Holz belegt worden, wozu Andres und Otto von Langen „etlich Holz verehrt“. Im Jahre 1672 ist den Winter über von den Bauern aus Schiebsdorf, Freiwalde, Schönwalde, Reichwalde, Schollen, Karche, Zaacko, Kahnsdorf, Wittmannsdorf und Wierigsdorf zur Ausbesserung des Schiebsdorfer Dammes das Dammbuschholz im Dammbusch gefällt und angefahren, nachmals von den Kossäten in den genannten Dörfern gelegt und zurechtgemacht worden. Der Dammbusch, der im Westen bis an den Damm und im Norden bis an die Berste reicht, lieferte also früher das Dammbuschholz für den Schiebsdorfer Damm. 1868 verhandelte in der Gemeinheitsteilungssache von Reichwalde das Spruchkollegium für landwirtschaftliche Angelegenheiten des Frankfurter Regierungsbezirkes über die Unterhaltung des sogenannten Schiebsdorfer Dammes. Es entschied, daß

a) die in demselben befindlichen Brücken ausschließlich von der Stadtkommune Luckau auf alleinige Kosten zu unterhalten sind, und

b) daß der Damm von der Stadt Luckau und den Dörfern Schiebsdorf, Reichwalde, Freiwalde, Schönwalde, Groß-Lubolz, Niewitz, Duben, Groß-Radden, Klein-Radden, Schollen, Karche, Zaacko und Kahnsdorf dergestalt instandzuhalten ist, daß jede Gemeinde für die ihr zugewiesene Strecke die erforderlichen Fuhren und Arbeiten ausschließlich verrichtet.

Nach diesem durch das untere Berstetal führenden Damme ist das Dorf Schiebsdorf einst benannt worden. Sein Name soll nach E. Mucke von dem sorbischen Worte sepe oder sepje für Haufen, Damm abzuleiten sein, so daß er Dorf am Damm oder Dammdorf bedeutet⁵. Es erscheint beachtenswert, daß an der Straße von Luckau nach Storkow im Baruther Urstromtal die „Walden“, nämlich die Dörfer Reichwalde, Freiwalde, Schönwalde und Waldow liegen, und daß es bei Buchholz neben Eichholz und Birkholz noch einige andere Dörfer mit deutschem Ortsnamen gibt. Ferner mag nicht unerwähnt bleiben, daß auch westlich von Dahme zwei Orte mit den Namen Freiwalde und Schönwalde dicht nebeneinanderliegen und es auch bei Storkow ein Reichwalde gibt. Nach der Durchsicht von in Reichwalde gesammelten Wörtern und Redewendungen hat H. Teuchert vermutet, daß Reichwalde vom Fläming her besiedelt worden ist, und die Geschichtsforschung ist zu dem gleichen Ergebnis gekommen. Die ersten Anfänge einer Einwanderung von deutschen Siedlern in die westliche Niederlausitz dürf-

ten um und nach 1185, besonders nach der 1187 erfolgten Erwerbung der Provinz Dahme durch den kolonisationsfreudigen Erzbischof Wichmann von Magdeburg eingesetzt haben. Ein stärkerer Zustrom in die westliche Niederlausitz trat vor allem unter dem Markgrafen Konrad II. (1190 bis 1210) ein. Zunächst drangen wohl im Zusammenhange mit dem Kolonisationsgebiet auf dem Fläming deutsche Bauern von Dahme her in den nördlichen Teil des Kreises Luckau ein⁶. Die Zisterziensermönche des thüringischen Klosters Pforta, denen Konrad II. 1209 bei Storkow einen See und 100 Hufen geschenkt hatte, wanderten wahrscheinlich über den Schiebsdorfer Damm zu ihren neuen Besitzungen. Die Straße von Luckau über Schiebsdorf nach Buchholz scheint bei der Besiedelung des Gebietes um Storkow und Beeskow eine wichtige Rolle gespielt zu haben⁷.

Wenn die Stadt Luckau ein halbes Jahrtausend den Schiebsdorfer Damm in Ordnung gehalten hat, dann hat sie doch wohl nur das getan, was ursprünglich zu den Aufgaben der Burggrafen von Reichwalde gehörte. Urkundlich erwähnt wird die Burg Reichwalde zuerst im Jahre 1301. Aus dem der Burg zugewiesenen Bezirk entwickelte sich die Herrschaft Reichwalde, deren Besitzer 1345 ein Johann von Strel war, dem auch Beeskow und Buchholz gehörten. Im Jahre 1377 wies Reinhard von Strel seinen Besitz an die ihm nahe verwandten Hans und Ulrich, Söhne des Friedrich von Bieberstein auf Sorau. Johann von Bieberstein sah sich gezwungen, einen großen Teil der Herrschaft Reichwalde an die Stadt Luckau zu verkaufen. Am 26. April 1414 bestätigte König Wenzel der Stadt Luckau den Besitz des Schlosses Reichwalde und der Dörfer Reichwalde, Freiwalde, Schönwalde, Groß-Lubolz, Niewitz und Duben und erteilte die Erlaubnis zum Niederbrechen des Schlosses. Heute geht der Pflug über seine Stätte hin. Im Ackerboden aber zeigen sich viele grobe, blaugraue Scherben als Reste von Gefäßen, die in der Burg Reichwalde einst gebraucht worden sind⁸. In Reichwalde wird noch erzählt, daß der Ort einst viel größer, ja eine Stadt gewesen sei, die den Namen „Ruhland“ gehabt haben soll. Ferner weiß man zu erzählen, daß im Dorfe einst ein Ochsenkopf aufgestellt war, der vor sehr langer Zeit nach Luckau gebracht worden sei. Mit dem Ochsenkopf, der nach einigen sogar ein goldener gewesen sein soll, wären verschiedene Rechte verknüpft gewesen, die Gemeinde hätte mehr Rechte im Walde gehabt, brauchte keine Steuern zu zahlen usw. Der angebliche Stadtname „Ruhland“ erinnert an den Roland, der einst in Reichwalde vorhanden war⁹, und der später nach Luckau gebracht worden ist¹⁰.

Vom Dorfe Reichwalde war zunächst nur der westliche Teil vorhanden. In der Mitte der Südseite der Dorfstraße befand sich das Gehöft des Richters, mit dem die Schankgerechtigkeit verknüpft war. Zu den beiden Seiten des Richtergutes lagen je fünf Bauernhöfe. An der Nordseite der Dorfstraße waren ebenfalls zehn Bauern angesiedelt worden, zu denen noch der Wassermüller kam. Für die Berste wurde ein neues Bett gegraben, um ihr

*Reichwalde, Dorfstraße
im Jahre 1908*



Wasser dem Dorfe zuzuleiten, damit es dort das Rad der Wassermühle drehe, im Dorfgraben den Bauernhöfen Wasser liefere und auch den Burggraben mit Wasser fülle. Der natürliche Lauf, der heutige Mühlgraben, blieb erhalten, und eine Freiarche sorgte dafür, daß ein Teil des Hochwassers vom Dorfe weg durch den alten Berstelauf in den Erlenwald geleitet werden konnte. Für die Anlage von Dörfern wurde gern der Eichen-Hainbuchenwald gewählt¹¹. Nach der Bodenbeschaffenheit ist auch in der Reichwalder Feldmark ein Stieleichen-Hainbuchenwald gerodet worden, um Platz für die Bauernhöfe zu bekommen.

In Reichwalde gab es ein Rittergut, das, obwohl es längst aufgeteilt war, nach der revidierten Matrikel von 1839 noch zu den landtagsfähigen Rittergütern gehörte, weshalb die Stadt Luckau auf den Provinziallandtagen unter den Mitgliedern der Ritterschaft erschien. Das Rittergut Reichwalde ist anscheinend schon bald nach 1414 aufgeteilt worden. Im Jahre 1462 belehnten Bürgermeister und Ratmannen zu Luckau Valtin Gruntzmann mit Lehn und Gut in Reichwalde, wie es schon sein Vater besessen hatte¹². Es war kein gewöhnliches Bauerngut, das er erhalten hat. Er durfte von den Gütern sechs Schock böhmische Groschen weniger zwanzig Groschen Zins erheben, eine Summe, die sich auffallend mit dem Betrage deckt, den die Bewohner des neueren Dorfteiles nach einem Schoßregister von 1572 an Zins zu zahlen hatten. Die Leute des Gruntzmann, also die Neusiedler, sollten im Dorfe die gleichen Rechte und Freiheiten haben wie die alteingesessenen Bauern des Dorfes. Während im älteren Dorfteil die Höfe sich dicht sammelndrängen, zeigt der neuere Teil an der Dorfstraße lange Gartenzäune, die zum Teil durch den für eine Besiedlung zu tief liegenden und daher zu nassen Boden bedingt sind, zum Teil aber auch dadurch, daß sich für einige Siedelungstellen niemand fand, der sie haben wollte. Es gab also schon vor dem Dreißigjährigen Kriege eine Landflucht. Als Paul Schuster,

der aus einem Zeidlergute in Groß-Lubolz stammte, im Jahre 1430 dem Rate der Stadt Lübben einen Brief vorlegte, aus dem zu ersehen war, daß er sich von der Gesellschaft der Waldbienenzüchter, der Deditzen oder der Honighalterei losgekauft hatte, wohnte er schon in Lieberose. Ähnlich war es 1455. Als die Gebrüder Jurge und Otto von Stutterheim zu Golßen eine größere Anzahl von Deditzen mit ihren rechten Erben und Nachkommen solcher Eigenschaft erblich frei, quitt, ledig und los gesagt, waren einige schon nach Buchholz, Teupitz und Jüterbog gezogen. Als 1542 der Landvogt Albrecht Schlick den Georg Bork und seinen Sohn Andreas in Klein-Lubolz aus der Gesellschaft der Honighalterei entließ, gab er in dem Briefe als Zweck der Freilassung an, daß sie und ihre Kinder desto stattlicher und besser im Handwerk und sonst bei frommen Leuten gefördert und ihre Nahrung suchen möchten.

Sehr wichtig für den bäuerlichen Wirtschaftsbetrieb war in vergangenen Zeiten die Waldweide. Das kleine, anspruchslose Landvieh, das man einst hielt, mußte sich fast das ganze Jahr hindurch seine Nahrung draußen auf der Weide suchen; daher war Viehzucht ohne Weiderechte gar nicht möglich. Den Leuten des Valtin Gruntzmann war ebenso wie den Bauern des älteren Dorfteiles für ihre Viehhaltung eine freie Viehtrift mit allem ihrem Vieh, es sei groß oder klein, in den Wäldern und Heiden zugesichert.

Als Wald wurde der gesamte nördliche Teil der Feldmark genutzt, in dem man den „Herrenbusch“ von dem „Menebusch“ unterschied. Die Grenze zwischen beiden bildete der von Reichwalde nach Freiwalde führende Weg. Im Menebusch, dem Gemeindebusch, hatte die Gemeinde über die Nutzung zu bestimmen; der Herrenbusch dagegen gehörte der Stadt Luckau, und die Herren des Luckauer Rates erhielten aus ihm ihr Brennholz. In dem Herrenbusch liegt an der Westgrenze der Feldmark südlich vom Querfließ die bereits 1414 erwähnte „Varenhorst“, deren Name als Ochsenhorst gedeutet wird^{12a}. Nach Colerus¹³ war es einst üblich, daß die Ochsen allein und von den Kühen und Pferden abgesondert gehütet wurden, wo die besten Grasflecke waren. Die Reichwalder Dorfordnungen von 1729 und 1777 bestimmten ebenfalls, daß die Ochsen absonderlich zu hüten seien. Die Varenhorst — man sagt noch heute in Reichwalde ebenso wie in der Urkunde von 1414 die Varenhorst — trug nach der Bodenbeschaffenheit einst einen Stieleichen-Hainbuchenwald, also einen Waldtyp, der als Waldweide sehr geschätzt war. Den Flurnamen Varenhorst als Föhrenhorst zu deuten, gestatten die örtlichen Verhältnisse nicht.

Der Herrenbusch gehörte der Stadt Luckau, seine Nutzung war an die Gemeinde Reichwalde verpachtet. Diese konnte darin holzen, wie sie wollte, und ihn nach Belieben als Hutung benutzen. Für die Nutzung des Herrenbusches hatte die Gemeinde den Luckauer Rats Herrn jährlich 19 Klafter Brennholz zu liefern als Ersatz für das Deputatklafterholz, das sie bisher aus dem Herrenbusch zugewiesen bekommen hatten. Ferner erhielt jeder

Ratsherr alljährlich von der Gemeinde auf Michaelis eine tüchtige und gute Gans. Die nach einem Bericht des Försters Schumann von 1799 sehr verschiedene Beschaffenheit der einzelnen Teile des Herrenbusches lehrt, daß der Grad der Waldverwüstung nicht nur von der Stärke der Beweidung und der sonstigen Raubwirtschaft abhängt, sondern auch von seinem Standort und seiner botanischen Zusammensetzung. Der nasse Erlenwald dürfte sich am widerstandsfähigsten gezeigt haben, der Stieleichen-Hainbuchenwald dagegen am stärksten unter der Beweidung gelitten haben. Die Varenhorst, die heute Ackerland ist, wird schon 1799 Blöße gewesen sein.

Der Menebusch befand sich in einem besseren Zustande, wofür spricht, daß bei der Separation ein Morgen in ihm so hoch bewertet wurde wie vier Morgen im Herrenbusch. Wenn der Menebusch wesentlich besser war, dann ist das keineswegs nur einer pfleglicheren Bewirtschaftung, sondern auch seiner größeren durch die Bodenbeschaffenheit bedingten Widerstandsfähigkeit zu verdanken. Für eine Verbesserung des Herrenbusches schlug Schumann vor, die hohen Distrikte mit Eichen zu belegen und anzupflanzen, die niedrigen dagegen mit Erlen anzubauen und struppichten Erlen abzutreiben und zu verhegen. Die Blößen in den Wäldern, besonders die auf dem höheren Gelände, waren einst ein sehr geschätztes Weideland. Von einer in dem zwischen Niewitz und Groß-Lubolz gelegenen Mittelbusch vorhandenen Blöße bemerkte Schumann in seinem Bericht, daß sie eine Koppelhutung sei.

Die Hutungen sind sicher in vielen Fällen dadurch entstanden, daß der vorher dort vorhandene Wald durch Beweidung vernichtet worden ist. Auf ihnen wurden alljährlich dem Boden mit den abgeweideten Pflanzenteilen recht erhebliche Mengen von Nährstoffen entzogen. Dazu kam noch, daß ein Teil des Regenwassers durch den Boden hindurchsickerte und leichtlösliche Mineralien mit in die Tiefe nahm. Die allmähliche Verarmung des Bodens bewirkte, daß die ertragreichen Weidepflanzen, die eine reichliche Versorgung mit Nährstoffen verlangen, keine günstigen Lebensbedingungen mehr fanden und darum schwachwüchsigen Arten Platz machten, die sich mit einem mageren Boden begnügten. So entstanden kurzgrasige Bestände, die nur einen geringen Ertrag lieferten. Wo es an der nötigen Pflege fehlte, breiteten sich die von den Weidetieren gemiedenen Arten in unerfreulicher Weise aus und trugen dadurch ebenfalls zur Verminderung des Ertrages bei. Dieser Rückgang der Viehweiden war eine weit verbreitete Erscheinung. Im 18. Jahrhundert waren die Hutungen meist recht minderwertig; man ernährte damals, wie man sagte, im Sommer das Vieh auf der Weide schlecht, damit es sich an das Hungern im Winter gewöhne. Es war also durchaus zeitgemäß, wenn es 1789 für C. G. Schmidt ein recht unerfreulicher Anblick war, auch in der Niederlausitz sehen zu müssen, wie sich kleine, magere Kühe und Pferde auf den weitläufigen, mageren Triften mehr hungrig liefen, als sie Sättigung finden konnten¹⁴. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war der Ertrag der Ponnische, einer Koppel-

hutung auf der Freiwalder Feldmark, so gering, daß es sich nach Ansicht der Reichwalder Bauern nicht mehr lohnte, ihr Vieh dorthin treiben zu lassen. Um das Weiderecht aber nicht zu verlieren, ritten die jungen Burschen am ersten Pfingstfeiertag in die Ponnische, ließen dort ihre Pferde weiden, um beweisen zu können, daß sie alljährlich von ihrem Weiderecht ungehindert Gebrauch gemacht hätten¹⁵.

Da die mageren Allmendeweiden das Vieh nicht immer ausreichend ernähren konnten, mußte die Viehhaltung geregelt werden. Die Reichwalder Dorfordnung vom 20. März 1777 ordnet sie in folgender Weise: „Was nun die Haltung des Viehes anbetrißt, so ist zeithero bei der Gemeinde die schädliche Gewohnheit eingerissen, daß ein jeder nach Gefallen so vieles Vieh, als er nur gewollt, gehalten hat, wodurch aber die Hutung gar sehr überlegt wurde und überaus viele Unordnung in der Gemeinde entstanden. Alldieweil nun aber diesem Unwesen keineswegs weiter nachgesehen werden kann, zumal sich die Umstände nach nunmehr eingeführten neuen modo contribuendi¹⁶ gar sehr verändert haben, so wird die Viehhaltung bei dem Dorfe Reichwalde von jetzo an folgendergestalt festgesetzt; daß ein jeder Untertan, ausgenommen die Büdner, ohne Unterschied der aufhabenden Schatzung von 19 Gulden Schatzung überhaupt 6 Stück Vieh, es seien Pferde oder Rindvieh, halten kann; hingegen aber, da die Einwohner des Dorfes eine sehr verschiedene Schatzung auf ihren Gütern haben und teils bis auf 60,70 und mehr Gulden ansteigen, so halten dieselben von der übrigen Schatzung allemal von 8 Gulden noch ein Stück Vieh solchergestalt, daß derjenige, welcher z. B. 70 Gulden Schatzung auf sich hat, überhaupt 11 Stück Vieh auf seinem Gute halten kann, und so ein jeder nach Proportion seiner Schatzung. Überdies soll jeder ebenfalls nach Proportion der Schatzung von jeglichen 15 Gulden derselben ein Stück Zuwachsvieh, es sei Kalb oder Fohlen, zu halten befugt sein; jedoch aber solches allemal zu Bartholomä (24. August) desselben Jahres, wenn es drei Jahre alt ist, abzuschaffen und zu verkaufen gehalten sein; und werden Richter und Schöppen nachdrücklich angewiesen, genaue Obsicht darauf zu führen, damit diese Ordnung des Viehhaltens jederzeit genau gehalten und die Hutung nicht mit mehreren überleget wird.“ Der Reichwalder Dorfordnung vom 26. Juli 1729 ist ein Verzeichnis angefügt, das angibt, wieviel Pferde, Rindvieh, Schweine und Gänse höchstens von jedem Bauern gehalten werden durften. Es waren ihnen meist 4 Gespanne, 4 Kühe, 3 Zuwachs, 2 Gänse und 2 Schweine gestattet. Die geringste Viehhaltung bestand aus 3 Gespannen, 3 Kühen, 3 Zuwachs, 1 Gans und 2 Schweinen, die stärkste aus 6 Pferden, 3 Ochsen, 8 Kühen, 4 Zuwachs, 2 Gänsen und 2 Schweinen. Es war den Bauern überlassen, ob sie als Gespanne Pferde oder Ochsen verwenden wollten. Die mündliche Überlieferung sowie Inventarverzeichnisse aus dem 18. Jahrhundert sprechen dafür, daß als Zugtiere Pferde verwendet wurden. Setzt man für den Anspann stets Pferde und für den Zuwachs Rindvieh ein, dann ergibt sich zwischen 1727 und 1929 folgender Unterschied:

	1729	1929
Pferde	157	73
Ochsen	3	18
Anspann	160	91
Kühe	150	192
Jungvieh	126	179
Rindvieh	276	371
Gänse	69	73
Schweine	85	602

Nach Inventarverzeichnissen von 1752, 1783, 1797 und 1804 hatten die Bauern zwar 4 Pferde, aber nur 2 Kühe, obwohl ihnen 4 nach der Dorf-
nung von 1729 zu halten gestattet war. Im Jahre 1797 wurde ein Pferd
mit 70 Talern bewertet, eine Kuh dagegen nur mit 16 Talern. Der wesent-
lich höhere Preis, der für ein Pferd gezahlt wurde, macht es verständlich,
daß von den Bauern die Pferdezucht bevorzugt wurde.

Im Herrenbusch wurde im Jahre 1823 ein Stück Hutung, weil sein Er-
trag zu gering war, in Ackerland verwandelt, und nach der Separation sind
erhebliche Teile desselben zu Acker gemacht worden. Die geringen Reste
des Erlenwaldes werden heute überragt von hohen, breitkronigen Pappeln,
die von den Bauern ihrer hellen Rinde wegen Weißpappeln genannt wer-
den und durch ihren sehr raschen Wuchs die vorher vorhandene Grau-
pappel völlig verdrängt haben. Die Weißpappeln sind, angeblich von weit-
her bezogen, an der 1842 gebauten Chaussee Golßen—Lübben angepflanzt
worden, wo sie sich auf dem Dünengelände nicht besonders gut entwickel-
ten. Im Bereich des Erlenwaldes wachsen sie jedoch so rasch, daß ein alter
Bauer einmal sagte, ein junger Mann solle bei seiner Heirat Weißpappeln
anpflanzen, da diese ihm durch ihr Holz das Geld für die Ausstattung sei-
ner Töchter liefern könnten. Die Weißpappel ist eine schnellwüchsige Sorte
der Kanadischen Pappel, die in der Mark nur aus dem Spreewaldgebiet und
in Westdeutschland nur vom Niederrhein bekannt ist. Sie ähnelt der so-



*Viehweide
im Herrenbusch*

genannten Geldernpappel, die in Holland besonders in der Provinz Geldern angebaut wird¹⁷.

Nach einem Verzeichnis der den Separationsinteressenten zugeteilten Flächen von 1851 waren vor der Separation 39,5 % der Feldmark Wald, 12 % Hutung und 25,5 % Wiesen. Es dienten also 77,0 % der Feldmark der Viehzucht; 51,5 % sorgten im Sommer als Weideland für die Ernährung des Viehs, und 25,5 % lieferten das Winterfutter. Auch in Reichwalde haben „die Alten nicht unbillig die Wiesen allem anderen Feldbau vorgezogen, zweifelsohne, weil sie die Viehzucht für viel nötiger gehalten haben als den Ackerbau, indem von den ersteren die Leute mit Milch, Käse, Butter und Fleisch wohl leben können ohne das andere, wie in den nordischen Ländern zu sehen ist, da die Leute ohne Brot auskommen“¹⁸. Die Erzeugnisse der Rindviehzucht und alles Fettvieh waren früher verhältnismäßig teuer, so daß das natürliche Grasland durch die Viehhaltung einen guten Ertrag gab¹⁹. Daß in Reichwalde die Wiesen einst hoch bewertet wurden, zeigt das Schoßregister vom Jahre 1572. Als im älteren Dorfteil ein wüster Bauernhof nicht besetzt werden konnte, wurde der für diesen zu zahlenden Zins in folgender Weise aufgebracht: Es zahlte Andreas Purla für den wüsten Garten, d. h. für die angrenzende Hofstelle, 4 Groschen, so daß sein Hof sich noch heute durch seine Größe von den übrigen deutlich abhebt. Für den Kohlgarten gab Huprecht jährlich 2 Groschen. Für die zum Hofe gehörenden Wiesen aber wurden 18 Groschen gezahlt, nämlich von Lorenz Bauer 6, von Hans Balk 5, von Andreas Purla 4 und von Matz Schura 4 Groschen. Akten des Landesarchivs Lübben bestätigen die Angaben älterer Bauern, daß auf der Reichwalder Feldmark einst viel Heu geerntet worden ist. Es konnte viel Heu verkauft werden, und die Bauern sollen damit bis Berlin gefahren sein. Das Gras sei früher auf den Wiesen so hoch gewesen, daß man die Mäher dahinter nicht sehen konnte. Auch das wird stimmen. Vor der Begradigung der Berste war ihr unteres Tal eine Spreewaldlandschaft, und auf nährstoffreichen Überschwemmungswiesen breitet sich der Wasserschwaden aus. Wo dieser im Oberspreewalde spät geschnitten wird, da zeigt sich dort noch heute das recht ungewöhnliche Bild, daß auf einer Wiese das Gras höher ist als der Mäher.

Im Sommer 1857 grub man in der Reichwalder Feldmark für die Berste ein neues, fast schnurgerades Bett. Die Regulierung der Berste bewirkte, daß im Sommer der Boden stärker austrocknete und das Grundwasser tiefer sank als vorher. Wiesenpflanzen, die zu ihrem Gedeihen einen dauernd feuchten Boden verlangten, konnten nicht mehr fortkommen. Es ist also durchaus verständlich, daß, wie berichtet wird, auf den Wiesen die Gräser verschwanden, als die Berste in ihr neues Bett geleitet worden war, der Ertrag der Wiesen erheblich sank. Durch das Hochwasser der Berste und Dahme wurden trotz der Bersteregulierung zeitweise noch weite Flächen der Feldmark überschwemmt. Um die Überschwemmungsgefahr gänzlich zu beseitigen, wurde in den Jahren 1937/38 der Lauf der Berste und des

Querfließes vertieft, wodurch jedoch nach der allgemeinen Ansicht der Bauern nichts gebessert worden ist. Im Gegenteil, die Weiden vertrocknen schneller als früher, und die Wiesen und Äcker leiden noch mehr unter der Dürre als vorher. Die außergewöhnlich lange und große Überschwemmung 1939/40 lehrte, daß auch die Hochwassergefahr nicht beseitigt wurde. Im unteren Berstetal hat ebenso wie in vielen anderen deutschen Flußtälern die Entwicklung dahin geführt, daß der *wechselseuchte Zustand mit starker sommerlicher Austrocknung* mehr und mehr an Ausdehnung gewonnen hat. Damit aber verträgt sich das Vorhandensein ertragsteter Wiesen nicht mehr.

Die Wiesen wurden bis zur Separation im Frühling bis Altwalpurgis, d. h. zuletzt bis beinahe Mitte Mai beweidet und im Herbst wieder, sobald das Heu eingefahren war. Sie waren bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhundert einschürig und wurden erst im August geschnitten. Für ihre Verbesserung wurde wenig getan. Nach der Gründung der Molkeerei in Golßen im Jahre 1896 fing nun das monatlich ausgezahlte Milchgeld an, eine wichtige Rolle im bäuerlichen Haushalt zu spielen. Um es zu erhöhen, wurden die Wiesen besser gepflegt. Der auf den ertragsarmen Magerwiesen einst so häufige Blaue Husarenkneep, wie die Bauern den von ihnen gehaßten Teufelsabbiß (*Succisa pratensis*) nennen, verschwand völlig. Der einst massenhaft vorhandene Herbst-Löwenzahn, desse gelbe Blüten vormittags die Wiesen vergoldeten, überließ seinen Platz dem Klee. Auch die Hundehaare, nämlich die borstenförmigen Blätter des Borstgrases sowie die auf trocknen, mageren Böden besonders drahtigen des Rotschwingels stören beim Mähen nicht mehr so wie früher. Andererseits hat sich infolge der besseren Pflege der Wiesen der sehr anspruchsvolle Wiesenfuchschwanz, ein ertragreiches und wertvolles Mähegras eingefunden und sich stellenweise so ausgebreitet, daß seine zahlreichen Halme den Anblick der Fläche bestimmen²⁰. Durch die Düngung werden nicht nur die Pflanzenbestände des Grünlandes verändert, sondern es wird auch der Wasserhaushalt des Bodens so verbessert, daß die Pflanzen Dürrezeiten wesentlich besser überdauern können²¹.

Im Jahre 1792 war eine der Karchschen Schäferewiesen am Schiebsdorfer Damm, 120 Schritte lang und 102 Schritte breit, so von Weiden und dergleichen Strauchwerk bewachsen, daß unten am Boden das Wurzelwerk von dem Gesträuch wie ein geflochtenes Gewebe zusammenhing. Zwischen dem Strauchwerk war gar kein ordentlicher Rasen, sondern es wuchs dort fast nur Moos. Die Wiese lieferte kein vollkommenes halbes Fuder Heu, wobei noch daran zu denken ist, daß die Wagen einst kleiner waren als heute. Die Sträucher und Bäume, die früher auf den Wiesen häufig vorhanden waren, hinderten beim Mähen mit der Mähmaschine derart, daß sie fast überall restlos beseitigt worden sind.

Die Äcker nahmen vor der Separation von der Niederungsfeldmark nur 12 0/0 der Gesamtfläche ein. Die Gemeinde Reichwalde besitzt jedoch außer der Niederungsfeldmark beim Dorfe in der Niederung des Baruther Ur-

stromtales noch eine 102 ha große Höhenfeldmark, die südlich von Schiebsdorf auf der sandig-kiesigen Hochfläche der Kurzen Heide liegt. Sie wird als Ackerland genutzt, dessen Bearbeitung dadurch erschwert wird, daß es 5—7 km von den Höfen entfernt ist. Wann das Dorf diese Höhenfeldmark erhalten hat, ist unbekannt. Im Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt es jedoch, daß um 1430 auch Reichwalder Bauern zu denen gehörten, die damals auf der Kurzen Heide mit Heidekraut bewachsene Flächen umgepflügt und zu Acker gemacht haben. Die Stadt Luckau hat sich damals mit den Bauern gütlich dahin geeinigt, daß das bereits umgepflügte Land Acker bleiben sollte, jedoch keine weiteren Flächen umgebrochen werden dürften.

In der Niederungsfeldmark gab es Äcker zuerst nur südlich vom Dorfe auf Auelehm. Es waren jedoch dort nur einzelne Ackerstücke vorhanden, die durch ansehnliche Wiesenflächen voneinander getrennt waren. Nach der Dorfordnung vom Jahre 1729 verlangte der Flurzwang, daß jeder zwei richtige Felder als Sommer- und Winterfeld haben und mit den anderen mit gleichem Samen besäen sollte. Wenn das Getreide reifte, dann sollte der Richter die Gemeinde zusammenrufen, um gemeinsam den Beginn der Ernte festzusetzen. Nach der Mahd sollten die Äcker noch 8 bis 14 Tage von der Hutung verschont bleiben, damit das Getreide alles weggeschafft werden könne. Nach der Aberntung des Wintergetreides durften die Äcker niemals eher als in der Woche, in die der Tag Michaelis (29. September) fiel, gestürzt werden, damit ein jeder darauf die Hutung genießen könnte. Die mehr oder weniger reichlich vorhandenen Ackerunkräuter lieferten für das Weidevieh anscheinend ein geschätztes Futter. In der Niederungsfeldmark bestand wohl Flurzwang, aber keine Dreifelderwirtschaft. Die Brache fiel weg, weil durch sie die Äcker stark verunkrauteten und der verhältnismäßig nährstoffreiche Boden keine Erholung durch eine einjährige Brache brauchte. Ferner gestattete die grünlandreiche Feldmark eine starke Viehhaltung, so daß ausreichend Dung für einen ertragreichen Ackerboden vorhanden war. Auf den Mangel an Brotgetreide, mit dem früher anscheinend öfter zu rechnen war, nahm die Dorfordnung Rücksicht, indem sie bestimmte, daß derjenige, der kein Brot mehr hatte, also einen Scheffel oder einen halben zum Brotbacken dringend brauchte, sich bereits vor der Ernte etwas abmähen dürfe, wenn er es vorher dem Ortsrichter gemeldet hätte. Für einen wiederholten Mangel an Brotgetreide spricht es ferner, daß im Dorfe erzählt wird, man habe früher das Brotmehl durch Gerste, Gullinke (*Spergula arvensis*), Wicken und Saubohnen gestreckt. Die Gullinke verlieh dem Brot einen süßlichen, die Wicken einen bitteren Geschmack, und nach Zusatz von Saubohnenmehl wurde das Brot sehr hoch. Saubohnen wurden früher sehr gern um die Flachselder gepflanzt.

In der Niederungsfeldmark wurden vor allem Weizen und Flachs angebaut und das Land dazu gegraben. Ferner gab es dort einige Felder mit Sommergerste, Hafer und Wicken. Die Felder auf der Höhenfeldmark wurden dagegen mit Roggen und Buchweizen bestellt. Im Jahre 1814 bau-



*Flachskiete
bei Reichwalde 1909*

ten sämtliche Besitzer Hirse an, etwa die Hälfte auch Erbsen. Noch in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts war Milchhirse mit rotem Zucker bestreut im Dorfe ein Festtagsgericht.

Der Kartoffelbau ist recht spät nach Reichwalde gekommen. Nach einem Auszuge vom Jahre 1752 hatte der junge Wirt alljährlich seinen Eltern zwar Korn, Gerste, Weizen, Erbsen, Hirse und Heidekorn, aber keine Kartoffeln zu liefern. Es ist das verständlich, weil 1755 in sämtlichen Luckauer Ratsdörfern nur ein Dresdener Scheffel Kartoffeln geerntet worden ist. Die Jahre 1770 bis 1772 brachten eine große Teuerung infolge schlechter Ernten, wodurch der Preis des Roggens auf 10 Taler für den Scheffel stieg. Diese Jahre der Mißernten förderten zwar die Ausbreitung des Kartoffelbaus, jedoch in Reichwalde wurden nach einem Auszuge vom Jahre 1784 den Auszögler noch immer keine Kartoffeln geliefert. Erst in einem Auszuge vom Jahre 1804 findet sich der Satz: Er setzt ihnen auf der Heide einen Luckauer Scheffel Knödel aus.

Die Gärten nahmen vor der Separation 7,3 % der Feldmark ein. Westlich vom älteren Dorfteile begleiteten auf einer Strecke von über 300 m die zu beiden Seiten der Berste liegenden Gärten den nach Golzig führenden Weg. Es waren die Gärten der Bewohner des alten Dorfteiles, für die sich der Name Starjasgärten erhalten hat, der vom sorbischen stara wjas, d. i. altes Dorf gebildet worden ist. Nach dem Sprachgebrauch des Schoßregisters von 1572 war damals ein Garten ein eingezäuntes Grundstück. So war die von einem Zaune umgebene Hofstelle im Dorfe ein Garten, der zu einem wüsten Garten wurde, wenn ihm der Besitzer fehlte. Der Kohlgarten, für den Huprecht jährlich zwei Groschen Zins zahlte, war ein Teil von den Starjasgärten. Es ist verständlich, daß die Bauern danach strebten, Land zu besitzen, das nicht dem Flurzwange unterworfen war. In den Starjasgärten konnten die Bauern anbauen, was sie wollten. Der Zaun

bot Schutz vor dem weidenden Vieh. Die Gärten waren stets eingezäunt. Die Ruten für die Zäune lieferten die Kopfweiden, die überall an Wegen und Wasserläufen reichlich angepflanzt waren. Nach der Reichwalder Dorfordnung sollten diejenigen, die Zäune herunterreißen oder Weiden beschädigen, nicht nur den verursachten Schaden ersetzen, sondern noch einer besonderen Strafe, die nach Befinden zu bestimmen war, verfallen sein. Der Zaun schützt rechtlich den Garten vor dem unbefugten Betreten durch Menschen. Nach der Dorfordnung sollte derjenige, der in den Gärten Kraut, Rüben oder Früchte entwendet hat, an das Halseisen gestellt und ihm die gestohlenen Sachen um den Hals gehängt werden. Besonders sollte diese Strafe gegen die Jungen angewendet werden, die in die Gärten stiegen, um darin Obst, Rüben, Mohn und dergleichen zu ihrer Näscherei zu stehlen und dabei Zäune und Bäume in liederlicher Weise zerbrachen.

Bei Reichwalde kamen im und am Urstromtal hauptsächlich drei verschiedene Waldtypen vor. Der Kiefernmischwald auf den Dünen und auf den trockenen Sanden am Rande des Urstromtales war in vorgeschichtlicher Zeit ein gern besiedeltes Gelände. Heute ist es Kiefernforst oder Ackerland. Der Stieleichen-Hainbuchenwald lieferte den Platz für den Aufbau des Dorfes Reichwalde, wurde durch die Waldweide vernichtet und ist heute in Acker- und Gartenland verwandelt. Der Erlenwald ist in einigen Resten noch erhalten, aber zum größeren Teile liefert er heute durch Wiesen das Winterfutter für das Vieh. Durch die Burg und den Roland wollte man zur Kolonisationszeit dem Orte eine größere Bedeutung verleihen, wohl deshalb, weil er an einer Zugangsstraße zum Gebiet von Beeskow-Storkow lag. Im Dorfe selbst fällt noch heute der Unterschied zwischen dem alten Dorfe und dem später aufgeteilten Rittergute auf. Im landwirtschaftlichen Betriebe wird durch die grünlandreiche Feldmark die Viehzucht sehr gefördert.

Anmerkungen:

¹ H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgraftums Niederlausitz, Band 3, Brandenburg 1856.

² K. H. Marschallck, Urgeschichte des Kreises Luckau, Kirchhain 1944.

³ E. Degner, Steinzeit- und Hallstattfunde von Freiwalde. (Zeitschrift für Ethnologie. 22. Band, Berlin 1890.)

⁴ R. Tüxen, Die Grundlagen der Urlandforschung. Ein Beitrag zur Erforschung der anthropogenen Beeinflussung der Vegetation Mitteleuropas. (Nachrichten aus Niedersächsischen Urgeschichte 5, 1931.)

⁵ Bei E. Mucke, Bausteine zur Heimatkunde des Kreises Luckau. Luckau N.-L. 1918 ist zu lesen: „Man könnte bei dem Namen Schiebsdorf vielleicht an eine Ableitung von nwd. sypa, der Pfeil, die Hagebutte oder awd. swiba der Rote Hartriegel (*Cornus sanguinea*) denken: also entweder Sypica (Pfeilspitzenlager, Hagebuttenort) oder Swibica (Hartriegelgebüsch und dann die Ansiedlung dabei).“ Darauf hingewiesen, daß die örtlichen Verhältnisse nicht für die Richtigkeit dieser Deutungen sprechen, daß jedoch zu vermuten sei, daß der Ortsname sich auf den sogenannten Schiebsdorfer Damm beziehen könnte, teilte E. Mucke am 4. 12. 1921 brieflich mit: „Alle meine Vermutungen auf Seite 93

der „Bausteine“ werden dadurch hinfällig. Die richtige Erklärung gibt der Dammbusch, Damm, Dammweg. Die wendisch-slawische Wurzel ist *sep*, gesteigert *syp*; davon *sypati* (niederw.) *sypa*, oberw. *sypac* = schütten, aufschütten, Subst. *sep*, pl. *sépe* die Aufschüttung, pl. *sepje* die Haufen, der Damm; davon *sepica*, der kleine Damm, also Dorf am Damm oder Dammdorf.“

⁶ R. Lehmann, Geschichte des Markgraftums Niederlausitz, Dresden 1937, S. 36.

⁷ R. Hermsdorf, Zwischen Dolgen und Scharmützel, Storkow 1934.

⁸ A. Arndt, Zur Geschichte der Burg Reichwalde im Kreise Luckau. (Brandenburgia 21, Berlin 1912.)

A. Arndt, Daz hus tzu Richenwalde (Heimatkalender für den Kreis Luckau 1920).

⁹ Petrus Albinus, Neue Meysnische Chronika. Wittenberg 1580.

¹⁰ Destinata literaria et fragmenta Lusatica, Band I, Lübben 1738.

¹¹ H. Ellenberg, Über die bäuerliche Wohn- und Siedlungsweise in Nordwestdeutschland in ihrer Beziehung zur Landschaft, besonders zur Pflanzendecke. (Mitt. der Floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft in Niedersachsen, Hannover 1937.)

¹² Gille, Urkunden im Ratsarchiv Luckau. [N.-Lausitz. Magazin 46 (1869) 9. 100.]

^{12a} H. D. Krausch, Flurnamen als Quellen zur Forstgeschichte [Märkische Heimat 1 (1956), H. 5, S. 21-28.]

¹³ Colerus, Oeconomia, Leipzig 1598.

¹⁴ C. G. Schmidt, Briefe über die Niederlausitz, Wittenberg 1789.

¹⁵ R. Scharnweber und O. Jungrichter, Sagen, Anekdoten und Schnurren aus dem Kreise Luckau, Berlin 1933. S. 87: Der Freibusch bei Freiwalde.

¹⁶ Kontributionsweise.

¹⁷ H. Fr. Joachim, Beiträge zur Kenntnis von *Populus euramericana* forma *gelrica* Houtzagers. (Archiv für Forstwesen, 3. Band, 1954.)

¹⁸ W. H. v. Hohlberg, Georgica Curiosa, Nürnberg 1682.

¹⁹ J. G. Koppe, Kurze Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg, Berlin 1839.

²⁰ A. Arndt, Die Wiesen und Dauerweiden des unteren Berstetales. (Verh. d. Bot. Ver. d. Prov. Brandenburg 79, Berlin-Dahlem 1939.)

²¹ A. Arndt, Veränderungen des Pflanzenbestandes einer Dauerweide durch Düngung und Mähnutzung. (Mitt. der Floristisch-soziol. Arbeitsgemeinschaft N. F. Heft 3, Stolzenau 1951.)

Der Kreis Oststernberg

Ein geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Überblick.

Als der heutige Landeskonservator von Niedersachsen in Hannover, Professor Dr. K a r p a, vor 25 Jahren die Leitung der Kulturabteilung der Brandenburgischen Provinzialverwaltung übernahm, wurde die Inventarisierung der Kunstdenkmäler mit besonderem Nachdruck betrieben. In rascher Folge erschienen ab 1937 die Kreisinventare von Templin, Landsberg, Cottbus, Sorau-Forst, Niederbarnim und Teltow. Die Drucklegung des Bandes Oststernberg begann im Sommer 1941, kam aber durch die Kriegseignisse nicht zum Abschluß. Bombentreffer zerstörten nicht nur das Berliner Haus des Deutschen Kunstverlags mit dem hier lagernden unbrochenen Satz und allen Klischees, sondern auch das Provinzialdenkmalsarchiv in Potsdam mit den Vorlagen für die zahllosen Abbildungen. Nur ein Exemplar des geklebten Umbruchs blieb mit dem gesamten Text und den Andrucken der meisten Zeichnungen und Aufmessungen erhalten, der umfangreiche Bilderteil aber war verloren.

Dr. habil. Hans Erich K u b a c h, der 1939 den Kreis Oststernberg bereist und bearbeitet hatte, wagte das mühevollen Werk der erneuten Drucklegung. Besonders schwierig war es, die verloren gegangenen Fotos zu ersetzen. Wenn das wider Erwarten zu einem beträchtlichen Teil gelang, ist es in erster Linie unseren Mitgliedern zu verdanken, die zahlreiche Bildvorlagen aus ihrem Privatbesitz beisteuerten.

So ist dann ein stattlicher Band „Die Kunstdenkmäler des Kreises Oststernberg“ zustande gekommen, der 1960 als Band 3 in der Reihe B der Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens erschien. Er bringt auf 295 Seiten neben 266 Abbildungen den Text nach dem Zustand von 1939. Wir freuen uns, daß der Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat in Marburg als Herausgeber den Abdruck des geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Überblicks in unserem Jahrbuch bereitwilligst gestattete und danken dem W. Kohlhammer Verlag Stuttgart für die Überlassung der Druckstöcke.

Der Kreis Oststernberg, der mit der gesamten Neumark einen Teil des Regierungsbezirks Frankfurt an der Oder bildet und erst 1873 durch Teilung des Sternberger Landes in eine östliche und eine westliche Hälfte entstand, grenzt im Norden an den Kreis Landsberg, mit dem er sich in das Warthebruch teilt. Westlich ist der Weststernberger Kreis benachbart, südlich außer einem Teil des Kreises Crossen der Kreis Züllichau-Schwiebus. Die gesamte Ostgrenze hat er mit den Kreisen Schwerin und Meseritz der ehemaligen Provinz Posen gemeinsam, deren Rest von 1919 bis 1939 einen Teil der Grenzmark bildete und von 1939 bis 1945 zu Brandenburg gehörte. Der weitaus größere südliche Teil des Kreises ist weithin mit Wald bedeckt, in dem die Feldmarken einzelner Dörfer oder kleiner Dorfgruppen wie Inseln verstreut sind. Die Ränder der tief ins Hügelland eingeschnittenen Seen und Bachläufe sind bewaldet. Nur das flachere Land der Hügellücken trägt Felder und Wiesen. An drei Stellen bilden Gruppen oder Ketten von Seen besondere landschaftliche Anziehungspunkte: im Buchwald bei Lagow, zwischen diesem Ort und Zielenzig sowie bei Königswalde. Sie entwässern teils durch den Postumbach und das Fließ unmittelbar, teils durch das Piesker Fließ und die Obra zur Warthe, teils auch durch

die Pleiske zur Oder. Während der Nordostzipfel des Kreises Kiefernforst trägt, gibt sonst durchweg Mischwald, z. T. mit schönen Buchenbeständen, der hügeligen Landschaft Reiz und Abwechslung.

Eine Einheit für sich bildet das Warthebruch, das zur Hälfte zum Kreise Landsberg gehört. Die Kreisgrenze schneidet mehrmals den Fluß, ohne ihm je zu folgen. Das an holländisch-niederrheinische Flachlandschaft gemahnende Bild des tellerflachen Landes ist durch zahlreiche baumbestandene Kanäle und Deiche reizvoll belebt. Oft eröffnen sich weite Fernblicke aus dem Hügelland über das breite Warthetal zum anderen Rand, den Höhen bei Landsberg.

Wie im Kreise Landsberg, so entspricht auch hier der Verschiedenheit der Landschaft ein Unterschied in der Geschichte und Besiedlung. Auf der Höhe erweisen zahlreiche Dörfer mit rein deutschen Namen die Bedeutung der deutschen Landnahme im 13. Jh., während das Warthebruch bis ins 17./18. Jh. fast unbesiedelt blieb. Die deutsche Siedlungstätigkeit ging Hand in Hand mit dem Erwerb und der Sicherung des Landes durch die Askanier um die Mitte des 13. Jh. Durch befestigte Stützpunkte wurde das Land gegen das unmittelbar angrenzende polnische Reich geschützt. Die Templer, die sich 1232 in Küstrin niederließen, erhielten zwölf Jahre später von einem Grafen Mrotsek die Stadt Zielenzig, wo eine hölzerne Burg stand. Von ihr ist nichts übriggeblieben, nur der Name Burgwall auf einem Stadtplan des 18. Jh. zeigt noch die runde Burgstelle. Von zwei anderen Burganlagen sind wenigstens noch die Erdwälle erhalten. Sie „können wohl als die ältesten Reste einer Bautätigkeit aus der Zeit der Kolonisation angesprochen werden: der sogenannte Schloßberg, 2 km nordwestlich von Gleiß, und das „Alte Haus“ im Eilangtal bei Sternberg. Sind auch die einst aus vergänglichem Baustoff errichteten Unterkunftsstätten längst verschwunden, so geben doch die noch deutlich erkennbaren Anlagen als solche einen lehrreichen Einblick in die Art und Weise des Ausbaues derartig befestigter Stützpunkte. Wie bei den meisten der späteren Herrensitze wird schon zwischen Vorder- und Hinterschloß unterschieden, und der Verteidigungsfähigkeit des einzigen Zufahrtsweges in dem ringsum morastigen Untergrund wird in weitgehender Weise Rechnung getragen. Ähnlich mögen alle anderen jetzt, wie die Burg bei Zielenzig, verschwundenen befestigten Stützpunkte, von denen wir nur noch geschichtliche Nachrichten haben, ausgebaut gewesen sein“ (W. Jung).

Im übrigen sind aus der Zeit der deutschen Landnahme keine Denkmäler erhalten. Sehen wir in der Mittelmark und in den Gebieten nördlich und südlich davon eine Fülle romanischer Dorfkirchen im 13. Jh. entstehen, beginnen auch in der Niederlausitz und nördlich der Warthe die künstlerischen Zeugen der deutschen Kulturarbeit gegen 1300 sichtbar zu werden, so haben wir im östlichen Sternberger Land erst im 14. Jh. die ersten Anzeichen des Aufbaues. Auch sie sind spärlich genug und unsicher in der zeitlichen Ansetzung.

Der einzige größere mittelalterliche Wehrbau des Landes, der erhalten ist, ist die Lagower Burg. Die Landbrücke zwischen zwei langgestreckten Seen ist hier zweimal unterbrochen, auf der Insel ist durch eine doppelte Ringmauer unten ein nur aus einer einzigen kurzen Straße bestehendes Städtchen mit zwei Torhäusern, auf dem Hügel in der Mitte eine weithin ragende Burg errichtet worden. Die Mauern, teils aus Feld-, teils aus Backstein, sind samt den Toren noch weitgehend erhalten; der ursprüngliche Umfang der Burg selbst läßt sich aber nicht ermitteln, da nur der hohe, oben runde Bergfried der Südostecke und ein rippengewölbter Raum in der Südwestecke des quadratischen Barockschlosses mit Sicherheit mittelalterliche Bauteile sind. Ob schon der gotische Bau einen quadratischen Hof umschloß, bleibt wie die genauere Zeit der Entstehung ungewiß. Über die ursprüngliche Erscheinung der mittelalterlichen Burganlagen von Königswalde und Sonnenburg ist nichts mehr auszumachen, doch erscheint es wenigstens für die letztere möglich, daß der östliche längsrechteckige Teil des Barockschlosses auf mittelalterlichen Grundmauern steht.

Nach den unruhigen Zeiten des 14. Jh., die durch innere Wirren und Poleneinfälle hervorgerufen wurden, kehrte im 15./16. Jh., besonders unter der festen Herrschaft der Hohenzollern, Friede ins Land ein. So beginnt auch die kirchliche Baukunst erst im späten 14. Jh. greifbar zu werden, wenn auch vielleicht der erste, einschiffige Bau der Stadtkirche von Zielenzig noch ins frühe 14. Jh. zurückreicht. Er gehört in die große Reihe der einschiffigen Stadtkirchen, die meist durch spätere Umbauten stark verändert sind. Auch hier ist nur das rechteckige Langhaus mit seinem Feldsteinunterbau und Spuren von Gewölben erhalten. Ob ein eingezogener Chor wie im benachbarten Reppen vorhanden war, bleibt ungewiß. Man muß sich den Bau mit seinen einfachen Strebepfeilern, dem steilen Satteldach, dessen Giebel in den späteren Turm verbaut wurde, in seiner einfach hausartigen Erscheinung vorstellen, um das mittelalterliche Zielenzig, voll kleiner Fachwerkhäuser im Mauerring, vor Augen zu haben. Dagegen mutet der kleine Backsteinbau von Ostrow fast westdeutsch formfreudig an durch den dreiseitigen Chorschluß, den Wechsel seiner Profilierungen an Gewänden und Gewölben, die breit gespannte, doch sicher durchgeführte Kreuzwölbung mit Diensten, die Gliederung der Westfront durch eine spitzbogige Pforte und ein reichprofilirtes Kreisfenster. Das Chorjoch ist freilich nicht eingezogen und nur durch kürzere Joche gegenüber dem Langhaus gekennzeichnet; dies erweist ebenso wie die schwere Gestalt der Strebepfeiler die Kraft des Backsteins zur Verblockung der Form. Auch der Chor der winzigen Königswalder Hallenkirche erinnert durch die weitgehende Wandauflösung, große Fenster zwischen enggestellten abgetreppten Strebepfeilern, unmittelbar an Westliches. Das Langhaus scheint zwar erst in einem zweiten Bauabschnitt entstanden zu sein, dürfte aber mit seiner Kreuzwölbung in Rechteckjochen auch noch dem 14. oder 15. Jh. angehören. Es zeigt die typischen achteckigen Pfeiler, abgetreppten Scheidbogen



*Zielenzig,
Nikolaikirche
von Südosten*

und einfachen Rippenprofile der ostdeutschen Backsteinbaukunst. Leider ist der ursprünglich durchsichtige Raum durch Emporen und Einsturz der Mittelschiffgewölbe in seinem ursprünglichen Wesen beeinträchtigt.

Das 15. Jh. — wieder ist eine genauere Zeit nicht zu ermitteln — gab der Zielenziger Kirche ein reiches Sterngewölbe, das sich auch über den wahrscheinlich früher entstandenen Ausbau des Chorgevierts erstreckt. Auch der Westturm wird im Kern wenigstens dem 16. Jh. angehören. Durch die reiche Form der Rippensterne bekommt der Innenraum ein sprühendes Leben, das durch die vereinheitlichende Erneuerung von 1900 nicht übel in Wirkung gesetzt ist. (Das Äußere der Kirche ist dabei durch mehrere durchbrochene Backsteingiebel bereichert, aber etwas allzusehr auf „märkische Gotik“ frisiert worden.) Auch die Königswalder Kirche erhielt eine spätgotische Zutat in Gestalt eines Westgiebels mit Blendengliederung in Form von Kreuzstockfenstern. Das gleiche Motiv kommt auch am Ostgiebel der Kirche in Heinersdorf vor, wo es aber von Spitzbogenblenden gerahmt ist. Neben Ostrow ist dies die einzige erhaltene mittelalterliche Dorfkirche des

Kreises, ein einfacher Rechteckbau mit schräggestellten Eckstrebebfeilern und einer — 1711 wohl nur erneuerten — Holztonne. Fenster und Pforten sind durch Rundstäbe an den Kanten bereichert. Ähnliche Bauten scheinen die Kirchen von Trebow und Lindow gewesen zu sein, die völlig erneuert sind. Auch die früheren Kirchen von Ögnitz und Petersdorf scheinen mittelalterliche Steinbauten gewesen zu sein.

Das bedeutendste Baudenkmal des Landes ist neben dem ebenda befindlichen Schloß die Kirche von Sonnenburg. Sie wurde bald nach 1474 begonnen und 1520/22 laut Inschrift in den Gewölbeschußsteinen vollendet. Trotz dieser fast ein halbes Jahrhundert umspannenden Bauzeit ist es ein



Sonnenburg, Kirche von Süden



Zielentz,
Nikolaikirche, Chor-
inneres mit Hochaltar

völlig einheitlicher Bau, der eindrucksvoll die Schönheitswerte der märkischen Hallenbaukunst verkörpert. Das Äußere ist freilich nach den Bränden von 1814 und 1847 im Sinne jener Zeit geschmackvoll, doch fast ein wenig zimperlich, umgestaltet worden. Dafür spricht der volle Klang der spätgotischen Architektur im Innern desto stärker, wo die überaus kurze, aber hohe Halle mit ihren stämmigen Pfeilern eine selten einheitliche Raumwirkung ergibt, die durch Chorumgang und namentlich durch die wechselnden höchst verwickelten Muster des Sternengewölbes bereichert wird. Die Einrichtung von Emporen und zahlreiche Ausstattungsstücke des 17. Jh. geben diesem Eindruck eine Mannigfaltigkeit, die wohl nicht im ursprünglichen Sinne lag, aber doch eher auf eine Steigerung als eine Minderung hinwirkt. Allzu unruhig wirkt nur die Gewölbebemalung von 1925, die die einfache barocke Tünchung ersetzte und dadurch den wohlberechneten Gegensatz von weißer Architektur und dunkler Ausstattung aufhob.

Erwähnen wir noch als vermutlich spät entstandenen Wehrbau die Zielentzger Stadtmauer, die noch im 18. Jh. fast vollständig erhalten war, heute aber nur an den beiden Nordecken Bruchstücke zeigt und außer den beiden Toren und einem Eckturm keine Türme oder Weichhäuser hatte, so ist alles, was von mittelalterlicher Baukunst übrigblieb, genannt. Es mag zwar hier oder da in den zahlreichen massiven Putzbauten der Kirchen des 18. Jh. noch ein älterer Kern stecken, doch haben sich nirgends Anzeichen

dafür gefunden. Im großen und ganzen werden die mittelalterlichen Dorfkirchen aus Holz und Fachwerk bestanden haben, wie sie ja im 17./18. Jh. noch zahlreich erbaut wurden. Die verhältnismäßig geringe Zahl der Denkmäler erlaubt eine kunstgeschichtlich und kunstgeographische Einordnung noch nicht, wenigstens nicht, solange nicht die gesamte ostelbische Kunst besser erforscht ist.

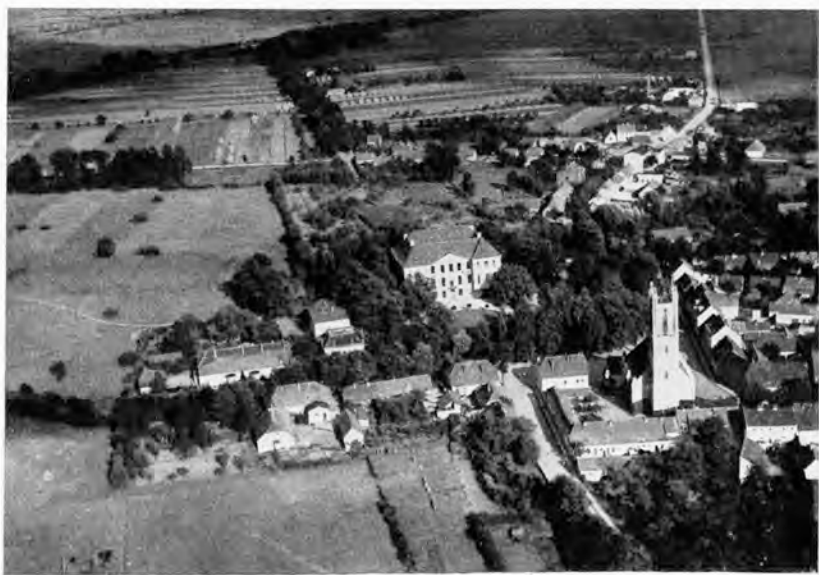
Dasselbe gilt auch von der Bildnerei, deren Zeugnisse eher noch spärlicher sind. Aus dem 14. Jh. stammen nur zwei Kruzifixe: das Mauskower ist durch gute Erhaltung des Stammes mit vier quadratischen Enden, die gewiß die Evangelistenzeichen enthielten, von Belang; der Gekreuzigte in Lagow, vom Ende des 14. Jh., ist in jüngster Zeit durch einen grauen Ölfarbenanstrich entstellt worden. Aus dem Beginn des 15. Jh. haben sich in Seeren Teile eines Schnitzaltars erhalten, die in einem Aufbau des 16. Jh. verteilt sind. Die gepunzten Hintergründe und die Gestalten des Schreins, der Außen- und Innenseiten der Flügel haben sich z. T. mit der alten Fassung gut erhalten. Mehr ist aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bekannt: ein fast ganz erhaltener Schnitzaltar in Breesen, dessen Mittelschrein durch eine Kanzel ersetzt ist, so daß zwei große Apostelfiguren auf das obere Gebälk verbannt wurden; zwei Vesperbilder in Mauskow und Kemnath, eine Anna selbdritt in Seeren. Schon dem zweiten bis dritten Jahrzehnt des 16. Jh. gehört der stattliche Altar in Zielenzig und der im Lagower Schloßhof erhaltene Mittelschrein an. Ersterer hat doppelte gemalte Flügel, die nach der ersten bzw. zweiten Wandlung das Marienleben und die zwölf Apostel, im Schrein aber geschnitzte Gestalten zeigen. Sonst ist mittelalterliche Malerei nur in kümmerlichen Resten an den Wänden der Zielenziger und der Sonnenburger Kirche zu nennen.

Ein umfangreiches Werk der Bildnerei, das mit seiner fröhlichen Unbekümmertheit fast in den Bereich der Volkskunst gehört, ist in Sonnenburg erhalten. An den über zweihundert tönernen Schlußsteinen der Kirche ist ein ganzes mittelalterliches Weltsystem dargestellt, von den wichtigsten Vertretern der göttlichen und menschlichen Hierarchie, Namen und Darstellungen Jesu, Mariä, der Evangelisten, Apostel, Heiligen, Sybillen und Propheten, der Priester und Mönche, Könige, Handwerker und Zünfte bis zu den Zeichen der Tierkreise und Baudaten hinab. Alles ist aber bunt durcheinandergewürfelt und eigentlich erst durch eine moderne Gipsabformung zugänglich geworden.

Von mittelalterlichen **Ausstattungsstücken** haben sich nur ein geschnitztes Brett, das im neuen Zielenziger Chorgestühl wiederverwendet wurde, ein schöner schlichter Kelch des 14. Jh. in Malsow und zwei spätgotische Kelche in Zielenzig und Schermeisel erhalten. Die mittelalterlichen Glocken, von denen noch nahezu ein Dutzend vorhanden war, sind im ersten Weltkrieg bis auf wenige eingeschmolzen worden. Die bemerkenswerteste Glocke ist die 1530 entstandene in Grabow, mit hübschem Christophorusflachbild, das auch anderwärts, z. B. in Beeskow, wiederkehrt.

Die Lagerung der territorialen Besitzverhältnisse blieb seit dem 14./15. Jh. im wesentlichen unverändert. Der sehr ausgedehnte Besitz des Templerordens ging nach dessen Aufhebung an den Johanniterorden über. Die Kommende Lagow (mit Zielenzig, 1347) sowie das Ordensamt Sonnenburg (1426) nahmen den größten Teil des Oststernberger Landes ein. Nur die Umgebung von Königswalde, wo seit 1367 — ununterbrochen bis 1945 — die v. Waldows saßen, und die von Sternberg, waren ritterschaftlicher Besitz. Auch die kirchliche Einteilung blieb seit der Zeit um 1300 unverändert, indem das ganze Gebiet dem Bistum Lebus angehörte. In der *Zeit der Glaubensspaltung* wußten die Johanniter ihren Besitzstand zu wahren, indem sie frühzeitig die Neue Lehre einführten. Schon 1538 wurde ein evangelischer Prediger in der Ordenskirche zu Sonnenburg angestellt.

Die Hemmung der natürlichen Formungs- und Gestaltungskräfte, die die Glaubensspaltung für das deutsche Volk mit sich brachte, wirkte sich auch im Sternberger Land deutlich aus. Zum wenigsten wird die Verlagerung der künstlerischen Kräfte auf Bau und Ausgestaltung der fürstlichen und bürgerlichen Behausung deutlich. Nur ein einziges Baudatum ist aus dem ganzen 16. Jh. für eine Dorfkirche überliefert. Dagegen wissen wir durch alte Abbildungen von zwei bedeutenden Schloßbauten in Königswalde und einem in Sonnenburg sowie einem Rathausbau in Zielenzig. Aus den Matrikeln und Visitationsberichten des 17. Jh. geht hervor, daß in vielen Orten Altäre „von altem Bildwerk“ vorhanden waren und dann aus Mangel an Interesse oder Pflege untergingen. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wird



Sonnenburg, Luftbild



*Burschen,
Blockholzkirche*

auch die bildende Kunst wieder rege. Gemalte und geschnitzte Altäre in Seeren, Osterwalde und Rauden, Reste von ähnlichen in Burschen und Langenpfehl, eine tüchtig geschreinerte Kanzel von 1581 in Zielenzig zeigen auch hier die Meisterschaft und das Sichausleben im Schmuck, in Beschlag- und Rollwerk, während die gestaltliche Darstellung weniger anspruchsvoll ist. Immerhin ist ein Maler CSR von Belang, der in Burschen ein großes Georgsbild auf Leinwand 1583, in Seeren einen gemalten Altar 1586 bezeichnet hat.

Ein überaus prächtiger und formvollendeter Altar aus der Mitte des 16. Jh., dessen Alabasterreliefs der Werkstatt des ins gesamte norddeutsche Gebiet ausführenden flämischen Bildhauers Cornelius Floris nahestehen, ist bereits 1626 aus der Berliner Schloßkapelle in die Sonnenburger Kirche gelangt. Was an Grabplastik im Oststernberger Land vorhanden ist, gehört der zweiten Hälfte des 16. Jh. an: ein Wandgrabmal und ein Grabstein in

Sonnenburg sowie einige figürliche Grabsteine in Lagow. Schließlich sind noch drei Johannesschüsseln in Zielenzig, Lagow und Burschen zu nennen.

Die erste Hälfte des 17. Jh., die Zeit des verhängnisvollen Krieges, fällt für die Oststernberger Kunstgeschichte fast völlig aus; die beiden folgenden Jahrhunderte haben im wesentlichen ihr heutiges Gesicht geprägt. Über die kirchliche Baubewegung gibt der heutige Bestand zusammen mit den Nachrichten, die in den Rechnungsbüchern und Matrikeln erhalten sind, belangvolle Auskunft. Wir erfahren dadurch von nicht weniger als zehn Schurzholzkirchen und achtundzwanzig Fachwerkbauten. Nur zwei der ersteren, Burschen und Wallwitz, und neun Fachwerkkirchen sind heute noch erhalten, während achtzehn massive Neubauten des 17. Jh., 18. Jh. und frühen 19. Jh. sämtlich noch stehen. Dieser großen Zahl hölzerner Kirchen stehen nur wenige steinerne aus dem Mittelalter gegenüber, von denen zwei erhalten, drei, z. T. nicht einmal sicher, überliefert sind (siehe oben). Bei der ungleich größeren Beständigkeit der Steinkirchen lag das Zahlenverhältnis sicher ursprünglich noch günstiger für die Holzbauten. Müssen wir auch die Umstände des waldreichen, verhältnismäßig dünn besiedelten Landes in Rechnung stellen, so dürfen wir doch in dieser Holzbaukunst die letzten Ausläufer einer nahezu zeitlosen Urschicht des Bauens erblicken, deren Verbreitungsgebiet sich vor dem Steinbau der abendländischen Hoch-



Wallwitz, Blockholzkirche

kultur immer weiter nach Osten zurückzog. Die beiden allein noch erhaltenen Schrotholzkirchen des Kreises, Burschen und Wallwitz, erscheinen so als bedeutungsvolle Überbleibsel, die zu erhalten eine wichtige Aufgabe der Denkmalpflege ist. Zugleich wird aber deutlich, daß hier eine „Datierung“ fast ohne Belang ist; es erscheint durchaus nicht unmöglich, daß die östliche Hälfte der Burschener Kirche noch mittelalterlich ist, da vor dem Neubau von 1711 im Jahre 1694 nur die westliche Hälfte als baufällig bezeichnet wird. Das letzte Erbauungsdatum einer Schrotholzkirche ist 1724 (Albrechtsbruch), während sich die Jahreszahlen der Erwähnung auf die Zeit von 1663 bis 1854 verteilen. Ob auch die Fachwerkkirchen bis ins Mittelalter zurückreichen, oder ob erst das Zurückgehen der Waldbestände diese holzsparende Bauweise aufbrachte, bleibt unentschieden. Die Jahreszahlen verteilen sich ziemlich gleichmäßig von 1576 (Gartow) bis 1628 (Gartow Neubau). In vielen Fällen waren die Gefache mit Ziegeln „ausgeflochten“. Von den steinernen Kirchen gehören die bedeutendsten dem Beginn des 18. Jh. an: Herzogswalde, ein innen runder, außen achtseitiger Bau, und Tempel, ein mit massiver Stichkappentonne überwölbter Saalbau. Die übrigen sind fast ausnahmslos einfache Flachdeckenbauten mit dreiseitigem Chorschluß, nur die um 1800 errichteten bevorzugen rechteckige Grundform. Die Türme waren in der Regel verbretterte Holzgerüste, die meist erst oberhalb des Daches in Erscheinung traten. Von den freistehenden Holztürmen sind die in Burschen, Költzchen und Schönau erhalten. Außer den Stadtkirchen von Zielenzig, Sonnenburg und Sternberg hatte nur Petersdorf einen alten steinernen Westturm, doch wurden die hölzernen vielfach im 19. Jh. durch massive ersetzt. Die einzige architektonische Bereicherung, die sich einige dieser Kirchen leisten, ist eine kreuzförmige Erweiterung, die unten Vorhallen, oben Herrschaftssitze enthält. Leider sind die Kirchen durchweg in sehr vernachlässigtem Zustand, der aber keineswegs kostspielige Eingriffe erfordert, sondern durch eine einfache Erneuerung mit dörflichen Handwerkern behoben werden könnte. Der lieblose dunkelbraune Anstrich, den viele Innenräume im späten 19. Jh. erhielten, tut freilich das seine, um jede Pflege sinnlos erscheinen zu lassen. Ebenso wenig erscheint aber eine uniforme Ausmalung mit bunten Mustern, die in jedem „städtischen“ Kaffee- und Lichtspielhaus besser angebracht wären, als sinnvolle Aufgabe. — Mit den Fachwerkkirchen, die als solche das dörfliche Gepräge noch reiner zur Schau tragen, steht es nicht viel besser. Wieviel sich aber mit den einfachsten Mitteln erreichen läßt, das zeigt etwa der hübsche Innenraum der Schrotholzkirche von Burschen (abgesehen von der häßlichen Erneuerung der Empore und des Gestühls) mit seinem Tonnengewölbe oder der Seerener, der durch die natürliche Kiefernholzfarbe seiner Einrichtung, die bemalte Balkendecke von 1745 und die Bogenbauten hinter Altar und Orgelempore eine höchst ansprechende Gesamterscheinung bewirkt. Auch ein einfacher weißer oder heller, mit lichten Tönen am Rand abgesetzter Anstrich, wie ihn Osterwalde oder Louisa aus



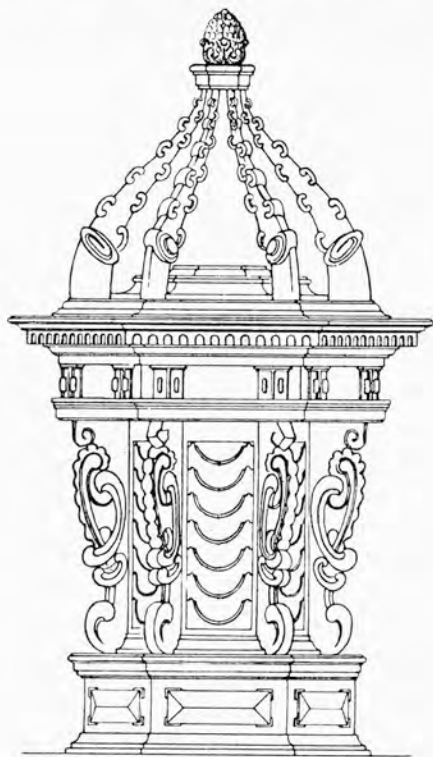
Selchow, Kirche

dem Beginn des 19. Jh. bewahrt haben, tut die beste Wirkung. Von der Bautätigkeit des 19. Jh. sind die Kirchen in Mauskow, Sternberg und vor allem in Gleißen hervorzuheben. Sie zeigen Maß und Anmut der Schinkel'schen Bauweise, innen die freundliche Nüchternheit einfacher Saalbauten mit hellgestrichener Einrichtung und Emporen.

Wie die Kirchen selbst, so wurde auch die *E i n r i c h t u n g* von einheimischen Meistern oder solchen aus der näheren Umgebung hergestellt. In einigen Fällen sind die Namen bekannt. Das Hauptstück bildet immer der Kanzelaltar, der in wenig abgewandelter Grundform den mehrseitigen Korb zwischen Säulen zeigt, dazwischen drei oder vier Bilder: das Abendmahl in der Staffel, die Kreuzigung auf der Kanzeltür, die Auferstehung, manchmal auch die Grablegung, in der Bekrönung. Nur die geschnitzten Wangen wechseln vom Knorpelwerk des 17. Jh. zum Akanthus der ersten und zum Muschelwerk der zweiten Hälfte des 18. Jh. Die Malerei ist meist dörflich, ebenso die seltener vorkommende figürliche Schnitzerei, die aber zuweilen bei aller Derbheit eindringliche Wirkungen erzielt (Heinersdorf). Von den alleinstehenden Kanzeln ist die wichtigste von 1581 in Zielenzig schon genannt; eine selbständige Leistung von großer Eigenart ist die Marmorkanzel in Sonnenburg, angeblich ein Werk des Potsdamer Meisters Kambly. Unter den Taufbecken ist kein einziges mittelalterliches erhalten; die zweite Hälfte des 17. Jh. bildete einen besonderen Typus heraus, dessen

sechseckiges Gehäuse an den Kanten Knorpelwerkwangen zeigt. Die Emporen haben nur in wenigen Fällen reichere Ausbildung durch Brüstungsmalerei (Heinersdorf, Zielenzig) oder Schnitzerei an den Stielen (Zielenzig, Burschen). Das Gestühl ist meist in zwei Blöcken angeordnet und rings an den Wänden aufgestellt, mit hoher Rückwand. Herrschafts- oder Pfarrersitze sind mit bescheidenen Mitteln durch Überbau oder Holzgitter herausgehoben. Außer den genannten Einrichtungsstücken geben nur drei vorzügliche Bildnisse des 18. Jh. in Grochow von der gutsherrschaftlichen Fürsorge für die Dorfkirchen Kunde. Selbst an Grabsteinen sind nur einige hübsche an der Zielenziger Kirche aus der zweiten Hälfte des 18. Jh. und um 1800 erhalten.

Auch das kirchliche Gerät aus Messing, Zinn, Silber und Bronze zeigt die einfachsten Formen und unterscheidet sich dadurch von der südlich benachbarten Niederlausitz. Die Leuchter haben meistens einfach runde, beringte Schäfte, runden gestaffelten Fuß und entsprechende Lichtschale. Auch die Kelche sind meist ganz einfach, ein einziger in Selchow zeigt eine figürliche Ritzung, einer in Königswalde Muschelwerkschmuck. Die Kannen, Oblatendosen und Taufschüsseln sind gleichfalls in der Mehrzahl schmucklos; selbst die Messingtaufbecken, die anderwärts fast in jeder Kirche zu



Trebow, Kirche, Taufe



*Königswalde,
Kircheninneres,
mit Taufengel*

finden sind, sind hier selten. Die Herkunftsorte, vielfach durch Beschau und Meisterzeichen feststellbar, geben Aufschluß über die künstlerischen Beziehungen des Landes, die fast ausschließlich in die benachbarten brandenburgischen Städte weisen. So läßt sich beim Zinn- und Silbergerät 15mal Frankfurt, 7mal Berlin, 4mal Crossen nachweisen. In der ersten Hälfte des 19. Jh. hat die britische Firma James Dixon and sons in Sheffield ihren Absatzmarkt bis in die östliche Neumark ausgedehnt, in fünf Orten sind ihre Zinngeräte anzutreffen. — Ähnlich steht es mit den Glocken; sieben hat der Frankfurter Gießer Francois Voillard geliefert, Meurer in Berlin zwei, die Werkstatt Heintze in Berlin vier, Neuwert ebenda eine, Fischer in Königsberg sieben, Albers in Landsberg drei und Schramm in Crossen zwei, Schultze in Crossen eine. Eine einzige Glocke stammt aus der Koernerschen Werkstatt in Sorau, eine aus Blesen.

Anders als die Dorfkirchen und auch als die Hallen des 14./15. Jh., die aus dem Zusammenhang der märkischen Kunstübung zu verstehen sind und mehr oder weniger als heimische Gewächse gelten können, ist das Sonnenburger Schloß durch fürstlichen Willen von außen eingeführte Kunst. Aber nicht in dem Sinne, daß es als Fremdes sich dem Heimischen ent-

gegenstellte, sondern nur so, daß es die Kräfte, die der neumärkische Boden nicht besaß, einem stammverwandten Lande entlieh. Wie die Landschaft des Warthebruchs unmittelbar an die niederrheinisch-holländische Ebene erinnert, so bezeichnet dieser Schloßbau die Verwandtschaft, die die Tiefebene von Flandern bis zu den baltischen Ländern zusammenhält. Er bezeichnet zugleich eindrucksvoll den Wiederaufstieg der Kunst unter der Regierung des Großen Kurfürsten, dessen Berater, Johann Moritz von Nassau-Siegen, als Herrenmeister der Baltei Brandenburg des Johanniterordens 1662 bis 1668 diesen Neubau errichtete. Die glatte Kastenform des Außenbaues, die nur mit zarten Flächenabstufungen und mit den Verhältniswerten von Mauerfläche und Fensteröffnung rechnet, die Sparsamkeit der

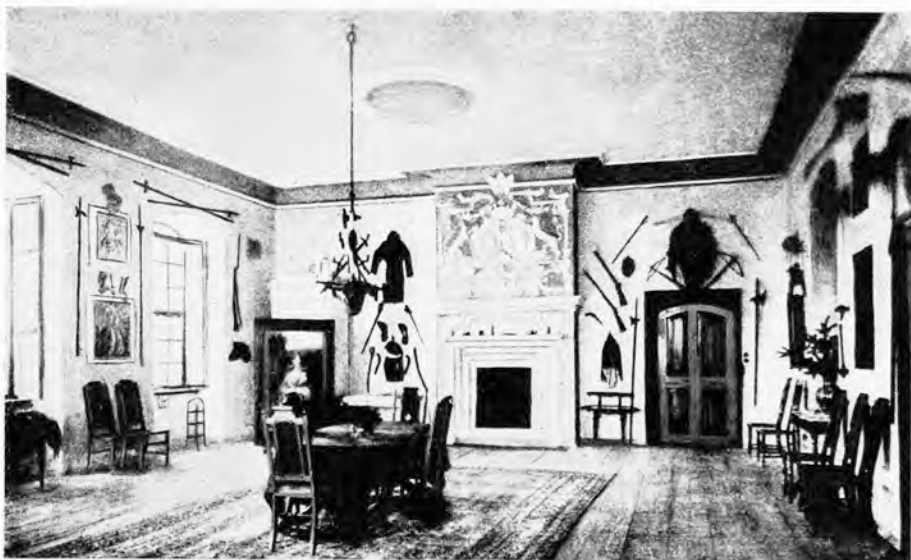


*Sonnenburg,
Kirche, Büste
des Johann
Moritz von
Nassau*



Sonnenburg, Großer Saal im Schloß

künstlerischen Mittel, die dennoch herrscherlichen Geist ausdrückt, die Steigerung des Holzbaues zu denkmalhaften Wirkungen im Innern, alles dies findet sich im ganzen Bereich der norddeutschen Tiefebene. Nah Verwandtes findet sich, wenn auch bei ganz anderer Grundrißanlage, im Potsdamer Stadtschloß des Großen Kurfürsten, wo der gewölbte Sommerspeisesaal des Erdgeschosses mit seiner Fruchtwerkstuckierung und der hölzerne Kuppelaufbau des Daches (in Sonnenburg nur geplant) unmittelbar Vergleichbares bieten. Da dieser Bau infolge der Umgestaltung durch Friedrich den Großen



Lagow, Rittersaal der Burg

nicht mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten ist und da auch die sonstigen größeren Bauten dieser Zeit in der Mark stark verändert sind, ist das Sonnenburger Schloß von besonderer Bedeutung. Es atmet trotz der Erneuerung im 19. Jh. noch heute den Geist des preußischen 17. Jh. sowohl wie seines Erbauers, des Fürsten Johann Moritz von Nassau, des holländischen Stadthalters in Brasilien, brandenburgischen Stadthalters in Kleve und Herrenmeisters des Johanniterordens. Als Schloß dieses Ordens und Sitz der Ballei Brandenburg wurde es 1662 bis 1668 durch den Zimmer- und Baumeister Cornelius Ryckwaert, wahrscheinlich nach Plänen des holländischen Architekten Pieter Post erbaut und diente noch bis zum zweiten Weltkrieg zur Beherbergung der Ordensmeister, wenn diese zum Ritterschlag nach Sonnenburg kamen. Der Eindruck des Schlosses war freilich ursprünglich nicht ganz so streng, als die Verhältnisse der Hauptfront noch nicht durch Abgraben des Bodens die jetzige Steilheit hatten und als infolge einer vorgelegten von Wassergräben umgebenen Terrasse mit zwei Wachhäuschen eine stärkere Abschließung und ein geformterer Übergang zugleich gegen die Umgebung vorhanden waren.

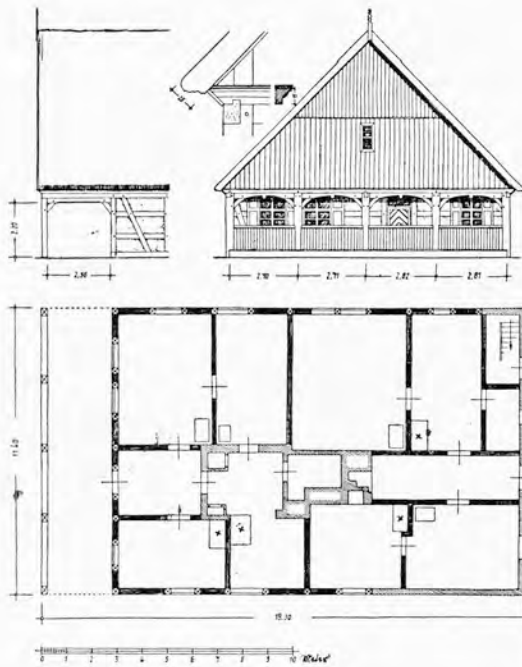
Auch die bildenden Künstler, die der Schloßbau erforderte, kamen von außerhalb. Eine vorzügliche Gipsbüste des Erbauers in der Kirche, vermutlich von Fr. Dusart, sein Bildnis von Pieter Nason im hohen Festsaal leiten die Reihe ein, die später durch Shadows Marmorbüste des Ministers v. Finckenstein und Wichmanns Bronzestatuette des Prinzen Ferdinand (in der Kirche) sowie durch eine lange Reihe vorzüglicher lebensgroßer Bildnisse im Schloß ergänzt wurden.

Das Lagower Schloß, dessen Ausbau zu Beginn des 18. Jh. stattfand, ist in seiner Architektur nicht so anspruchsvoll, dennoch durch die beherrschende Lage in der schönsten Landschaft beachtlich. Es wurde als Dreiflügelbau in einheitlicher Geschoßhöhe mit einem doppelgeschossigen, 1712 aufgeführten Bogengang an der vierten Seite errichtet und mit einfacher Putzgliederung versehen. In den stimmungsvollen Innenhof gelangt man durch eine langsam ansteigende, lange dunkle Treppe, die 1734 entstand. Das Innere bewahrt Waffen und Bildnisse in großer Zahl, unter denen einige des 16. Jh. und mehrere vorzügliche des 18. Jh. hervorzuheben sind.

Unter den übrigen *Herrnhäusern* des Kreises ist an erster Stelle Herzogswalde zu nennen, das als zweigeschossiger Bau mit Putzgliederung und reichstuckierten figürlichen Decken zu Anfang des 18. Jh. entstand. Das ebenfalls zweigeschossige Gutshaus in Grabow wirkt durch die sicheren Verhältnisse seiner einfachen Front und einen schönen Ovalsaal. Hübsche eingeschossige Gutshäuser aus dem späten 18. Jh. finden sich in Kemnath, Louisa, Gleißen und Reitzenstein. Das langgestreckte 1793 erbaute Gleißener Herrenhaus erinnert mit seinem länglichrunden Mittelsaal, der auf beiden Seiten vorspringt, entfernt an Sanssouci. Von der künstlerischen Kultur und der feinen Ausstattung dieser Zeit zeugen leider nur noch Reste der Möblierung in Reitzenstein und hübsche Wandmalereien in Louisa. Wie Herzogswalde haben Gleißen und Reitzenstein größere Parks im Landschaftsstil bewahrt. Vor allem der Gleißener, der mit seinen drei Achsen und dem regelmäßigen Wasserbecken in der Mitte noch deutliche Spuren des Französischen Gartens trägt, tut durch Gruftbau und künstliche Ruine



Herzogswalde, Stuckdecke im Gutshaus



Költzsch, Giebellaubenhaus
Schnitt und Aufriß der
Giebelseite, Grundriß

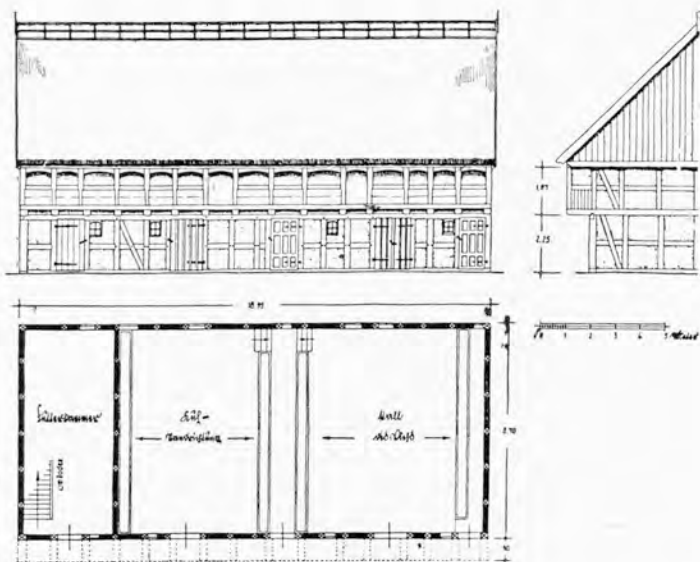
seine höheren Ansprüche kund. Er ist auch der bestunterhaltene und war im 19. Jh. Mittelpunkt eines glänzenden Badelebens, das durch Stahlquellen herbeigeloct wurde. Vorzügliche Parkfiguren sind nur in Gleißen erhalten, außerdem eine Ceresfigur auf dem parkseitigen Giebel von Reitzenstein.

Das Gesicht der *Städte* und *Dörfer* ist für die künstlerische Gesamthaltung noch wichtiger als die einzelnen Bauwerke und ihre Ausstattung. Die Städte, die bis auf Zielenzig das ländliche Gepräge rein bewahrt haben — auch die Kreisstadt zählt wenig mehr als 6000 Einwohner —, sind alle regelmäßig mit zwei oder drei gleichlaufenden Straßen angelegt, die meist durch den Marktplatz und einige Nebengäßchen verbunden sind. Nur in Zielenzig war das Ganze durch einen länglichrunden Mauerring zusammengeschlossen. Die landschaftliche Lage gibt jedem dieser Städtchen sein besonderes Gepräge: Zielenzig im Talgrund zwischen teils bewaldeten, teils mit Obstbäumen und Feldern bedeckten Hügeln; Königswalde auf dem hohen Grat zwischen zwei Waldseen, ähnlich wie das kleine, nur aus einer kurzen Straße bestehende Lagow, das durch zwei Torhäuser eine besondere Abgeschlossenheit bewahrt hat; Sonnenburg am Rande des Bruchs, von Wiesen, die sich bis Küstrin ausdehnen und bei den häufigen Überschwemmungen einen einzigen See bilden, umgeben; endlich Sternberg am Hügelabhang zum Eilangsee.

Die Bebauung ist in Zielenzig wie in Königswalde und Sonnenburg mit

wenigen Ausnahmen, und wie in Sternberg ausschließlich, zu Beginn des 19. Jh. nach verheerenden Stadtbränden erneuert. Die Straßen sind von geschlossenen Reihen eingeschossiger Breithäuschen gesäumt, die am Markt gelegentlich ein zweites Geschöß erhalten. Eine Reihe von Häusern in den genannten Städten ist durch hübsche Putzgliederung hervorgehoben, die im Verein mit gut gezeichneten schmiedeeisernen Gittern und abwechslungsreich behandelten Haustüren und Messingbeschlägen feine Wirkungen erzielt. Sonst wirken nur die meist gut abgewogenen Verhältnisse, die zusammen mit der häufig erhaltenen kleinen Sprossenteilung der Fenster und den hübschen klassizistischen Haustüren das stille Bild der märkischen Stadt kennzeichnen. Baumreihen ähneln das Ganze noch mehr den Dorfbildern an. Auf den alten Stadtansichten erscheinen vorwiegend Giebelhäuser in Fachwerk, die sich nur noch vereinzelt erhalten haben und dann meistens verputzt und im Innern verändert sind. Die Scheunen der Ackerbürger, seit den Verordnungen der preußischen Regierung in besonderen Vierteln außerhalb der Städte zusammengebaut, bieten meist ein hübsches Bild einheitlicher Gestaltung. Durch gleiche Höhe der Satteldächer ergeben sie, ob auch das Fachwerk durch Backsteinmauerwerk und die Strohdächer durch Ziegel ersetzt sind, eine geschlossene Wirkung. Bis zur Mitte des 19. Jh. blieb das städtebauliche Bild geschlossen. Noch 1850 wurde in Zielenzig ein Rathaus erbaut, dessen eindrucksvoller Baublock mit gut verteilten gotischen Gliederungsformen die ganze Stadt überragt und ihr zusammen mit dem Kirchturm und seiner kennzeichnenden Haube das Gepräge gibt.

Die Bauleidenschaft der zweiten Hälfte des 19. Jh. und insbesondere der Gründerzeit ersetzte eine Reihe der Dorfkirchen durch Neubauten, von



Mannheim, Stall,
Aufriß der Längs-
und der Giebel-
seite, Grundriß

denen einige noch maßvolle Anwendung erlernter Stilformen zeigen, aber zumeist doch den dörflichen Rahmen sprengen. Da der Bevölkerungsüberschuß seit 1870 in die auswärtigen Großstädte abwanderte, blieb das Bild der Dörfer und Städte in Oststernberg einigermaßen geschlossen. Nur in Zielenzig haben sich außerhalb des Stadtkerns, der aber durch Grünanlagen ein Gebilde für sich blieb, unregelmäßige Vorstädte aufbauen können.

Die Dörfer des altbesiedelten Sternberger Hügellandes sind durchweg Angerdörfer. Der Anger, der z. B. in Lindow und Petersdorf beträchtliche Ausmaße in Länge und Breite annimmt, liegt meist frei, von Wiesen und Tümpeln bedeckt, auf denen sich Gänseherden tummeln. In der Mitte, manchmal auch an einer Langseite, liegt die Kirche, häufig noch vom baumbestandenen Kirchhof mit alter Feldsteinmauer umgeben, und das Schulhaus. In einigen Fällen ist der Anger mit prächtigen Alleen besetzt, z. B. in Tauerzig mit einer vierfachen Kastanienallee. Auch Baumgärten bedecken ihn zuweilen teilweise. Die Gehöfte liegen entlang den beiden am Rand des Angers laufenden Wegen. Das eingeschossige Wohnhaus immer zur Straße hin gewendet, bei den älteren Fachwerkhäusern häufig mit dem Giebel, bei den meisten im 19. Jh. als Putzbauten errichteten Neubauten aber die Traufseite zeigend. Der Eingang liegt durchweg an der Langseite. Nur einige Giebelhäuser in Priebow haben ihn unter dem Giebel und zeigen den Grundriß des märkischen Dielenhauses. Blockhäuser sind nur noch ganz vereinzelt in wenigen Dörfern anzutreffen (Koritten, Langenpfehl, Meekow, Neudorf, Rauden, Tempel, Wallwitz). Wo der Fachwerkbau erhalten ist, ist er fast immer verputzt. Stroh- und Rohrdächer sind noch häufig; der oft angewandte Verband des Strohdachfirstes mittels netzwerkartiger Latten wird hier Blockfirst genannt. Der Grundriß zeigt die typische Anlage des ostdeutschen Bauernhauses, doch ist er selten unverändert erhalten. Vor allem die „schwarze Küche“ ist meistens umgebaut. Seitlich und rückwärts am Hof liegen Stall und Scheune, meistens voneinander getrennt und aus Fachwerk, oft mit Verbretterung ausgeführt. Obwohl in den meisten Dörfern die Neubauten des 19. Jh. überwiegen, ist der Gesamteindruck noch geschlossen, da freundliches Grün die Bausünden zudeckt.

Eine völlig andere Landschaft und völlig andere Ortsbilder finden wir im Warthebruch, das unter Friedrich dem Großen urbar gemacht wurde. Wie im Kreis Landsberg, dem die nördliche Hälfte zugehört, wurde auch hier eine ganz neue Kulturlandschaft hinzugewonnen. Nachdem bereits im 17. Jh. und frühen 18. Jh. erste Versuche erfolgt waren, wurde 1767 bis 1774 die Eindeichung der Warthe bis Költzchen durchgeführt. Anschließend wurde 1774 bis 1781 das sogenannte Ordensbruch besiedelt. Zahlreiche Pläne des Warthebruches, meist mit den Dorfgrundrissen, befanden sich im ehemaligen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin-Dahlem. Der genaueste davon (Allgem. Kartensammlung, Schrank 88, 7 und 85, 7) wird wie folgt beschrieben: „Auf dem Plan lassen sich deutlich drei Zonen unterscheiden. Die Wiesen am Rande des Bruchs waren den Bewohnern der alten Dörfer auf



Wegweiser im Warthebruch

des feuchten Bodens Schwierigkeiten bereitet hätte, wurden als „Entreprise“ und Vorwerke aufgeteilt. Das dazwischenliegende Gelände aber erhielten die Kolonisten, und zwar wurden hier den Bauern und Büdnern die Äcker durchweg in einem Stück, aber in getrennten Dörfern angewiesen, wobei die Dörfer der Büdner, wie Beaulieu, St. Johannes, Brenkenhofsfließ oder Louisa in bestimmten Abständen zwischen denen der Bauern und den „Entreprisen“ eingestreut sind. In derselben Weise verfuhr man im ganzen Warthebruch, ein Unterschied aber besteht zwischen den Kolonien der Großbauern und denen der Büdner. Die Gehöfte der letzteren liegen, wie bei den Straßendörfern, ausgerichtet, in einer Reihe gewöhnlich in der Mitte der parallel geschnittenen Grundstücke abseits von den Verkehrsstraßen, wie beispielsweise in Beaulieu oder in Dühringshof (Kreis Landsberg). Die Gehöfte der Großbauern liegen zwar ebenfalls in der Mitte ihrer Grundstücke, jedoch nicht in einer Reihe, sondern hier und da verstreut, wo eine kleine Erhebung oder geeigneter Baugrund zum Anbau verlockte. Die Formen der Straßendörfer gehen so verloren, und es entsteht ... je nach der

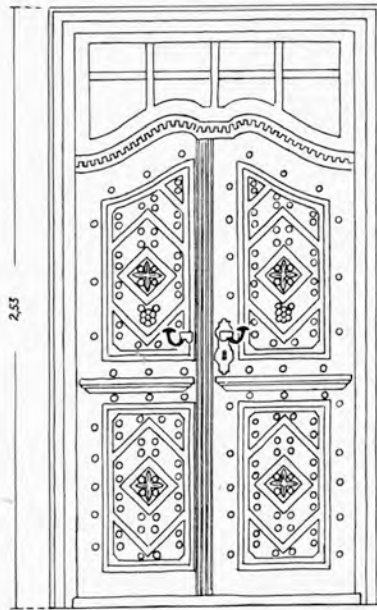
den Randhöhen zugewiesen als Entgelt für ihre Verluste an der Fischerei, die nach Austrocknung der Sümpfe aufgegeben werden mußte. Die tiefsten Stellen in der Mitte des Bruchs, wo eine Ansiedlung für Kolonisten wegen Aufteilung eine mehr oder weniger zerstreute Siedlungsform ... Durchschneidet die Dorfstraße die parallel geschnittenen Grundstücke in der Mitte, so sind die Häuser gegeneinander versetzt; führt die Straße aber seitlich vorbei, so sind die Gehöfte durch schmale Zufahrtswege mit der Straße verbunden. Auf diese Weise macht der ganze Bruch den Eindruck eines wohlgepflegten Gartens“. (Kuhn, Kleinsiedlungen, S. 25. Vgl. auch die Einleitung zum Inventar des Kreises Landsberg, S. 21/22.) Die weite tellerflache und wiesengrüne Landschaft ist von zahlreichen Gräben und Kanälen durchschnitten, über die man vor allem vom Warthedeich aus einen guten Überblick gewinnt. Überall durchziehen Reihen und Gruppen von Erlen und Birken, Weiden und Pappeln die Wiesen, die z. T. als Viehtriften dienen. An den Wegen, Gräben und Deichen entlang stehen reihenweise ein- oder doppelseitig oder auch verstreut die sauberen Fachwerkgehöfte, die in vielen Dörfern liebevoll gepflegt waren. Die eingeschossigen Häuser sind ausnahmslos aus Fachwerk mit Satteldach aus Stroh oder Rohr. Kleine Vorgärten zur Straße sind häufig gleichmäßig angelegt. Die Anlage der Gehöfte, unter denen recht stattliche Einzelhöfe vorkommen, ist grundsätzlich der des Hügellandes ähnlich. Besondere Ausprägungen fehlen fast ganz, ein einziges Laubenhaus in Költchen, wo früher noch zwei weitere Laubenhäuser bestanden, und ein Stall mit Laubengang im Obergeschoß in Mannheim sind hervorzuheben. Ein ähnlicher ist auch in Zielenzig erhalten.

Die Besiedlung des Warthebruches ist — außer den Kriegen — seit der deutschen Landnahme im 13. Jh. das erste Ereignis, durch das die Landschaft in Berührung mit der großen Politik kommt. Der Strom des geschichtlichen Lebens berührte sie infolge ihrer Abgelegenheit und vor allem mangels eines größeren Mittelpunktes sonst nur am Rande. Waren auch im 18. Jh. vorwiegend wirtschaftliche Erwägungen für diese Tat maßgebend, so wirkte sie sich doch in entscheidender Weise politisch aus. Die Neubesiedlung vermehrte die Bevölkerung des Kreisgebietes um mehr als das Doppelte, eine Tatsache, die bei der unmittelbaren polnischen Bedrohung sehr ins Gewicht fiel. Denn hier ist die Stelle, wo das polnische Reich am weitesten nach Westen reichte. Bis zur zweiten Teilung Polens 1793 gehörten zwei Gemeinden des Kreises, Schermeisel und Grochow, zu Polen, obwohl ihre deutsche Volkstumszugehörigkeit ebensowenig in Frage steht wie die der östlich angrenzenden Gebiete. Nach dem kurzen Zwischenspiel des Großherzogtums Warschau von Napoleons Gnaden (1812 bis 1815) erschien durch die Schaffung der preußischen Provinz Posen das Land endgültig gesichert, um dann 1919 doch wiederum in gefährdete Grenzlage zu geraten.

Der Kreis Oststernberg hat bis heute seine rein landwirtschaftliche Eigen-

art behalten. Auf einem Gebiet von 1120 qkm hat er nur 42 000 Einwohner oder eine Bevölkerungsdichte von 37,5 je qkm. Die Hauptbahnlinien Berlin—Landsberg—Dirschau und Frankfurt—Schwiebus—Posen führen nördlich und südlich an ihm vorbei. Nur drei Nebenlinien durchqueren das Land in vorwiegend ostwestlicher Richtung: Frankfurt—Sternberg—Schwiebus mit einer Abzweigung über Lagow nach Meseritz (1909), Reppen—Drossen—Zielenzig—Meseritz mit einer Abzweigung über Königswalde nach Landsberg und die Kreisbahn von Küstrin über Sonnenburg nach Osten, die in Hammer auf die letzterwähnte Strecke stößt.

Erst die wachsende Bedeutung der Landstraße hat den Kreis wieder in engere Verkehrsberührung gebracht, seitdem die alten Straßen Frankfurt—Drossen—Zielenzig—Meseritz und Frankfurt—Reppen—Sternberg—Schwiebus 1854 zu Chausseen, neuerdings zu Reichsstraßen ausgebaut wurden. An die Stelle der verschiedenen alten, nach Osten abzweigenden Fernstraßen, an deren eine noch der Name Polackenstraße erinnert, ist eine dritte Reichsstraße Küstrin—Sonnenburg—Schwerin getreten. Die übrigen Straßen, die sich vielfach die Unberührtheit von Landwegen bewahrt haben, führen hügelan, hügelab durch das Land.



Albrechtsbruch, Haustür eines Kolonistenhauses von 1722

Willy Hoppe

1884—1960

Unser Ehrenmitglied Universitätsprofessor Dr. Dr. h. c. Willy H o p p e ist am 26. September 1960 von uns gegangen. Seine Schriften, mehr noch seine Persönlichkeit haben der brandenburgischen Landesgeschichte, der Heimatkunde unzählige Freunde gewonnen. Die wissenschaftliche Leistung hat Ernst K a e b e r zum 70. Geburtstag in unserm Jahrbuch 1954, dem Hoppe-Jahrbuch, gewürdigt. Die Erinnerung an den Menschen schwindet mit denen, die ihn gekannt haben. Daß sein Streben bei Späteren fortwirke, ist unser Wunsch. Darum soll hier versucht werden, das Leben dieses Berliners und Märkers, eines Deutschen in der Epoche der Weltkriege, zu erzählen, „wie es eigentlich gewesen“.

Willy Hoppe, geboren am 13. Februar 1884 zu Berlin, wuchs auf als einziges Kind, sorgsam behütet von seinen Eltern, denen er zeitlebens in herzlicher Liebe zugetan war. Sie sind ihm lange erhalten geblieben und haben sich der Erfolge des Sohnes erfreuen können.

Von Beruf war Gottlieb Hoppe Kürschnermeister, im Vorstand der Innung und Inhaber eines Pelzwarengeschäfts, das er 1886 in der Großbeerenstraße begründete. Damals war die Tempelhofer Vorstadt, südlich des Landwehrkanals, 1861 eingemeindet, sogenannte gute Gegend, bewohnt von Beamten, deren Ministerien in der Wilhelmstraße lagen — auch der Geheimrat von Holstein vom Auswärtigen Amt war in der Großbeerenstraße ansässig — und von Offizieren des 1. Garde-DrAGONER-Regiments „Königin Victoria von Großbritannien und Irland“, dessen Kaserne noch heute am Mehringdamm zu sehen ist. Eine gute Gegend — Fontane läßt hier seinen Rittmeister Woldemar von Stechlin wohnen, und jenseits der Anhalter Bahn am Hafenplatz spielt sein Roman „Cécile“.

Wenige Schritte brachten den Schüler Hoppe über den Kanal zum Askanischen Gymnasium in der Halleschen Straße — das Gebäude steht noch — und zur Christuskirche in der Königgrätzer Straße, deren Gottesdienst er regelmäßig besuchte. Nach Süden schloß den Blick der Kreuzberg mit dem ‚Monument‘, dem Schinkelschen Denkmal der Befreiungskriege; um 1890 waren die Parkanlagen mit dem Wasserfall gerade fertiggestellt, in deren Nähe ein Platz für Turnspiele im Sommer die askanische Jugend versammelte.

Begleitete der Sohn die Mutter zu Einkäufen in die nicht ganz nahe Leipziger Straße, so ging es ‚in die Stadt‘. Hier in der Friedrichstadt verlebte der nur zwei Jahre ältere Eduard S p r a n g e r, ebenfalls Sohn eines Geschäftsmannes, seine Jugend. In der Festgabe für den 70jährigen Edwin R e d s l o b erzählt er „aus der Chronik der Friedrichstraße“: „Der stärkste und nachhaltigste Einfluß aber kam doch von der Straße selbst

her . . . Den Gipfel der Erlebnisfülle im Jahr bedeuteten die beiden Paraden vor dem Kaiser“. Vielleicht hätte in der Rückschau der Historiker Hoppe ähnlich berichtet. Der Schüler jedoch, der von Tertia bis Prima ein genaues Tagebuch geführt hat, Anwohner des Tempelhofer Feldes, erscheint vom Militärischen überhaupt nicht berührt, Paraden werden kaum, die Dragoner niemals erwähnt. Umso häufiger das ihrer Kaserne benachbarte Belle-Alliance-Theater. Georg D r o e s c h e r leitete es, der bekannte spätere Oberregisseur der Königlichen Bühnen, dessen Sohn Hoppes Klassenkamerad und Spielgefährte war. Beim Tode des 90jährigen 1945 erinnert er sich: „Welch eine Welt haben mir seine Freibilletts eröffnet! Ein gut Teil meiner ‚Bildung‘ verdanke ich ihm. Damals war die Seele so prägsam . . . Wie lebte ich diese Welt!“ Er lebte sie derart — von Shakespeare bis zu Ibsen —, daß er als Primaner keinen größeren Wunsch kannte als zur Bühne zu gehen. Noch mehr verband ihn mit dem Theater: er dichtete! Schon der Zwölfjährige widmete dem Großvater ein Heft Gedichte. Der alte Herr, Kantor emeritus, mahnte ihn, das Geschichtliche zu lassen, das in den Lesebüchern längst besser vorgetragen werde, und wies ihn auf Gelegenheiten, Geburtstage, Familienfeste. Aber der junge Ehrgeiz ruhte nicht. Zu Weihnachten konnten die Eltern ein historisches Schauspiel „Rudolf von Habsburg“ bewundern. Später kam das Askanische zu seinem Recht in einem ‚Dramolett‘: „Das Kreuz von St. Marien“: wie 1325 der Propst von Bernau auf dem Neuen Markt in Berlin zu Tode gebracht worden. Nicht daß sich hier der Historiker ankündigte — er gab sich ebenso lyrisch und episch, es ging ihm um ‚das sprachliche Kunstwerk‘. Bereits in der Tertia bildete sich ein „literarischer Verein Amicitia“, der seine Mitglieder scharf kritisierte und in die — handgeschriebene — Zeitschrift nur Geprüftes aufnahm, eine Anerkennung, die ihm wiederholt zuteil wurde. Es war den Jugendlichen, die bis zum Abitur zusammenhielten, Ernst, und er schwärmte als Primaner davon, „in den Annalen der Literaturgeschichte berühmt zu werden“.

Getrennt davon blieb die Schule, für die er fleißig und gewissenhaft arbeitete und aus der er sich doch mehr und mehr heraussehte. „Erst nach dem Abgang vom Gymnasium bin ich mir klar geworden, wie vorzüglich wir unterrichtet worden.“

Den Heranwachsenden bedrängte die allezeit schwierige Frage „Was soll ich werden?“. Was er werden wollte — Schauspieler —, wünschten die Eltern nicht. Sie waren offenbar auf möglichst frühe bürgerliche Sicherheit bedacht. Schon vor der Versetzung nach Oberprima vermerkt das Tagebuch: „Ich werde wohl Ostern von der Schule abgehen“. Diese Überlegung war in seinen Kreisen nicht ungewöhnlich. Ein anderer Primaner, auf dem Andreasrealgymnasium, im Osten in der Koppenstraße, ebenfalls Sohn eines Geschäftsmannes, erwog um diese Zeit, mit Primareife sich der mittleren Laufbahn des Magistratssekretärs zu widmen. So schreibt in seiner ‚Vita‘ zur Meldung als Abiturient Gustav S t r e s e m a n n , der

dann Volkswirtschaft studierte. Hoppe sollte Beamter werden, am besten Lehrer, meinten die Eltern: „Ich soll Philologie studieren, ein armseliger Lehrer werden, den jeder Schulbube verspottet, der schon in jungen Jahren (d.h. was man beim Lehrer ‚junge Jahre‘ nennt) verknöchert.“ Alle dichterische und schauspielerische Neigung lehnte sich dagegen auf. Ein Gedicht pries, wie erhaben es sei, von der Bühne ewige Wahrheiten zu verkünden, — wie niederdrückend, vom Katheder aus ledernen Büchern zu lehren. Kein Wort, daß hier doch eine Brücke zur Wissenschaft führte; gerade damals war sein Klassenleiter Dr. Bernhard Kübler an die Berliner Universität berufen, bei dem er nachher römisches Recht gehört hat.

Zunächst genoß er die akademische Freiheit des ersten Semesters. Das Korporationsleben im Berliner „Wingolf“, einer farbentragenden, nicht-schlagenden Verbindung, gab ihm Freundschaft und Festigkeit. Die nächsten zwei Semester verbrachte er in Göttingen. Aufzeichnungen über sein Studium liegen nicht vor, aber ein stattliches Album mit zahlreichen Bildern von Bundesbrüdern des dortigen Wingolf und ihren Widmungen spricht von unbeschwerten Tagen. In den „Poetischen Versuchen“, die der Student fortsetzte, fallen zwei Gedichte auf: das freudige Wiedersehen mit der Heimat in den Ferien und, nach der endgültigen Rückkehr aus Göttingen, ein Lob der Mark mit dem Kehrreim „Scheltet mir nicht mein brandenburger Land!“. Doch wohl ein Nachklang auch ernster Gespräche mit Kommilitonen aus anderen deutschen Gauen, bekannte Erfahrungen, von denen z.B. der aus der Altmark gebürtige Friedrich Meinecke berichtet, der 1883 in Bonn bei seinen rheinischen Kameraden „etwas wie ein heiteres Mitleid bemerkte, daß ich Berliner sei und daß mein Auge die Sonne des Rheins nicht von Jugend auf geschaut hätte“. Das Lob der Mark — der Berliner Willy Hoppe hatte seine Schulferien regelmäßig im Havelland nahe der Stadt Rathenow verlebt, bei dem Großvater in der friderizianischen Siedlung Neufriedrichsdorf, und kannte alle Dorfkinder. Der Vater war an der früheren Lehrerstelle des Kantors in Werbellin geboren, südlich des „Königs“ der märkischen Seen, und hatte in Rathenow sein Handwerk gelernt; der Großvater stammte aus Köpenick. Der „Askaniervater“ empfand die Mark als seine Familienheimat und hat später zuweilen beklagt, wie das große Berlin die Provinz ausgehöhlt habe. Früh erwarben die Eltern einen Garten in Lichterfelde an der alten Kirche von Giesensdorf, wo er auch seine letzte Wohnung — nur wenige Tage — gehabt hat. Als er für die Versetzung nach Obersekunda, das „Einjährige“, ein Fahrrad erhielt, Marke Brennabor, durch welche dieser erfundene Ortsname, dem Schüler noch nicht verdächtig, eine ungehörlich zähe Dauer gewann, da war es bezeichnend, daß er nicht mit Freunden das Großstadtpflaster „bevölkerte“, sondern alsbald eine Fahrt nach der Müggel unternahm. Es war die Freude an der Natur, die ihn trieb, noch nicht das planmäßige Erkunden der Heimat.

Das Studium blieb in Berlin weiterhin auf die klassische Philologie gerichtet; vorläufig ließ er sich am Proseminar genügen. Die für den Altphilologen selbstverständliche Alte Geschichte lockte dann wohl ins Historische. Im 7. Semester hörte er ‚Mittelalter‘ bei T a n g l und bei L e n z die Epochen der deutschen Geschichtsschreibung seit dem Humanismus. Das 8. Semester im Winter 1905—06 fand ihn bei Dietrich Schäf er und in dessen Seminar. Das entschied seinen fernerer Weg. Sein Exlibris vom Jahre 1906, gleichsam die Bestätigung, zeigt die beliebten Säulen eines antiken Tempels vor Zypressen und aufgehender Sonne, aber den Vordergrund füllen Urkunden mit anhängendem Siegel und schwere Folianten, der oberste mit der Aufschrift „Geschichte des Mittelalters“. Eine Feder kündigt den Geschichtsschreiber — und der Spruch des Juvenal „vitam impendere vero“ die Gesinnung: „das Leben dem Wahren geweiht“, ein Wahlspruch, den er redlich zu erfüllen gestrebt. Daß er als Seminararbeit „Die Wahl Wichmanns von Magdeburg 1152“ behandelte, mag die Vertrautheit mit der alten Erzbischofsstadt bestimmt haben, wo er oft Verwandte besuchte. Sie wuchs zur Dissertation; zugleich nahm er am Seminar von Lenz teil, den er als Korreferenten wählte, und hörte bei H i n t z e und Hans Delbrück. Im 12. Semester, am 19. Dezember 1907, bestand er die Prüfung, die Promotion zum Dr. phil. fand am 14. März 1908 statt. Die Leistung, eine volle Biographie des Erzbischofs Wichmann, gewann ihm das Vertrauen seines Lehrers, und als sein Assistent erhielt er die zum 1. April 1909 bewilligte Bibliothekarstelle am Historischen Seminar. Die große Universitätsgeschichte zur Hundertjahrfeier nennt im dritten Bande, der die Entwicklung der Institute und Seminare enthält, seinen Namen.

1909 fand er auch Einlaß in den „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“. Sein Nachruf auf Otto Tschirch 1941 gibt ein lebendiges Bild des Kreises, der ihm nun wissenschaftliche Heimat wurde, war er doch den Professoren aus der täglichen Arbeit im Seminar bekannt. Die Frucht dieser Jahre wurde das „Kloster Zinna. Ein Beitrag zur Geschichte des ostdeutschen Koloniallandes und des Zisterzienserordens“, der 1914 in den Veröffentlichungen des Vereins erschien. In den Archiven von Magdeburg und Zerbst hatte er die Quellen aufgespürt und selbst aus Rom brieflich Nachrichten eingeholt. So gelang ihm ein Bild mittelalterlichen Klosterlebens, das in seiner Vielseitigkeit auf seine spätere Art der Landesgeschichte vordeutet. Eine lebhafte Besprechertätigkeit im Literarischen Zentralblatt und anderen Zeitschriften erweiterte seine Studien. Neue Arbeit wartete seiner: das Berliner Stadtarchiv wünschte ihn zum Bearbeiter der ältesten Bürgerbücher.

Doch nun nahm sein Leben eine Wendung, die ihn von Berlin wegführte. Er hatte sich vor längerem gebunden, sein Sinn stand auf eine auskömmliche Stellung, er näherte sich den Dreißig. Das derzeitige Amt blieb als sogenannte Halbtagsstellung nur gering besoldet. Die Bücherreihen des Seminars wuchsen, hinzu kam die Aufsicht über die Bibliothek der Monu-

menta Germaniae historica. Seine Assistententätigkeit war zum Beruf geworden. Die Anerkennung, die ihr die Professoren aussprachen, half ihm bei der Bewerbung um den Posten eines Fachbibliothekars — am Landtag in Dresden. Ende des Jahres 1913 trat er ihn an, im Sommer 1914 hat er geheiratet. Die sächsische Residenz mit ihren Kunstschätzen, die schöne Umgebung, Kultur und Artigkeit der Sachsen, die Fontane nicht genug zu rühmen weiß — alles ließ das junge Paar aus dem Preußischen schnell heimisch werden. Nach Kriegsausbruch wurde Hoppe zum Heeresdienst eingezogen, doch als nur garnisonverwendungsfähig bald für sein Amt freigegeben. Vielseitig war die Arbeit für den Landtag, Krieg und Kriegswirtschaft ließen das Schrifttum gewaltig anschwellen. Die Vertiefung in die sächsische Geschichte stellte ihm eine lohnende, wieder biographische Aufgabe: der Held war der Wettiner Konrad, Zeitgenosse seines Erzbischofs Wichmann. Stärker bedrängte ihn doch die Not der Gegenwart. Die allgemeine Lage verdüsterte sich mehr und mehr — ihm aber bot unerwartet die Heimatstadt eine neue Aufstiegsmöglichkeit, und er griff zu.

Was Dietrich Schäfer dem Seminarbibliothekar bezeugt hatte, er halte ihn für geeignet, „auch größeren und durchaus selbständigen bibliothekarischen Aufgaben in vollem Umfange gerecht zu werden“, das bestätigten die Abschiedsworte der „Ständeversammlung des Königreichs Sachsen.“ Die Präsidenten der beiden Kammern dankten ihm für die „vortrefflichen Dienstleistungen“, und der Vorsitzende des Bibliotheksausschusses sagte in einem handschriftlichen Zeugnis: „Es ist ihm gelungen, die Bibliothek, die er in einem wenig befriedigenden Zustand übernommen hat, mit verhältnismäßig beschränkten Mitteln auf die erreichbare Höhe zu heben. Dabei ist zu beachten, daß die Eigenart einer ständischen Bibliothek eine Allseitigkeit bibliographischer Kenntnis und ein feines Unterscheidungsvermögen erfordert. Die äußere Geschäftsführung wie der Verkehr mit den Benutzern war mustergültig. So sehen wir Herrn Dr. Hoppe höchst ungern scheiden. Aber unsere beschränkten Mittel erlauben es nicht, mit der Berliner Handelskammer in Konkurrenz zu treten.“ Der Schreiber ist der berühmte Leipziger Rechtslehrer Adolf Wach, derselbe, dem Hoppe seinen „Konrad von Meißen“ gewidmet hat.

Der Abschied von Dresden, im Mai 1918, fiel ihm nicht leicht. „Fester gewurzelt als gedacht. Zum Schluß noch viel Liebe und Achtung erfahren“, sagt das Tagebuch — und dann: „Erste Eindrücke in Berlin unerfreulich. Alles verwahrlost, heruntergekommen, lärmend.“ Es wurde noch keine rechte Heimkehr, obwohl sich bald in Friedenau eine zusagende Wohnung fand. Der Besuch in der Handelskammer schien eine wenig günstige Aussicht zu eröffnen: abermals Aufbauarbeit, aber unter ganz anderen Verhältnissen auf dem ihm fremden Gelände der Wirtschaft. Zugleich packte ihn die schwere Grippe jenes Jahres 1918, und als er im Juli im alten Historischen Seminar den „Konrad von Meißen“ abschloß, meinte er, es

werde wohl auf lange Zeit die letzte wissenschaftliche Arbeit sein; „ob ich es ertrage, fortan wissenschaftlich ganz brach zu liegen?“ Das Wiedersehen im märkischen Verein, Besuche bei Schäfer und Hintze, Angebote von Tangl, an den Monumenten, von Kehr, an der *Germania sacra* mitzuarbeiten, machten ihm den Gegensatz doppelt empfindlich. Ernsthaft erwog er den Gedanken, in den Archivdienst hinüberzuwechseln; Professor Krabbo, der Askanier-Forscher, hatte gerade damals diesen Schritt getan. Aber für die nicht kurze Anwärterzeit brauchte Hoppe den Rückhalt eines sicheren Mindesteinkommens. Indessen, trotz der immer drückenderen Kriegslage ließ sich die neue Aufgabe des Bibliothekars besser an, als es zunächst den Anschein gehabt; seine Vorschläge für geschulte Hilfskräfte und räumliche Verbesserungen wurden bereitwillig angenommen. Und die Verbindung zu anderen Bibliotheken und deren Leitern gaben ihm förderliche Einblicke.

Das bittere Kriegsende empfand er gleich allen als gewaltige Erschütterung, aber als Mann der jüngeren Generation, die das Leben noch vor sich hatte, faßte er sich bald. Das Vorwort zum „Konrad von Meißen“, aus Friedenau vom 19. Februar 1919, schloß er mit den Sätzen: „Auch die vorliegende Schrift (wie seine bisherige Tätigkeit in Dresden) wird dem Sachsenlande dienen können — als eine Gabe vorurteilsloser Forschung im Gewoge der Gegenwart. Fürstenthronen sind in Trümmer gesunken, aber das, was der einzelne willensstarke Mensch, von einem gütigen Schicksal geleitet, schuf, vermag in anderer Form die Jahrhunderte zu überdauern. Auch Konrad von Meißen und der sächsische Staat sind Zeugen für die Wahrheit dieses Satzes.“ Wieviel mehr mußte er ihm für Preußen und die Mark gelten! Es war unter dem Eindruck des Friedensvertrages von Versailles, hat er später aus der Erinnerung geschrieben, „daß ich in innerem Trotz gegen den Zeitgeist mein geschichtliches Wissen und Forschen endgültig der heimatlichen Mark zu weihen mich entschloß und mir aufs neue klar machte, daß nur aus der deutschen Heimaterde, nicht aus irgendwelchen internationalen Fernen die selbstverständliche Gesundung kommen werde. Um meine Arbeitsmöglichkeit zu erweitern, trat ich der ‚Brandenburgia‘ bei.“

Sehr wahrscheinlich hat hier Krabbo auf ihn eingewirkt. Der neun Jahre ältere Hermann Krabbo verkörperte — nach den Worten seines Biographen Gustav Abb — „recht eigentlich das Fachgebiet, zu dessen Erforschung unser Verein seinem Namen nach in erster Linie bestimmt ist. Er stützte seine Arbeit mit Vorliebe auf die Urkunden und die eindringende Kenntnis der geographischen Situation. Seine Askanier-Regesten haben der älteren brandenburgischen Geschichte ein festes Rückgrat gegeben; sie haben sie für immer über allen Dilettantismus hinaus zur Höhe eines exakten Forschungsgebietes erhoben.“ Daß jetzt die Brandenburgia seinen umfangreichen Aufsatz „Markgraf Woldemar von Brandenburg, zur 600jährigen Wiederkehr seines Todestags“ (14. August 1319) in ihr Monatsblatt auf-

nahm, versprach doch einiges. Es war eine Gemeinschaft von gelehrten und lernbereiten Freunden der Heimat, gegründet 1892 von dem Stadtrat Ernst Friedel, Jurist und Vorgeschichtsforscher, dem verdienten Schöpfer des Märkischen Museums. Er war 1918 gestorben. Nachfolger wurde der Numismatiker Professor Emil Bahrfeldt. Die treibende Kraft der Gesellschaft war Dr. Kieckebusch, der Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums, einer der ersten Schüler von Professor Kossinna. Er war aus der Lehrerschaft hervorgegangen; im Berliner Lehrerverein hatte sich schon 1902 eine Heimatkundliche Vereinigung gebildet. Der Ruf nach der „Heimatschule“ war unter dem Einfluß des Krieges allenthalben in Deutschland immer stärker erklungen. Im Monatsblatt der Brandenburgia entwickelte jetzt 1919 Kieckebusch den Plan eines wissenschaftlichen Instituts für Heimatkunde, worin er Volkskunde und Vorgeschichte (diese erweitert zur heimatlichen Altertumskunde) sowie die Erdgeschichte als die Grundpfeiler benannte. Hier setzte Hoppe ein. Im nächsten Jahrgang 1920 erschien sein Aufsatz „Märkische Geschichte im Rahmen brandenburgischer Heimatkunde“, lebhaft zustimmend und unter Anerkennung der Tätigkeit sowohl der örtlichen Geschichtsvereine wie der Brandenburgia geschickt und entschieden die neue Aufgabe einer umfassenden Landesgeschichte herausstellend, der die Vereinigung sämtlicher Teile der Heimatkunde, der natur- wie der geisteswissenschaftlichen, an dem Institut zugute kommen werde. Die Gedanken, die Hoppe vortrug — sie lesen sich heute so frisch, als seien sie eben geschrieben —, sind sein Programm geblieben. In immer neuen vertiefteren Bildern kehren sie wieder, in der Antrittsvorlesung 1924, zum 10jährigen Bestehen der Studiengemeinschaft 1933, oder 1936 im Geleitwort zu den „Blättern für deutsche Landesgeschichte“, dem umgewandelten Korrespondenzblatt des Gesamtvereins.

Quellen des Landeshistorikers sind nicht allein die schriftlichen Überlieferungen, sondern ebenso die Funde der Vorgeschichte, die Baudenkmäler wie die Erscheinungen der Sprache, der Mundart, Geräte und Gebräuche in Gemeinde und Haus — als Grundlage das Geographisch-Geologische, die gegenseitige Einwirkung von Landschaft und Mensch. Hoppe warnt dabei vor der Verengung in eine bloße Lokalchronik; jede örtliche Entwicklung ist mit dem großen deutschen Schicksal verbunden. Und schließlich: „Das Höchste hat Landesgeschichte immer nur dann geleistet, wenn sie ihr erforschtes Wissen in jener Form bot, die auch den Nichtfachmann teilnehmen ließ.“ Wie es Hoppe an Karl Friedrich Klöden (1786—1856) rühmt: „Das hebt ihn heraus aus dem Kreise der übrigen märkischen Forscher jener Zeit, mit denen er sich in dem damals jungen „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“ zusammenfand: eines Riedel, Ledebur, Raumer u.a. Kühl ziehen sie die Pflugschar durch den Boden der märkischen Vergangenheit. Wir brauchen jene nüchternen Kritiker und Sammlernaturen, aber über sie hinaus vermag hier und da trotz mancher Irrwege der Gelehrte zu führen, den der warme Schein wahrhaften

inneren Miterlebens ferner Zeiten umleuchtet.“ Der Historiker „muß ein Stück vom Künstler in sich tragen“ — und sein Herz muß sprechen.

War doch in ihm selbst die Liebe zur Heimat natürlich gewachsen, kein Bildungserlebnis. Er fühlte sich ganz als Sohn eines märkischen Geschlechts, nicht als Großstadtmensch, den erst der Wandervogel oder ein Touristenverband hinausführt. Seine geistige Kraft aber wuchs aus der strengen Schule Dietrich Schäfers und aus der wissenschaftlichen Luft eben jenes märkischen Geschichtsvereins. Was ihm nun die Brandenburgia gab, war vor allem die Begegnung mit dem Geologen Professor Friedrich Solger, den er auf einer Fahrt in die Uckermark kennen lernte: „An diesem Tage erfuhr ich unzweifelhaft einen der Antriebe, die mich aus der Enge heimatlicher Zunftgelehrsamkeit hinauswiesen in die Weite lebensvoller Erkenntnis der Heimat.“ Von seiner selbstgewählten Aufgabe getrieben entfaltete Hoppe eine rege Vortragstätigkeit; im märkischen Geschichtsverein, in der Brandenburgia, auf Lehrerversammlungen und Heimattagungen sprach er über die Zusammenhänge zwischen Geschichte und Landschaft, über Besiedlung und Städtewesen. Zugleich traten feste Aufträge an ihn heran. An Stelle des verstorbenen Professors Spatz übernahm er im Dezember 1920 die geschichtlichen Abschnitte in den „Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg“, für die zum großen Teil erstmalige Quellenarbeit zu leisten war. Und nun wurde auch jener Institutsplan verwirklicht, entsprechend den durch die Inflation beschränkten Mitteln in einfacherer Form. Die Tatkraft des Professors Schoenichen schuf an der von ihm geleiteten Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege die „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ mit festen, durch mehrere Semester laufenden Vorlesungsreihen; Dozenten waren Graebner, Hoppe, Kiekebusch, Klose, Mielke und Solger. Die Weihe erhielt sie im April 1923 durch die bedeutsame Eröffnungsrede des Professors für Pädagogik und Philosophie Eduard Spranger über den „Bildungswert der Heimatkunde“. Darf man vermuten, daß diese Berührung auch ihm Wertvolles gab? Bekanntete er doch, gebürtiger Berliner, im Jahr darauf in einem Vortrag „Über Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein“ vor dem Verein für das Deutschtum im Auslande, als er auf die Heimatkunde wies: „Ich gestehe, daß ich bis vor kurzem geglaubt habe, eine reiche deutsche Kulturgeschichte gebe es nur südlich und westlich von Berlin. Ich habe es gelernt, daß gerade der östliche Boden voll ist von den Spuren deutscher Art und deutscher Arbeit. Man gebe sich Mühe, das zu sehen. Denn auch Geschichte will gesehen, nicht bloß erzählt sein.“ Dies Wort allein mag die Notwendigkeit des Planes beweisen, den Willy Hoppe sich vorgesetzt.

Welche Genugtuung, daß eben damals auch an der Universität der Gedanke zur Tat ward, „zu einer Zeit, als die Beschäftigung mit dem heimatlichen Boden und seiner Geschichte fast als rückständig galt“. Am Institut für historische Geographie und Staatenkunde begannen die Pro-

fessoren Walther Vogel, der Institutsleiter, und Solger ein „Heimatkundliches Colloquium“, zu dem sie als dritten den Bibliotheksdirektor Dr. Hoppe hinzuzogen; „der Schöpfer und wirkliche Heger des Gedankens war Solger“, hat Hoppe später bezeugt. Dies Zusammenwirken verschiedener Disziplinen an einem Tisch hatte seinen besonderen Reiz: aus ihrem Nebeneinander die gegenseitige Durchdringung zu schaffen. Im nächsten Jahr 1924 habilitierte sich Hoppe als Privatdozent mit der Antrittsvorlesung „Ergebnisse und Ziele der märkischen Landesgeschichte“. In seinen Vorlesungen an der Universität behandelte er sein engeres Fach, daneben Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Ostens, bald auch allgemeine deutsche Geschichte des Mittelalters. Die Hörerzahl wechselte, 1928 und 1929 stieg sie auf 100 und 200. 1929 wurde Hoppe zum außerordentlichen Professor ernannt.

Es ist nicht unwichtig zu betonen, daß in der Studiengemeinschaft, an der neben Lehrern aller Schularten auch Kaufleute und Beamte teilnahmen, derselbe wissenschaftliche Geist waltete wie in dem Universitäts-Colloquium, wie denn die Personalunion der Dozenten auch die mancher Teilnehmer nach sich zog. Sie bezeugen die feste Zucht, in die sie der Historiker Hoppe nahm, für die sie ihm noch heute dankbar sind. Das Wesentliche war ihm, Hörer wie Studenten ins Gelände zu führen und anzuleiten, Geschichte am Ort des Geschehens zu erforschen — wie Spranger es ausgedrückt hat: „Geschichte zu *sehen*“, Unermüdlich zog der Professor mit ihnen hinaus ins brandenburgische Land, ein zweiter ‚Wanderer‘. Und die freundschaftliche Verbundenheit, die beglückende Frucht solcher Fahrten, hat die Jahre überdauert — die Studiengemeinschaft endete erst 1942. Es ist nicht hoch genug zu werten, daß er hier — gleich Solger — unbekümmert um akademische Schranken das Verständnis für wissenschaftliches Arbeiten ‚ins Volk‘ trug. Ein weiteres, wirklich ‚weites Feld‘ für dieses Streben bot ihm der Verband märkischer Geschichtsvereine, ein Zusammenschluß, den 1924 der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg unter dem Vorsitz des Archivdirektors Melle Klinkenberg angeregt hatte. Er hielt seine Tagungen gemeinsam mit der schon 1912 durch Georg Mirow gegründeten Vereinigung brandenburgischer Museen. Wenn Hoppe den Ehrgeiz, die Verpflichtung der Vereine anrief, über die üblichen Stadt- und Dorfchroniken, die noch die Lücken mit allgemeiner Regentenaufzählung auszufüllen pflegten, hinauszuschreiten, so zeigte er sogleich an Ort und Stelle durch seine Führung, wie ein wirkliches Geschichtsbild der Heimat zu gewinnen war, — daß aber der stärkste Wert der Heimatkunde in der Verknüpfung mit der deutschen Gesamtgeschichte zu suchen sei. Doch niemals hat er dabei einem Vorrang der Mark unter den preußischen Territorien das Wort geredet. Er liebte ihre Natur und ihre Geschichte, aber er hat sie nicht verherrlicht.

Lehrreich waren seine Forschungsberichte in der Historischen Zeitschrift und in den Jahresberichten für deutsche Geschichte, den Leser nicht nur unterrichtend, sondern auch weiterführend. Von gelehrten Streitigkeiten hielt

er nichts, aber gegen unmögliche Konstruktionen wandte er sich sehr entschieden. Ein Musterfall geradezu — für den Landeshistoriker jederzeit lesenswert — ist die Aufklärung des Versuchs, Mission und Kolonisation im Havellande um zwei Jahrhunderte früher anzusetzen. Es ist der Aufsatz im Band 41 der brandenburgisch-preußischen Forschungen „Zur ältesten Geschichte des Havellandes. Die Entstehung einer Legende“, der mit genauen Quellenbelegen das Unhaltbare nachweist. Gegenüber diesem Anspruch des Jahres 1928 auf „Treuenbrietzens tausendjährige deutsch-christliche Kultur“ hebt sich wohlthuend der schlichte Titel ab, unter dem Hoppe im nächsten Jahr eine Stadtgeschichte herausgab: „Lenzen, aus tausend Jahren einer märkischen Stadt“. Sie erwies aufs neue, was Hoppes Schriften so anziehend macht und was die Adresse des märkischen Geschichtsvereins, unterzeichnet von Fritz H a r t u n g und Johannes S c h u l t z e, zu seinem 60. Geburtstage zum Ausdruck brachte: „Was uns als besondere Eigenart Ihrer Bücher und Abhandlungen erscheint: die streng methodische Verwertung der Quellen und die aus der lebendigen Frische Ihres Wesens herauswachsende gefällige Form — dadurch gewinnt alles, was Sie dargestellt haben, Anschaulichkeit und Leben.“

Umso mehr bleibt zu bedauern, daß Professor Hoppe nicht dazu gelangt ist, die Ergebnisse der weit über hundert Studienfahrten in einer neuen Sammlung „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ niederzuschreiben. Den Rahmen hat er schon früh geschaffen in dem „Märkischen Heimatbuch“ von 1924, das die Vorlesungen der Studiengemeinschaft im Auszug enthielt und drei Auflagen erlebte. Der „Geschichte der Mark Brandenburg in ihren Grundzügen“ ist der größte Raum gewährt, fast 100 von 300 Seiten. Mit Hilfe von Stichworten, die bis in Einzelheiten führen, ist ein großer Stoff knapp und klar bewältigt; „unentbehrlich für jeden, der sich ernsthaft mit unserer Landesgeschichte befaßt“, so urteilt ein Kenner wie Johannes Schultze. Der Verfasser selbst hoffte, und Freunde und Schüler erwarteten es, daß er die Grundzüge in absehbarer Zeit zu einem vollen Werk würde ausbauen können. Es kam anders.

Immer mehr sah sich der Gelehrte auf die Lehre beschränkt. Wie ihm einst in Dresden die Welt des Parlaments und der Parteien nahe gekommen war, so öffnete sich ihm in der Berliner Industrie- und Handelskammer die Welt der Wirtschaft, ja hier in der Reichshauptstadt die Weltwirtschaft. Er gehörte zu den Oberbeamten und kam mit den Syndizi der Kammer, auch mit einzelnen Mitgliedern in mannigfache Berührung. Als 1930 sein Amtsgefährte an der Börse in den Ruhestand trat, wurde deren große Bibliothek, die zugleich der Handels-Hochschule diente, dem Bibliotheksdirektor Professor Dr. Hoppe unterstellt. Beide Bibliotheken galten als die größte öffentliche Fachbücherei der Wirtschaftswissenschaften, und für seinen Anteil an ihrem Ausbau wurde Hoppe bei seinem späteren Ausscheiden Dank und Anerkennung gezollt. In einem Bericht zum 25jährigen Bestehen der

Kammer 1927 hat er von dem Benutzerverkehr ein lebendiges Bild entworfen.

In all den Jahren blieb er dem Hause seines verehrten Lehrers Dietrich Schäfer treu verbunden, der am persönlichen Schicksal des Jüngeren herzlichen Anteil nahm, als ihm nach elfjähriger glücklicher Gemeinschaft die Gefährtin entrissen wurde, und wieder, als er später einen neuen Bund schloß. Hoppe war ihm mehrfach behilflich und hat 1925 auch für den Sammelband „Deutscher Aufstieg, Lebensbilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der rechtsstehenden Parteien“, an dem Schäfer beteiligt war, den Beitrag über den Parlamentarier Karl von Waldow geliefert, wie er auch die von Spatz bearbeitete Familiengeschichte derer von Waldow vollendet hat. Aus Schäfers eigenem Lebensbericht ist bekannt, wie stark den Historiker jederzeit die Politik beschäftigt hat. Hoppes Neigung für solche Tätigkeit war weniger ausgeprägt, aber aus seiner Geschichtsauffassung hat er kein Geheimnis gemacht. „Männer machen Geschichte“, rief er den Hörern der Tausendjahrfeier in Lenzen zu und wies sie auf das „Walten Gottes in der Geschichte“. Gelegentlich schrieb er im Tag, der Zeitung des Scherlverlags, so zu den 70. Geburtstagen von Otto Hintze, Erich Marks, Friedrich Meinecke.

1935 zum Ordinarius seines Faches ernannt, wurde Professor Hoppe außerdem zum Prorektor bestellt, als welcher er immer häufiger den damaligen Rektor zu vertreten hatte. Im August 1937 rief ihn aus der Sommerfrische im Erzgebirge das Ministerium nach Berlin: man wollte ihn etatmäßig in den Lehrkörper übernehmen und für mehrere Jahre zum Rektor machen. So ist es festgehalten in ganz persönlichen Ferienaufzeichnungen seiner Frau, die hinzufügt: „Er war völlig unvorbereitet und überlegte reiflich, ob er annehmen sollte“, zumal er ja im Hauptamt noch immer zur Handelskammer gehörte, nun im 20. Jahr. Er entschied sich für die Universität. Zunächst kommissarisch, im Dezember 1937 feierlich eingeführt, hat er das verantwortungsschwere Amt, die Leitung der größten deutschen Universität, fünf Jahre lang bekleidet. Die Antrittsrede war ein freudiges Bekenntnis zu dem alten Lehrer Dietrich Schäfer und zu seiner Heimatwissenschaft, für die er, um sie der Jugend nahezubringen, in nicht mehr jungen Jahren neben seinem Beruf in der Wirtschaft die Habilitation auf sich genommen habe, ohne — er sprach es offen aus — „ohne Absichten auf eine weitere akademische Laufbahn“. In der Abschiedsrede am 23. April 1942 klang der Ton gedämpft, unverkennbar durch die Erfahrungen des Rektorats bitter getrübt: „Ich habe bei meinen Beobachtungen — gemeint ist die Wertschätzung deutscher Gelehrter in der ausländischen Wissenschaft — oft gewünscht, daß gegenüber der früheren Überschätzung des deutschen Professors bei uns und der jetzt leider zuweilen vorhandenen Unterschätzung überall im Inland eine Wertung gefunden werde, die dem Geiste willig und vertrauensvoll gibt, was des Geistes ist. Dann wird es auch leichter sein, an der Spitze einer Universität zu stehen.“

Aus zwei Schreiben Hoppes, deren Durchschlag sich in dem Nachlaß fand, geht hervor, daß er bereits im Oktober 1940 in aller Form und mit Nachdruck die Enthebung vom Rektorat nachgesucht hat.

Freudig widmete er sich neuen alten Aufgaben. Die für Provinz und Hauptstadt gemeinsame Historische Kommission, seit 1925 erfolgreich tätig, hatte sich 1939 aufgelöst. An ihre Stelle traten 1943, doch ohne noch wirksam werden zu können, zwei selbständige Einrichtungen, die Historische Kommission für die Provinz Brandenburg und die „Landesstelle der Reichshauptstadt für Geschichte, Heimatforschung und Volkskunde“. Beide beriefen Hoppe als Leiter. Seine Eröffnungsreden, gedruckt, aber nicht mehr ausgegeben, bleiben wertvoll für alle künftige Landeskunde. Der 60. Geburtstag im fünften Kriegsjahr brachte ihm viele Zeichen der Anerkennung und Freundschaft; der Berliner Geschichtsverein und die Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg verliehen ihm die Ehrenmitgliedschaft. Ein lang gehegter Wunsch hatte sich ihm damals erfüllt. Draußen am Rande des Oderbruchs in Königlich Reetz nördlich Wriezen hatte er 1941 einen Bauernhof erworben und lebte hier für Tage und Wochen — wie einst bei Rathenow — nun auf eigener märkischer Scholle das Leben des Dorfes. Das ‚Hausbuch‘ erzählt von Besuchen seiner Studenten und der alten Studiengemeinschaft, aber auch von dunklen Stunden unter dem nächtlichen Sternenhimmel. Die Widrigkeiten des Rektorats wirkten nach. Sein ältester Freund, der Oberstudiendirektor Isleib, mit dem er 1890 die Schule begonnen, bezeugt, in seinen Briefen aus dieser Zeit habe sich eine seelische Depression offenbart, wie sie ihm bis dahin nicht begegnet sei. Und wie er über den Krieg und sein unabwendbares Ende dachte, darüber hat er zu Vertrauten kein Hehl gemacht.

Der Zusammenbruch mußte sein ganzes Sein erschüttern. Wie anders als 1918 wirkte sich die viel weitergreifende ‚Umwertung der Werte‘ aus. Tiefer als das persönliche Ungemach empfand er die Not des Vaterlandes — und ihre Ursachen. Aber wie er bisher „gestrebt, der sittlichen Idee der universitas zu dienen“ und Gutes zu tun, von dem viele nichts wußten, so konnte auch fortan nur redliche Arbeit helfen. Freilich, eigene Forschung war jetzt nicht möglich. Er diente der Zeit. Die beiden geschichtlichen Wörterbücher, das biographische und das Sachwörterbuch, der Professoren Hellmuth Rößler und Günther Franz, die ihn zum Mitherausgeber gewannen, wurden begehrte Nachschlagewerke. Die reiche Erfahrung des Dozenten kam dem „Handbuch der Wissenschaftskunde“ zugute, für die er den Abschnitt Geschichte bearbeitete. Für die Landesgeschichtlichen Blätter übernahm er es, die hundertjährige Geschichte des Gesamtvereins darzustellen. Führte sie ihn durch alle deutschen Gaue, so kehrte er mit der Geschichte der „Gesetzlosen Gesellschaft“, der er seit 1954 angehörte, in den Bereich der Hauptstadt. Sie ist in der preußischen Reformzeit gegründet worden, auch Wilhelm von Humboldt trat ihr bei, und so wurde die Schrift 1959 zugleich eine Voraus-Gabe zum 150-Jahr-Gedenken der Berliner Uni-

versität. Daß ihre Gedenkschrift, herausgegeben von der Westdeutschen Rektorenkonferenz und der Freien Universität, auch seiner, des Rektors, gedachte, hat er nicht mehr erlebt. Im 2. Bande, dem „Studium Berolinense“, sagt der Historiker Eugen Meyer in dem Abriss der Mittelalterlichen Geschichte: „Es muß gerechterweise festgehalten werden, daß er während seiner Amtszeit, also gerade in jener Periode, da die Herrschaft des Tausendjährigen Reiches in alle Lebensgebiete eindringen wollte, sich immer bemüht hat, Unheil und Unsinn zu verhindern, was nicht zuletzt auch den Lehrern und Studierenden der Geschichte ein verhältnismäßig ruhiges und sachliches Weiterarbeiten ermöglichte in einer Zeit, da jeder Freiheit und Leben aufs Spiel setzte, der das, was er mit Notwendigkeit kommen sah, offen auszusprechen wagte.“

Seiner letzten Schrift, der „Gesetzlosen“, gelang das eigentlich Unvorstellbare, aus der bloßen Mitgliederliste einer rein geselligen Vereinigung ein lebendiges Kulturbild Berlins zu schaffen — ein Beweis für die unverminderte Kraft des 75jährigen. Unvermindert bis zuletzt blieb auch der Eindruck seiner Vorträge in ihrem geschliffenen akademischen Stil, in der norddeutschen Gehaltenheit des Redners, in seiner Kunst, „mit wenigen Worten viel zu sagen“ — märkisch-preußische Beredsamkeit. Wiederholt riefen ihn die Tagungen der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg; ganz heimisch war er in der Landesgeschichtlichen Vereinigung, der er schon 1924 ‚im Gelände‘ begegnet war. Ein wirklich tätiges Ehrenmitglied, nahm er die Würde in dem Sinne, den Fontane gern nach dem Ausspruch eines Freundes wiedergab: „Was so gewöhnlich als Auszeichnung gilt, ist keine; aber wenn eine Bürgerschaft, eine Genossenschaft dich ehrt, das bedeutet was.“ So empfand er auch die Erneuerung des 50jährigen Doktordiploms durch die Humboldt-Universität und ebenso die guten Wünsche aus Kloster Zinna, die Bürgermeister und Heimatmuseum „unserm Historiker“ sandten. Es schien fast selbstverständlich, daß ihn die neue Historische Kommission am Friedrich-Meinecke-Institut zum Mitglied wählte. Und gleichzeitig konnte er auch mit Johannes Schultze seinen märkischen Geschichtsverein wieder zusammenrufen, dessen Vorsitzender er seit 1930 war.

Der Dank kam zum 70. und abermals zum 75. Geburtstag, den seine Gefährtin noch erleben durfte, zu beglückendem Ausdruck: „Wir fanden in Ihnen vor allem den gütigen und verständnisvollen Weggenossen, Ihren Schülern ein Vorbild menschlicher Bewährung für das ganze Leben.“ So war er doch ein Lehrer geworden, ein Hochschullehrer in der hohen Auffassung, die er einst in der Antrittsvorlesung bekannte: „in dem Forscher zugleich den Menschen zu bilden — beizutragen, daß denen, die das Glück haben, auf einer deutschen Hochschule zu weilen, schönste Früchte reifen in der Schöpfung der Persönlichkeit.“

Bücherschau

Werner Vogel: Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg. Berlin (1960) Duncker und Humblot, 159 Seiten. DM 16,60

Im Hinblick hauptsächlich auf die von der Ausrottungs- und Verdrängungstheorie aufgestellten Probleme erstreckt sich die vorliegende Untersuchung über den Verlauf des Zusammentreffens der Deutschen mit den Slawen räumlich auf das Gebiet der Mark zwischen Elbe und Oder sowie die Altmark und zeitlich auf die eigentliche Kolonisationsperiode in diesem Raum Mitte des 12. bis Ausgang des 13. Jahrhunderts, die spätere Entwicklung bis zur völligen Assimilierung wird nur gestreift. In einem geschichtlichen Überblick über die Motive der deutsch-slawischen Auseinandersetzungen vom 9. bis 12. Jahrhundert gelangt der Verfasser zu der von den meisten Forschern heute sicherlich geteilten Feststellung, daß eine Ausrottung der Slawen nicht stattgefunden hat und sich auch eine entsprechende Absicht nicht nachweisen läßt.

Das Schwergewicht der Arbeit liegt im 3. Abschnitt, in dem die methodischen Probleme erörtert werden, und im 4., der sich mit den Nachweisen der slawischen Bevölkerungsreste beschäftigt. Als sichere Belege für den Verbleib slawischer Bevölkerung werden vor allem angeführt, die *villae slavicae* und die ausdrückliche Erwähnung von Slawen, ferner, mit gewissen Vorbehalten und Einschränkungen bei ihrer Verwendung, die Ortsnamen mit dem Zusatz „Wendisch“, der slawische Scheffel, die slawische Hufe, slawische Münzen, slawische Flur-, Gewässer- und Orts- sowie Personennamen. Zutreffend werden von einer gründlichen Bearbeitung der Namen, die nur der Sprachforscher liefern kann, noch tiefere Aufschlüsse erwartet. Als indirekte, mit Vorsicht zu benutzende Belege für den Verbleib der slawischen Bevölkerung nennt Vogel die Hufenlosigkeit, das Fehlen der Pfarrhufen, grundherrlichen Gesamtbesitz und Dorf-dos, Pauschalabgaben, den Wozzop (Schüttkorn), das Scheffelkorn. Zustimmung wird man der Erklärung, daß es nicht möglich ist, in den Kossäten *vornehmlich* die verdrängte slawische Bevölkerung zu sehen, jedoch der Meinung Ausdruck geben dürfen, daß das letzte Wort über diese Kategorie noch nicht gesprochen worden ist. Etwas zu gering wird m. E. die Bedeutung der Bodenfunde bei der Ermittlung slawischer Siedlungen eingeschätzt.

Unter vorsichtiger, kritischer Verwendung der vorgenannten Belege und Belegmöglichkeiten werden dann im eigentlichen (4.) Hauptabschnitt auf der Grundlage des sorgfältig gesammelten und in den Anmerkungen dargebotenen Quellenmaterials die Nachweise für die slawischen Bevölkerungsreste in den einzelnen Teilgebieten der Altmark, im Lande Jerichow, im Havelland, in der Zauche, im Teltow, im Barnim, in der Uckermark, im Lande Ruppin und in der Prignitz erbracht. Die anschließende Erörterung über die sogenannte Deutschtumsforderung der Zünfte (Wendenparagraph), bei der die Herleitung Dora Grete Hopps (in ihrer Arbeit: Die Zunft und die Nichtdeutschen im Osten, insbesondere in der Mark Brandenburg, Marburg 1954) aus einem Nationalhaß mit Recht abgelehnt wird, führt nur zu der negativen Feststellung, daß eine Lösung der Frage, warum die Wenden seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aus den Zünften ausgeschlossen

wurden, bis jetzt noch nicht möglich ist. Vielleicht hat man doch sehr wesentliche Gründe in wirtschaftlichen Motiven im Zusammenhang mit einer Bevölkerungsstrukturwandlung nach der großen Seuchenkatastrophe um 1350 zu suchen. Für die sogenannten Hühner- und auch die sogenannten Gröperdörfer, so sagt Vogel, besteht lediglich die Möglichkeit, daß die Bewohner Wenden gewesen sind bzw. sich wendische Elemente unter ihnen befanden. Daß Wenden in den Städten Aufnahme fanden, ist richtig, doch dürfte die Behauptung, daß sie „ein der deutschen Bevölkerung gleichgestelltes und gleichwertiges Element der ostdeutschen Stadt des Mittelalters bildeten“ in solcher Ausschließlichkeit nicht ganz zutreffend sein.

Als abschließendes Ergebnis seiner Untersuchungen, deren Gediegenheit ausdrücklich hervorgehoben werden muß, stellt Vogel fest, daß die Zahl der Dörfer slawischen Charakters noch in nachkolonialisatorischer Zeit in der Mark Brandenburg recht beträchtlich war, und weiter, daß im Hinblick auf diese Feststellung von einer Ausrottung oder Verdrängung der Slawen im Bereich der askanischen Markgrafen keine Rede sein kann. Auf einzelne kritische Bemerkungen, die im übrigen den Wert der Arbeit in keiner Weise beeinträchtigen würden, kann hier nicht eingegangen werden. Erwähnt sei nur, daß die S. 123 Anm. a angeführten Beeskower Gildebrieve tatsächlich in einem dortigen Kopialbuch enthalten sind.

Dr. Rudolf Lehmann

Antonius David Gathen: Rolande als Rechtssymbole. Der archäologische Bestand und seine rechtshistorische Deutung. Berlin 1960, Walter de Gruyter & Co., XXIV, 121 Seiten. DM 13,50

Es gehört zu den Geflogenheiten der Kölner rechtswissenschaftlichen Fakultät, wertvolle Dissertationen nicht in Archiven und Bibliotheken verstauben zu lassen, sondern sie im Druck der Fachwelt zugänglich zu machen. Aber nicht nur der Jurist, jeder historisch Interessierte wird sich Heft 14 dieser Reihe vornehmen, in dem Antonius David G a t h e n über „Rolande als Rechtssymbole“ handelt.

So mancher wird sich allerdings fragen, wozu schon wieder ein neues Roland-Buch, wenn über diesen Komplex bereits eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben wurde. Gathens Literaturverzeichnis nennt dann auch mehr als 300 Titel. Dennoch ist seine Studie als wesentliche Bereicherung der Rolandforschung zu bewerten. Sie gibt in knapper, aber ausreichender Form eine Übersicht der vorhandenen und verschwundenen Rolande nebst ihrer rechtshistorischen Deutung. Daß Rolande Rechtssymbole sind, ist eine alte Erkenntnis, Gathen ist aber in scharfsinnigen Einzeluntersuchungen der Nachweis gelungen, daß die Rolandsbilder jeweils einem besonderen Recht gewidmet sind. So ist der bekannte Roland in Bremen, der schon einen hölzernen Vorgänger hatte, das Zeichen der Reichsfreiheit ebenso wie der längst verschwundene in Hamburg, der in Wedel das der Zollfreiheit, und der des Adriastädtchens Ragusa ein Symbol der Blutgerichtsbarkeit.

Nebenbei erfährt man interessante Einzelheiten, etwa, daß kein Roland sich über das Jahr 1340 zurückverfolgen läßt, oder über das Verbreitungsgebiet, das durchaus nicht einheitlich ist und von Riga bis Ragusa reicht.

Unnötig zu betonen, daß der Verlag dem Buche die bei ihm übliche Sorgfalt bei der Drucklegung zukommen ließ.

Pomplun

Johannes Schultze: Rixdorf – Neukölln. Die geschichtliche Entwicklung eines Berliner Bezirks. Herausgegeben aus Anlaß des 600jährigen Jubiläums am 26. Juni 1960. Berlin-Neukölln, Bezirksamt. 280 Seiten, 24 Abb. 3 Kartenbeilagen. DM 14,90.

Das, was seit Eugen Brodes 1899 erschienener „Geschichte Rixdorfs“ über den 1912 umgetauften Berliner Bezirk zusammengeschrieben wurde, füllt ein stattliches Fach im Bücherschrank. Leider hält die Qualität durchaus nicht der Quantität stand. Hier hat erst Professor Dr. Johannes Schultze, der verdienstvolle Nestor unserer märkischen Historiker, Wandel geschaffen und mit seinem Buche das Muster einer Ortsgeschichte vorgelegt. Es ist überhaupt merkwürdig, daß wissenschaftlich einwandfreie Ortsgeschichten in Berlin, das stets ein Sammelpunkt bedeutender Historiker war, so gut wie gar nicht existieren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die zum Teil schon vor über 50 Jahren herauskamen und nun überholungsbedürftig sind. Ortsgeschichte ist ja kein sehr ergiebiges Feld, zumal in der Mark Brandenburg, aber daß man etwas daraus machen kann, hat uns Johannes Schultze nach Spatz, Gundlach u. a. erneut bewiesen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit der „Frühgeschichtlichen Zeit“, bezieht aber auch die Vorgeschichte mit ein, und endet mit unseren Tagen. Das Schlußkapitel „Der Bezirk Neukölln 1920–1960“ stützt sich sehr auf die Berichte des Bezirksamts, die verständlicherweise hin und wieder subjektiven Charakter haben. Die dazwischen liegenden Kapitel tragen die Überschriften „Richardsdorf unter geistlicher, dann städtischer Grundherrschaft (1360–1800)“, „Das böhmische Dorf“, „Das 19. Jahrhundert bis zur Vereinigung beider Gemeinden 1873“, „Die vereinigte selbständige Dorfgemeinde (1874–1899)“ und „Stadt und Stadtkreis (1899–1920)“.

Entgegen dem Titel befaßt sich das Buch nahezu ausschließlich mit dem Ortsteil Neukölln. Die seit 40 Jahren dem Verwaltungsbezirk Neukölln angeschlossenen früheren Landgemeinden und heutigen Ortsteile Britz, Buckow und Rudow werden sehr summarisch auf sechs Seiten abgehandelt, und das ist besonders schade, weil Schultze hier im wesentlichen nur das wiederholt, was Spatz bereits im 3. Teil seines Teltow-Werks brachte. Gerade diese auch hinsichtlich ihrer frühen Kirchenbauten bedeutsamen Dörfer hätten eine umfassendere Darstellung verdient, schon mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die vorliegenden Schriften von Grigat, Ruden und Christel doch sehr dürftig sind.

Schultze geht in seinem Buche auch auf die Entstehung der Städte Cölln und Berlin ein und wiederholt seine bekannte Auffassung, die Stadterhebung Berlins sei bereits Anfang des 13. Jahrhunderts erfolgt. Sie ist jüngst von Berthold Schulze (Berlins Gründung und erster Aufstieg. In: Berlin. Neun Kapitel seiner Geschichte, Berlin, 1960, S. 59 ff.) auf das richtige Maß zurückgeschraubt worden. In diesem Zusammenhang benutzt Schultze auch die Arbeit meines allzu früh verstorbenen Freundes Oskar Liebchen über die Siedlungsanfänge im Teltow (FBPG 53, 1941, S. 211 ff.) und übersieht wie dieser, daß wir auch im östlichen Teltow Kirchenbauten aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts haben, die zeitlich und stilistisch denen des Westteltows gleichzusetzen sind, z. B. der schöne spätromanische Bau in Waltersdorf bei Königs Wusterhausen, ein typisches Beispiel der

sogenannten „vollständigen Anlage“. Zur Stützung seiner Theorie zieht Schultze ferner die von Erwin Reinbacher bisher nur in zwei Vorberichten veröffentlichten Ergebnisse der Ausgrabungen in der Ruine der Berliner Nikolaikirche heran. Sein kühner, aus den ähnlichen Grundrissen resultierender Schluß, die Nikolaikirche sei von demselben Baumeister wie der Erstbau der Maria-Andreas-Kirche in Rathenow errichtet worden, dürfte nicht den Beifall der Kunsthistoriker finden, da Rathenow als Ziegelbau einem ganz anderen Formenkreis angehört und sicher nicht bis 1190 zurückreicht, wie Adler (und nach ihm Eichholz) annahm. Adler hat aber schon vor 100 Jahren richtig erkannt, was Reinbacher durch seine Ausgrabungen bestätigen konnte: Das Untergeschoß des Turmbaus der Nikolaikirche ist noch das des ersten Bauabschnitts. Dieser Bau aber ist nur im Grundriß romanisch, der Aufbau mit seinen Öffnungen ist schon frühgotisch, so daß seine Zeitstellung mit der um 1230 anzunehmenden Gründung der Stadt Berlin durchaus konform geht.

Den Namen des in der Dorfgründungsurkunde von 1360 genannten Komturs Dietrich von Saster (nach Spatz gleich Zastrow) liest der Verfasser Sasar und bringt ihn mit einer Familie von Ziesar, Ziegesar, in Verbindung. — Entgegen der Auffassung, die sich in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt hat, läßt Schultze den Kurfürsten Joachim II. das Abendmahl in der Kirche zu Spandau nehmen. — Wenn es auf Seite 181 heißt, daß es noch heute eine Straße „Neukölln am Wasser“ gibt, ist wohl der Hinweis erlaubt, daß diese bereits 1931 mit dem anschließenden Brandenburger Ufer in Märkisches Ufer umbenannt wurde.

Ein besonderer Vorzug des liebevoll gestalteten Buches sind die Wiedergaben der zeitgenössischen Pläne nach den Originalen. Von den drei Kartenbeilagen dürfte die nach dem Meßtischblatt entstandene von „Rixdorf-Neukölln und Umgebung im Jahre 1900“ auf 1905 zu datieren sein, weil auf ihr bereits der Schiffahrtskanal und die Gasanstalt an der Teupitzer Straße eingetragen sind. Im übrigen gab es 1900 noch kein „Neukölln“.

Pomplun

Ernst Friedrich Rudolf von Barsewisch: Von Roßbach bis Freiberg 1757 bis 1763. Tagebuchblätter eines friderizianischen Fahnenjunkers und Offiziers. Nach dem wortgetreuen Erstabdruck von 1863 neu herausgegeben, kommentiert und bearbeitet von Jürgen Olmes. Krefeld 1959, Hermann Rühl Verlag.

Dem Herausgeber und dem Verlag gebühren Dank, daß dieses für die Geschichte des Siebenjährigen Krieges als primäre Quelle anzusehende Tagebuch eines Mitkämpfers neu erscheinen konnte. Die 1. Ausgabe dieser wichtigen Kriegserinnerungen erschien 1862, der die 2. Auflage schon im nächsten Jahre folgte. — Barsewischs Tagebuch ist wegen seines einmaligen Quellenwertes öfters für das Monumentalwerk: „Die Kriege Friedrichs des Großen. T. 3: Der Siebenjährige Krieg“, das von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des ehemaligen Preußischen Großen Generalstabes herausgegeben wurde, herangezogen worden. Leider ist ja dieses Standardwerk der deutschen kriegsgeschichtlichen Forschung, das zu den wichtigsten militärwissenschaftlichen Erscheinungen zählt, mit dem noch kurz vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914 erschienenen 13. Band, der bis zu den Vortagen der

Schlacht bei Torgau 1760 reicht, wegen der Auflösung des Generalstabes unvollendet geblieben und wird es wahrscheinlich auch bleiben, da wichtigstes Material für die Weiterführung verschollen, bzw. nicht mehr zugänglich ist. Auch die Urschrift der Aufzeichnungen von Barsewisch ist 1945 in Perleberg in den Kriegswirren verloren gegangen. In seinen Erinnerungen, die besonders dadurch wertvoll sind, daß sie unmittelbar unter dem frischen Eindruck des persönlichen Erlebens geschrieben sind, findet sich eine Fülle interessanten heeresgeschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Stoffes, das nicht nur den Wehrwissenschaftler, sondern auch jeden historisch interessierten Laien anspricht.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Berlin als Kadett tritt der 1737 in der Altmark geborene junge Edelmann 1756 bei Ausbruch des dritten schlesischen Krieges, der dann zum „Siebenjährigen“ werden sollte, in das hochberühmte, lange Zeit in Berlin in Garnison gestandene Infanterie-Regiment v. Meyerinck ein, das unter dem Namen seines letzten Chefs v. Larisch mit der Nr. 26 der alten Stammliste in die preußische Heeresgeschichte eingegangen ist. Die Stickerei, die die Offiziere dieses Regiments in der friderizianischen Zeit getragen haben, wurde der preußischen Generalität 1900 als Kragenstickerei verliehen und wird auch heute noch von der Generalität der Bundeswehr geführt. Das Regiment bekam unter Friedrich den Großen seinen inländischen Ersatz zum großen Teil aus der Mark Brandenburg, u. a. aus Kottbus, Beeskow und Lebus. Im Verbands dieses Regiments nimmt Barsewisch als „Junker“, später auch als Fähnrich an den Schlachten bei Roßbach, Leuthen, Hochkirch, Torgau u. a. teil. 1761 wird er Leutnant und bald darauf, nicht zum wenigsten durch seine guten Kenntnisse in der militärischen Ingenieurkunst, Brigadeadjutant. Alle seine persönlichen Erlebnisse auf den Märschen, im Quartier und in den vielen Gefechten schildert Barsewisch sehr lebendig und anschaulich; aus allen seinen Worten spricht eine tiefe Verehrung für seinen König und ein festbegründetes Gottvertrauen auch in den schwierigsten und gefährlichsten Lagen. Mit berechtigtem Stolz weist er darauf hin, daß in seiner Formation das Krebsübel aller Heere der damaligen Zeit, die große Zahl der Desertationen, keinen Boden fand, da die Mannschaften, die „Bursche“, in ihm ihren treusorgenden und verantwortungsvollen Vorgesetzten sahen.

Nach Beendigung des siebenjährigen blutigen Ringens wird Barsewisch als Quartiermeister-Leutnant nach Potsdam in die Umgebung des Königs gerufen und 1764 Flügeladjutant. Bald darauf wird der so viel versprechende Offizier von einem rätselhaften Gemütsleiden ergriffen, die Ursache dafür ist wohl kaum mehr sicher zu klären; er glaubte u. a., daß ein Giftmordanschlag auf ihn verübt sei. Er muß darauf den Dienst quittieren und widmet sich nun der Bewirtschaftung seines Gutes. Aber auch hier verfolgt ihn weiter das Unglück bis zu seinem 1801 erfolgten Tode.

Der Verlag legt uns mit der Neuauflage eine mit Recht sprachlich und inhaltlich bereinigte Bearbeitung vor, ohne damit den Quellenwert der Urschrift zu trüben. Das beigegebene umfangreiche Anmerkungs-material verrät eine große Vertrautheit des Herausgebers mit der preußischen Heeres- und Kriegsgeschichte, so daß der Leser sich gerne dieser sicheren Führung anvertrauen wird.

Hans Zopf

Rudolf Lehmann: Die Niederlausitz in den Tagen des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier. (Mitteldeutsche Forschungen 13). Böhlau Verlag Köln-Graz 1958. XII und 335 S. 12 Tafeln mit 25 Abb.

Das Buch behandelt die Niederlausitz vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des Industriezeitalters, 1780—1840 etwa, zwei Menschenalter. Der Verfasser benutzt eigene und fremde Vorarbeiten, hat aber „zum guten Teil unmittelbar aus entlegenen ungedruckten oder unbeachteten Quellen“ geschöpft; so manche hat sein Spürsinn aus dem Schutt des Zusammenbruchs nach 1945 mühsam bergen können. So ist ihm ein Bild seiner Heimat gelungen, so vielfarbig, wie man es bei den Verlusten in Bibliotheken und Archiven nicht erwartet hätte. Von den über 300 Seiten ist das erste Drittel der Landesgeschichte gewidmet. Die Fülle der Seitenüberschriften zeigt, daß kaum ein Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens unberücksichtigt bleibt. Er betont übrigens, daß die Entwicklung der proletarischen Schicht in den Städten noch nicht erforscht worden ist.

Das Markgraftum Niederlausitz, mit Sachsen „gleichsam nur durch Personalunion verbunden“, war damals „unter dem milden Szepter Friedrich Augusts des Gerechten . . . fast eine Art Adelsrepublik“; in den maßgebenden Landstädten ragten hervor die standesherrlichen Familien der Solms, Lynar, Schulenburg, Houwald. Lag dieses Nebenland „gewissermaßen im Kulturschatten“ — die Ungunst abseits der großen Verkehrswege noch verstärkt durch die besonderen Bevölkerungsverhältnisse: ein Drittel Wenden und in den wenigen größeren Städten eine nur schmale Bildungsschicht —, so hat es doch, mit Abstand, an den großen Bewegungen der Zeit teilgenommen. In Bauernunruhen und zaghaften agrarischen Reformansätzen der Stände spiegelte sich die Wirkung der Französischen Revolution. Napoleon stellte im Posener Frieden vom 11. Dezember 1806 die frühere Verbindung Sachsen-Polen wieder her und belastete das Land 1806—08 und 1812 mit fortwährenden Truppendurchzügen und Kontributionen. Im Jahre 1813 wiederholte sich die strategische Lage, unter der es im 7jährigen Kriege hatte leiden müssen: eingeschlossen zwischen den Brennpunkten der Kampfhandlungen. Umso mehr ist seine gemeindeutsche Opferwilligkeit „bis in die untersten Schichten“ zu rühmen, die „durchaus neben dem preußischen Beispiel“ bestehen kann. Aber ebenso verständlich ist, daß 1815 der einschneidende Bruch mit der Vergangenheit, der Wechsel von dem angestammten „sanfteren sächsischen Regiment zum straffen preußischen“ der Bevölkerung nicht leicht gefallen ist. Die Angleichung dieses politischen Sondergebildes, die Durchführung der Gesetze für Bauernbefreiung und Gewerbefreiheit hat Jahrzehnte gebraucht, zumal es im Chaussee- und Eisenbahnbau von der preußischen Staatsregierung lange vernachlässigt worden ist. Die Schlußabschnitte 17 und 18 über öffentliche Meinung und Zensur gaben einen tiefen Einblick. So dauerte auch die kulturelle Bindung an die alte Hauptstadt Dresden noch fort; im ganzen verstärkten sich naturgemäß die Beziehungen zu Berlin, die schon früh aus der Nachbarschaft und durch den eingesprengten altbrandenburgischen Kreis Cottbus entstanden waren.

Vor diesem „notwendigen Hintergrund“ — so der Verfasser; für den Landeshistoriker das Wesentliche — gewinnen die folgenden „Ausschnitte

aus dem kulturellen Leben“ erst das rechte Gewicht, bedeutend auch durch die erstmals mitgeteilten Briefe. „Die Brüder Houwald und der Historienmaler Matthäi“ (aus Meißen, 1777—1845) und „Die Familie Lynar und der Spreewaldmaler Hammer“ (aus Dresden, 1779—1864, der eigentliche Entdecker dieser Landschaft) zeigen den freundschaftlichen Verkehr zwischen Mäzen und Künstler. „Schinkel in der Niederlausitz“ erscheint als Berater des Bauherrn C. H. Ferdinand v. Houwald für die Kirche in Straupitz 1827—1832, mit Vorschlägen für den Schloßbau des Grafen zu Lynar in Lübbenau und als Gutachter für die Ausgestaltung des Spremberger Torturms in Cottbus. Unter „Weiteren klassizistischen Bauten“ wird die schöne Friedhofskapelle in Cottbus gerühmt, ein Werk des einheimischen Baumeisters Kahle. „Aus dem literarischen Briefwechsel Ernst v. Houwalds“ lesen wir u. a. Briefe der Dichter Arnim und Fouqué, des Berliner Generalintendanten Grafen von Brühl, des Verlegers Göschen. Houwald, auch als Jugendschriftsteller verdient, hat damals mit seinen Schauspielen an vielen deutschen Bühnen, namentlich in Berlin und Dresden, beachtliche Erfolge erzielt, die der Verfasser mit feinem Empfinden zeitgeschichtlich zu erklären weiß. Die Abschnitte „Musik und Theater“ und „Andere geistig-kulturelle Bestrebungen und Einrichtungen“ berichten von immer neuen Anläufen des Bürgertums, die Bildung in seinem Lande zu heben. Zuletzt würdigt der Verfasser ausführlich seine Vorgänger „J. G. Worbs und Fr. A. Süßmilch und die geschichtswissenschaftlichen Bemühungen in der Niederlausitz“; manches Wort in ihren Briefen über das „Mühen“ mag ihn und uns an Selbsterlebtes erinnern.

Rudolf Lehmann hat das schöne Werk seiner Lebensgefährtin, „der treuen Helferin“, gewidmet. Sein Schlußwort zeigt das redliche Streben nach historischer Wahrheit in hellem Licht. Ist auch die Niederlausitz im Lauf der Geschichte lange benachteiligt gewesen: sie genießt vor andern den Vorzug, in ihrem Landesarchivar einen Chronisten zu haben, der seine Heimat im Kreis der deutschen Landschaften bekannt gemacht hat wie kaum ein zweiter. Wer könnte das dankbarer empfinden als die Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg!

Faden

Ludwig Pallat: Richard Schöne. Generaldirektor der Königlichen Museen. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Kunstverwaltung 1872—1905. Berlin 1959, Walter de Gruyter & Co., XII, 418 Seiten, 61 Abb., DM 32,00.

Fontane schrieb einmal in einem Briefe an Georg Friedländer, daß Biographien in Deutschland nach dem Rezept des „beautifying for ever“ gearbeitet würden. Diese Feststellung trifft in gewissem Grade auch für das vorliegende Buch zu. Seitdem Wilhelm von Bode, Schönes Nachfolger im Amt, in seinem zweibändigen „Mein Leben“ ebenso temperamentvoll wie einseitig über Schöne urteilte, hat man sich daran gewöhnt, diesen mit Bodes Augen zu sehen. Was der große Ägyptologe Adolf Ermann in seinem Erinnerungsbuch „Mein Werden und mein Wirken“ schon 1929 zur Ehrenrettung Schönes schrieb, ist unbeachtet geblieben. Ludwig Pallat, seit 1898 im Preuß. Kultusministerium tätig und von 1911 bis 1933 Leiter des von ihm mitbegründeten Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, hat schon früh begonnen, ein umfassendes Lebensbild Schönes und zu-

gleich eine Geschichte der preußischen Kunstverwaltung zu geben, zu einer Zeit, als noch das Aktenmaterial lückenlos zur Verfügung stand. So sind dann die einzelnen Vorgänge und Ereignisse bis auf den Tag genau angegeben. Paul Ortwin Rave hat das mit Hilfe der Söhne und Enkel vollendete Werk des 1946 verstorbenen Verfassers herausgegeben und mit einem aufschlußreichen Vorwort versehen.

Ursprünglich Altphilologe und Archäologe an der Universität Halle wurde Schöne im Alter von 32 Jahren 1872 Kunstdezernent im Kultusministerium und acht Jahre später Generaldirektor der Museen. Da es Schöne nicht gegeben war, sich geräuschvoll zu gebärden, ist er, wie das, was er für die Museen tat, von den Heutigen schon so gut wie vergessen. Pallat rückt in seiner Darstellung Schönes Verdienste in das rechte Licht, teilt aber auch viele — wenn nicht gar allzu viele — interessante Einzelheiten zur Geschichte unserer Museen mit, die bisher nur bis zum Jahre 1880 geschrieben wurde und damals zur 50-Jahr-Feier herauskam. So erfährt man, daß der scheußliche Bau des Zirkus Busch am Bahnhof Börse pachtweise auf dem Erweiterungsgelände der Museen stand und diese, städtebaulich so günstigen Flächen am Ufer der Spree jahrzehntelang den dringend notwendigen Neubauten der Museen entzog.

1905 schied Schöne aus dem Amt, veranlaßt durch Differenzen mit dem Ministerium gelegentlich des Erwerbs von Menzels künstlerischem Nachlaß. Er hat dann noch bis 1922 gelebt, in seinem schönen 1908 von Alfred Messel errichteten Landhaus, Caspar-Theiss- Ecke Wangenheimstraße in der Kolonie Grunewald, das heil über den zweiten Weltkrieg gekommen ist als einer der wenigen Messel-Bauten, die wir in Berlin noch besitzen. Hier ist Schöne zu den Göttern seiner Jugend zurückgekehrt, hat philologische Arbeiten geschrieben und eine Biographie seines Jugendfreundes, des Malers Heinrich Dreber, der ihn einst angeregt hatte, bei Friedrich Preller in Weimar Landschaftsmalerei zu studieren.

Pomplun

Aus dem Leben der Vereinigung

Nach dem plötzlichen Tod von Martin Henning am 10. Mai 1959, der nahezu 25 Jahre unsere Vereinsgeschicke so erfolgreich geleitet hatte, wurde Herr Gerhard Küchler mit der Führung der Vereinsgeschäfte beauftragt, am 18. 10. 59 zum 1. Vorsitzenden gewählt und ebenso in der Hauptversammlung vom 22. 1. 60 bestätigt.

In den verflossenen 1½ Jahren gelang es, die Arbeit der Vereinigung auf allen Gebieten der märkischen und berlinischen Landesgeschichte erfolgreich fortzusetzen und auszudehnen. Die Verbindungen zu geschichtswissenschaftlichen Institutionen und Bibliotheken wurden weiter ausgebaut, der Kontakt zu Wissenschaftlern und Förderern der Landesgeschichte in Berlin und dem Lande Brandenburg enger gestaltet. Die aktive Betätigung unserer Mitglieder ist sehr rege. Die Förderung der Studierenden der Landesgeschichte steigert sich von Jahr zu Jahr. Auf fünf weitere Archive und Geschichtsvereine dehnten wir unseren Schriftenaustausch aus. Die bewußte Ausweitung der Arbeit auf Nebengebiete heimatgeschichtlicher Forschungen führte neue Interessenten zu uns. An Vortragsabenden und bei den Besichtigungen steigerte sich die Besucherzahl.

Vortragsfolge:

1959

- 2. 10.: Dr. Eberhard Faden: Berlin und das Rote Kreuz. Zur 100. Wiederkehr des Tages von Solferino.
- 30. 10.: Hilde-Lore Schmidt-Fischer: Die Siedlungspolitik Friedrichs des Großen in der Mark Brandenburg.
- 13. 11.: Prof. Dr. O. F. Gandert: Christoph Gandert — ein Berliner Musiker 1659/1725.
- 4. 12.: Fritz Witte: Von der Wesensart märkischer Landschaftsgestaltung. Zum 170. Geburtstag von Peter Joseph Lenné — 1789/1866.

1960

- 8. 1.: Dr. Hans E. Pappenheim: Pierre Louis Moreau de Maupertuis, ein Europäer in Berlin 1740/59.
- 22. 1.: Wilhelm Fölsch: Heimatbilder aus der Mark Brandenburg.
- 5. 2.: Prof. Dr. Paul Ortwin Rave: Die Berliner Museen von der Kurfürstlichen Kunstkammer bis heute.
- 19. 2.: Prof. Dr. Helmut Winz: Berlins heutige Außenbezirke um 1800.
- 26. 2.: Dr. Werner Vogel / Hans-Werner Klünner / Wilhelm Sasse / Gerhard Küchler: „Zwischen Brandenburg und dem Harzrand“ Bericht der Studienfahrt I nach Helmstedt und dem Elm.
- 11. 3.: Dr. Eberhard Faden: Die Geschichte Berlins im Spiegel seiner wissenschaftlichen Vereine.
- 1. 4.: Dr. Heinz-Dieter Krausch: Botanik und Landesgeschichte.
- 22. 4.: Dr. Walter Heynen: Karl Blechen — ein märkischer Maler.
- 13. 5.: Dr. Hans Saring: Friedrich Adolf Trendelenburg — Berliner Philosoph und Hochschullehrer.

30. 9.: Dr. Manfred Stürzbecher: Die Berliner Charité 1710—1960.
14. 10.: Dr. Eberhard Faden: 150 Jahre Berliner Universität.
28. 10.: Richard Kieser: Die Zauche erkaufte nach dem 30jährigen Krieg den Frieden.
11. 11.: Dr. Ekhart Berckenhagen: Die Actionen des Großen Kurfürsten im Spiegel der zeitgenössischen Malerei Berlins.
25. 11.: Dr. Henning von Koss: Die Bredows in der märkischen Geschichte.
9. 12.: Gustav Leh: Der Berliner Marienkirche.

Wie üblich vereinigten wir uns vor den Vorträgen und an 40 weiteren Nachmittagen 1959 sowie an 45 Nachmittagen 1960 in den Bibliotheksstunden. Unsere Bücherei mit nunmehr annähernd 6000 Schriften über die Mark Brandenburg und Berlin wird in steigendem Maße auch von Nichtmitgliedern benutzt, da sie der Öffentlichkeit unentgeltlich in der Gedenkbibliothek zugänglich ist.

Mit 18 Besichtigungen und Führungen ergänzten wir unser Vortragsprogramm, darunter:

- Bundesanstalt für Materialprüfung
- Ausstellung „Berliner Theater 1700—1889“ im Märkischen Museum
- Wasserwerk Spandau
- Pergamon-Museum
- Schloßpark Bellevue (Vortrag Reinhard Besserer)
- Hanns-Fechner-Gedächtnisschau Rathaus Wilmersdorf
- Zoologischer Garten (Vortrag Dr. Heinz-Georg Klös)
- Marienkirche Berlin C 2 (Vortrag Gustav Leh)
- Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei August Wagner (Vortrag Prof. L. P. Kowalski)
- Gemäldeausstellung Berliner Meister „Berlin — Ort der Freiheit für die Kunst“ Schloß Charlottenburg (Vortrag Dr. Irmgard Wirth)
- Institut für Blumen- und Zierpflanzenbau der T.U. Berlin (Vortrag Prof. Dr. E. Böhnert)
- Dendrologischer Versuchsgarten Baumschulenweg (Vortrag Günther Bickerich)
- Schloß Bellevue (Vortrag Bodo Küttler)
- Bundeforschungsanstalt für Getreideverarbeitung (Vortrag Prof. Dr. Brückner)
- Reichstagsgebäude (Vortrag Bodo Küttler)

Die Überlieferung, „wandernd Geschichte zu erleben“, setzten wir auch im Berichtszeitraum mit 15 Wanderungen 1959 — darunter 1 Nachtwanderung — fort, 1960 mit gleichfalls 15 Wanderungen, obwohl der Raum Berlins durch die fortschreitende Bebauung immer beengter wird. Zum 75. Mal 1959 und zum 76. Mal 1960 veranstalteten wir unter großer Beteiligung die Weihnachtswanderung in den Grunewald.

Dank der Einladungen der Natur- und Heimatfreunde Potsdam konnten wir folgende Studienfahrten in die Mark Brandenburg unternehmen:

27. 9. und 11. 10. 1959: Busfahrt nach Potsdam (Theodor-Fontane-Archiv, Botanisches Institut der Pädagogischen Hochschule, Schlößchen Lindstedt, Cecilienhof, Gartenanlagen von Dr. Karl Förster, Bornim)

Pfingsten 1960: Besuch der Schlösser und Gärten in Potsdam-Sanssouci.

Himmelfahrt 1960: Busfahrt in den Niederen Fläming (Jüterbog, Kloster Zinna, Wiepersdorf, Dahme, Petkus).

25. 9. 1960: Busfahrt in die Nordmark (Fehrbellin, Neuruppin, Lindow, Rheinsberg, Gransee).

An eigenen Bus-Studienfahrten unternahmen wir:

18. 10. 1959: Busfahrt vom Weltstadt-Zentrum ins ländliche nördliche Berlin.

24./25. 10. 1959: Studienfahrt I „Zwischen Brandenburg und dem Harzrand“ nach Helmstedt und Umgebung.

11./12. 6. 1960: Studienfahrt II „Zwischen Brandenburg und dem Harzrand“ nach Helmstedt und dem südlichen Elm.

Ein Motorschiff-Ausflug am 28. 8. 1960 verschaffte frohe Stunden auf Spree und den westlichen Havel-Gewässern trotz eines heftigen Gewitters.

Die Weihnachtlichen Treffen 1959 und 1960 mit Lesungen märkisch-berlinischer Weihnachts-Erinnerungen, Liedvorträgen eines Singkreises und Blockflötenkreises vermittelten unseren Mitgliedern eindrucksvolle Stunden.

Im Brandenburgischen Kommerz X trafen sich die Herren Mitglieder zu froher Runde — die Damen vereinigten sich zur gleichen Stunde zu einem Geselligen Treffen mit Lichtbildervortrag Frau Dr. Gertrud Dorka „Begegnung märkischer und finnischer Frauen“.

Nach mehrjährigen Vorbereitungen konnte die Neufassung der Satzung einstimmige Annahme in der Hauptversammlung vom 22. 1. 1960 finden. In längeren Verhandlungen gelang es, vom Hauptfinanzamt für Körperschaften Berlin-Charlottenburg mit Wirkung vom 19. 10. 1959 ab die *steuerliche Anerkennung* als wissenschaftlich-gemeinnützige und besonders förderungswürdige Vereinigung zu erhalten.

An Veröffentlichungen brachten wir heraus:

1959 Mitteilungsblatt 32, 33; Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 10/1959. Dieses erfreute sich so lebhafter Nachfrage, daß die Auflage bereits vergriffen ist.

1960 Mitteilungsblatt 34, 35; Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 11/1960.

Zur wissenschaftlich bedeutsamen Arbeit unseres Mitglieds Dr. Werner Vogel „Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg“ leisteten wir einen Druckkosten-Zuschuß.

Im Berichtszeitraum hat uns der Tod eine ganze Reihe von Vereinsangehörigen entrissen. Wir trauern von Herzen um folgende Mitglieder, die zum Teil Jahrzehnte in unserer Mitte standen und von denen viele erhebliche Verdienste um unsere Vereinigung und um die märkische Landesgeschichte aufzuweisen haben:

- 1959 die Damen Elsbeth Henning, Gertrud Kollberg, Elsa Germershausen sowie die Herren Karl Dannemann, Max Krügel, Ernst Kuhn,
1960 die Damen Hildegart Marggraff, Frieda Hanspach, Charlotte Heinemann sowie die Herren Dr. Hans Bellée, Dr. Erich Heuer, Walther Hillmer, Fritz Rothschild, Willy Karg, Dr. Walter Stengel, Franz Gladbach, Prof. Dr. Willy Hoppe, Christoph Schwarz, Karl Lehn, Paul Herboth, Emil Schüler, Karl Hundsalz.

Die F o n t a n e - P l a k e t t e in Bronze für Verdienste um unsere Vereinigung konnten wir 1960 unseren langjährigen Mitgliedern Wilhelm von Bredow-Stechow und Karl Salomo verleihen.

Herr Univ.-Professor Dr. Friedrich S o l g e r entsprach unserer Bitte, am 16. 12. 1960 aus Anlaß seiner 10jährigen Zugehörigkeit zu unserer Vereinigung und in dankbarer Würdigung seiner besonderen Verdienste um die märkische Landesgeschichte, die *Ehrenmitgliedschaft* der Landesgeschichtlichen Vereinigung entgegenzunehmen.

Der Berichtszeitraum dieses Jahrbuchs weist gute Erfolge unserer Bestrebungen aus. Unser Dank hierfür gilt allen Mitgliedern und Freunden unserer Vereinigung, die sich tätig und fördernd in den Dienst der märkischen Landesgeschichte gestellt haben, den Herausgebern des Jahrbuchs, den Vortragenden und den Führern.
Gerhard Küchler

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Aus dem Inhalt der älteren Bände:

- 1950** H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau / J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwartz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau / Der Neurrupiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / H. Fricke: Dobbertin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal, Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin. II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1537—1543) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Frankfurter Studententrachten
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems. I. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus, II. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorf-
aue / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde in der Mark / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / M. Krügel: Buckow als Mediastadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953
- 1953** Dr. J. Schmidt. Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: Jean Pauls Berliner Abenteuer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preußischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischerstechen und Halloren / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremmen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762
- 1954** Dr. E. Kaeber: Willy Hoppe als märkischer Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“) / Dr. H. Fricke: Fontanes Historik / A. Ludewig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Dr. E. Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Dr. R. Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Dr. C. Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855—1867) / W. Eulert: Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier / Dr. H. Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Dr. O. Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungs-

kunde der Altmark / Dr. E. Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit / Dr. H. E. Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes

- 1955** Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung / Univ.-Prof. Dr. Dr. L. Richter: Kierkegaard in Berlin / A. Ludewig: Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin / Dr. H. Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik / Dr. P. Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel / Prof. Dr. A. Suhle: Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. / Dr. R. Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 / Dr. G. Stein: Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich / E. B. Zornemann und Dr. E. Faden: Dr. Hermann Kügler — Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde / Dr. H. Fricke: Bibliographie der dichterischen Werke von Martin Anton Niendorf
- 1956** Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Bekenntnis zur Kurmark / Dr. R. Lehmann: Die Erforschung des Spreewaldes / Dr. E. Schwartz: Die Tuchmachergilde in Prenzlau / Dr. H. Fricke: Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnels über der Spree / Dr. H. E. Pappenheim: Das Belvedere auf dem Pichelsberg / Dr. Hans Saring: Karl Friedrich von Beyme / K. Pomplun: Das Gutshaus in Steglitz / Dr. C. Meyer: Hundert Jahre „Aktienbudiker“. Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin
- 1957** Dr. H. Fricke: Joachim Christian Blum. Der Spaziergänger von Ratenau / Prof. Dr. J. Wütschke: Der „Brückenkopf Magdeburg“ nach dem Slawenaufstand von 982 / Prof. Dr. Dr. W. Delius: Der Jurist Johannes Brunnemann (1608—1672) und der Pietismus / J. Wiese: Sprachgrenzen in der Mark Brandenburg / Prof. Dr. E. Unger: Chorgestaltung und Ostgiebel der Hauptkirchen von Gransee, Prenzlau, Wittstock und Neubrandenburg / Dr. J. Seeger: Der Berliner Kupferstecher Eduard Eichens und seine Künstlerfahrt nach Paris und Parma / Dr. G. Stein: Ein Schloßbau Joachims I. Baugeschichtliche Untersuchungen auf der Spandauer Zitadelle / Dr. O. Kohut: Aus der Geschichte der Kolonie Grunewald / Dr. E. Faden: Uran in Berlin
- 1958** H. Zopf: Karl Theophil Guichard gen. v. Quintus Icilius / Dr. B. Schulze: Geist von Beeren / Dr. H. Fricke: Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane / Dr. H. Schall: Der Name Potsdam und die „Insel des Chotěmysl“ / Dr. G. Stein: Ofenkeramik der Gotik und Renaissance auf der Spandauer Zitadelle
- 1959** Dr. B. Schulze: Die Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark / Dr. W. Heynen: Kugler-Menzel / Dr. W. Lademann: Vant Olle Ssäländörp. Eine sprachliche Studie / Dr. R. Lehmann: Brandenburg-Preußen und die Niederlausitz / O. Kieser: Die brandenburgische Südgrenze bei Doberlug als Mundartgrenze / Dr. Ing. F. Mielke: Vom Wiederaufbau in Potsdam / Dr. E. Faden: Berlin und die Genfer Konvention vom Roten Kreuz / H. Methling: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehemaligen Provinz Brandenburg / Dr. H. Schall: Der Pristavel und die Städtenamen Pritzwalk und Pasewalk

Jahrgang 1959 ist vergriffen, alle anderen sind noch lieferbar (Preis je Jahrgang DM 4,50) durch die

FONTANE-BUCHHANDLUNG Dora Pohlmann
Berlin-Neukölln, Hermannstraße 54, Ruf: 62 63 00

www.books2ebooks.eu